



**JÜDISCHES LEBEN
IN HESSEN**

> Seite 13

**DARMSTÄDTER
THEATER-
GESCHICHTEN**

> Seite 35

**NEUE AUSSTELLUN-
GEN UND VERAN-
STALTUNGEN**

> Seite 83

**BEITRÄGE VON
MICHAEL WOLFFSOHN
UND MICHA BRUMLIK**

> Seite 4, 8



■ GASTBEITRAG VON MICHAEL WOLFFSOHN

- 4 Existenz auf Widerruf**
1700 Jahre Juden in Deutschland

■ DENKANSTOSS VON MICHA BRUMLIK

- 8 „Verblieb ich jüdisch, römisch, deutsch zugleich“**
Gedanken über das deutsche Judentum

■ JÜDISCHES LEBEN IN HESSEN

- 13 Die Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen**
Ihre Geschichte und ihre Aufgaben
- 18 Zeugnisse jüdischer Geschichte und Geschichten aus Frankfurt**
Das Archiv und das „Familie Frank Zentrum“ am Jüdischen Museum Frankfurt
- 22 Fast 6000 Quellennachweise**
Darmstädter Archivalien zum jüdischen Leben bis zur Emanzipationszeit

- 27 Von einem betagten Schutzjuden, seiner ledigen Tochter und einem zweitgeborenen Sohn**
Strategien zur Existenzsicherung im 18. Jahrhundert in Hessen-Kassel

- 31 Jüdische Gemeinden zwischen Reform und Orthodoxie**
Innerreligiöse Konflikte im Spiegel der behördlichen Überlieferung

■ DARMSTÄDTER THEATERGESCHICHTEN

- 35 Berufen, der Wissenschaft Dienst zu leisten**
Die Theatersammlung in der ULB Darmstadt
- 42 Ein Lebensbild in mehreren Akten**
Der Bühnenbildner Lothar Schenck von Trapp (1889–1950) im Hessischen Landesarchiv
- 46 „Ich merke erst jetzt, wie schön es ist, sich in Ruhe auf die Musik zu konzentrieren.“**
Presse-Archiv des Dirigenten Hans Drewanz an die ULB Darmstadt übergeben
- 50 Singende Vorfahrin entdeckt**
Archivarin stößt in Darmstädter Beständen auf Berliner Star-Sopranistin

■ AUS DEN BESTÄNDEN

- 54 Göttliche Figurentrends**
Rätselhafte Allegorie in einem Stammbuch des Staatsarchivs Darmstadt
- 56 Luise an Wilhelmine**
Das Staatsarchiv Darmstadt ersteigert Briefe der ersten Großherzogin
- 59 Lost Generation**
Der angehende Maler Hans Ernst Heusohn (1897–1915)
- 62 Fotos aus dem Kriegsgefangenenlager Kassel-Niederzwehren**
Neuzugang im Kasseler Stadtarchiv
- 65 Frankfurter Spuren im Archiv der Evangelischen Frauenhilfe in Deutschland**
- 69 „Die behandeln das Zeug wie Kartoffeln“**
Die Beseitigung von Kampfstoffen auf dem Gelände des Frankfurter Flughafens in den 1980er Jahren

■ FORSCHUNG

- 73 Eine Entführung macht Geschichte**
Neue Buchpublikation zum Riesencodex der Hildegard von Bingen
- 79 Hessische Skandale**
Neuerscheinung einer Publikation der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung und des Hessischen Landesarchivs
- 80 Gretchentragödien**
Neuerscheinung eines Buches über Kindsmörderinnen im 19. Jahrhundert

■ NEUE AUSSTELLUNGEN UND VERANSTALTUNGEN

- 83 Eine Reise in den Orient 1869**
Ausstellung historischer Fotografien im Hessischen Staatsarchiv Darmstadt
- 89 Rhythm Torpedoes und Monuments Men**
Abschluss der Ausstellung zum Central Collecting Point im Staatsarchiv Marburg

- 93 Beuerle-Kanons in Bild und Ton**
Ein Werkstattbericht

■ NEUES AUS DER ARCHIVARBEIT

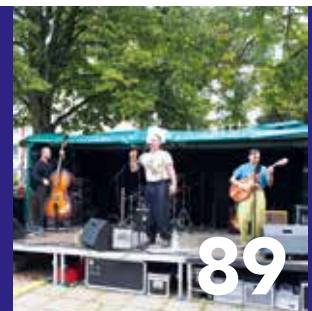
- 95 Dokumentationszentrum für die Wirtschaftsgeschichte**
Das Hessische Wirtschaftsarchiv als Partner für Wirtschaft und Wissenschaft
- 99 Kurgeschichte digital**
Drei Lagis-Module zur Historie des Kur- und Modebades Bad Homburg vor der Höhe
- 104 Normdaten im Hessischen Landesarchiv**
Erprobung von Verfahren zur Anreicherung der Erschließungsdaten in Arcinsys
- 108 Online-Schutzfristverkürzungsantrag in Arcinsys**
- 112 Digitale Gegenwart auf dem Weg ins Archiv**
Ingestprozessmodul erleichtert künftig digitale Übernahmen

■ IMPRESSUM

- 115 Impressum**



99



89

■ Existenz auf Widerruf

1700 Jahre Juden in Deutschland

Der Historiker und Publizist Michael Wolffsohn lehrte von 1981 bis 2012 Neuere Geschichte an der Universität der Bundeswehr in München. Er ist ausgewiesener Experte zur deutsch-jüdischen Geschichte und publizierte in der Zeitung „Die Welt“ am 2. Januar 2021 einen Essay zum Jubiläumsjahr „1700 Jahre Juden in Deutschland“, der zu Beginn dieses Heftes der Archivnachrichten wiederabgedruckt wird.

Im Jahr 2021 ist Deutschland im Judenjubiläum. Staatlich verordnet werden 1700 Jahre deutschjüdischen Lebens gefeiert, dessen Beginn auf das Jahr 321 n. Chr. datiert wird. Geplant sind neben einem Festakt in Köln zahlrei-

che Kulturevents in allen Teilen des Landes sowie die Herausgabe von Publikationen. Was spricht dagegen, dass die Bundesrepublik ihre Bürger zum Judenjubiläum anfeuert? Nichts! Es ehrt die Repräsentanten dieses Staates.



Wappentafel der am 15. Februar 1868 eingeweihten Synagoge in Seeheim an der Bergstraße in den hessischen Landesfarben und hebräisch und deutsch aufgemalten Fürstengebet für Großherzog Ludwig III. v. Hessen und bei Rhein und sein ganzes fürstliches Haus (HStAD Best. R 4 Nr. 24242)

Im Jahre 321 n. Chr. gehörten weite Teile des heutigen Deutschlands zum Römischen Weltreich. In jenem Jahr unterzeichnete Kaiser Konstantin ein Dekret, das erstmals die Berufung von Juden in den Kölner Stadtrat gestattete. Es ist lediglich die erste schriftliche Überlieferung deutschjüdischen Lebens. Faktisch gab es sicher schon etwa 300 Jahre früher Juden auf deutschem Boden. Denn: Wo Rom war und wohin Rom ging, lebten und kamen zahlreiche Juden, rund ums Mittelmeer und darüber hinaus – auch schon vor der im Jahre 70 n. Chr. mit der Zerstörung des Zweiten Jerusalemer Tempels durch Rom erzwungenen europäischen Diaspora.

Konstantin und jüdische Mitbestimmung – das suggeriert konstantinische Toleranz. Davon kann keine Rede sein. Dieser Kaiser verbot den Juden, Proselyten aufzunehmen, und den Christen, zum Judentum überzutreten. Den Übertritt von Juden zum Christentum förderte er. Konstantins Menschlichkeit hielt sich in engsten Grenzen. Fünf Jahre nach seinem schein tolerantem Edikt ließ er seine Frau Fausta und seinen ältesten Sohn Crispus ermorden.

Konstantin wollte die Juden nicht, er brauchte sie. Im zwar hoch entwickelten, doch bereits zerfallenden, krisengeschüttelten Römischen Reich und ganz besonders im damals unterentwickelten Germanien wurden Bürger gebraucht, die – spitz formuliert: anders als die wenigen einheimischen und als die vielen ein- oder zugewanderten Barbaren – lesen und schreiben oder Geld- und Fernhandel betreiben konnten. Juden lebten also am „deutschen Rhein“ bereits vor den meistens erst später eingewanderten Germanen.

Konstantins Judenpolitik kennzeichnet epochenübergreifend deutschjüdische, ja, diasporajüdische Existenz. Juden waren im bald ganz christlichen Abendland nicht gewollt. Willkommen waren sie nur, wo, wenn und solange sie gebraucht wurden. Es galt das Gesetz eiskalter Nützlichkeit. Daraus folgt: Jüdisches Leben war, nicht nur in Deutschland, Existenz auf Widerruf.

Christlicher Antijudaismus, Diskriminierung von Juden durch Christen, war so alt wie das Christentum. Doch zur Liquidierung von Juden kam es im spätantiken und frühmittelalterlichen Vordeutschland, ebenso wie im westlichen und südlichen Europa bis Mitte des 11. Jahrhunderts so gut wie nie. Denn Juden wurden gebraucht. Nicht jeder Jude betrieb Geld- oder Fernhandel, doch jeder Geld- und Fernhandel treibende Jude brauchte (s)eine jüdische Infrastruktur.

Folglich wurden „die“ Juden geduldet. Mitte des 11. Jahrhunderts war es dann aber so weit: Nun konnte



Hebräische Handschrift (HStAD Best. R 5 Nr. 137)

und wollte die nicht jüdisch vorbürgerliche Bevölkerung – auch im islamischen Spanien – ins lukrative Geschäft einsteigen oder schuldenfrei werden. Das galt zum Beispiel auch für viele Teilnehmer des Ersten Kreuzzuges (1096–1099). Auf dem Weg ins Heilige Land wollte der aufgehetzte verarmte ländliche und städtische Pöbel an Rhein und Mosel die Heimat judenrein und schuldenfrei machen – durch Massaker, unterstützt von Desperados aus Ostfrankreich, Flandern und England.

Dem ökonomischen Druck von unten – nicht nur aus Deutschland – nachgebend, verschärfte der Vatikan im 13. Jahrhundert die antijüdische Gangart theologisch. Textlich und auch bildlich wurde Judenfeindschaft als Mode zur Schau gestellt. In deutschen Kirchen mehr als woanders war das vulgäre Motiv der „Judensau“ beliebt. An Hut und wie damalige Prostituierte an gelber Kleidung mussten Juden als Juden erkennbar sein. Ans Judengelb knüpften die Nazis später an.

Bemerkenswert ist die Soziologie des Antijudaismus. Auf deutschem Boden und über ihn hinaus einte bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts eine nicht nur reli-



Bauarbeiter posieren auf den Trümmern der abgebrochenen Synagoge auf dem Michelsberg in Wiesbaden, 1938 (HHStAW Best. 3008/1 Nr. 140000)



Enthüllung einer Gedenktafel an der Synagoge in der Wiesbadener Friedrichstraße in Anwesenheit des Präsidenten des Zentralrats der Juden in Deutschland, des Landtagspräsidenten, des Oberbürgermeisters und zahlreicher Gäste, 1968 (HHStAW Best. 3008/47 Nr. 4708)

giös legitimierte Diskriminierung der Juden die einheimischen Ober-, Mittel- und Unterschichten.

Die Oberschichten, auch die katholischen und später evangelischen, stellten sich schützend vor die Juden. Sie taten das freilich weniger aus „christlicher Nächstenliebe“ als vielmehr aus wirtschaftlicher Vernunft. Durch Schutzgelder bereicherten sie sich persönlich an den Juden, und sie brauchten die allgemein besser gebildeten und meistens auch besser verdienenden Juden volkswirtschaftlich. Vom relativen Wohlstand, zumindest ihrer Klientel, hing das politische Überleben der Obrigkeit ab. Wenn und weil Unter- und Mittelschichten gegen die Obrigkeit rebellierten und politisch obsiegten, drohte den Juden meistens mörderische Gefahr.

Deshalb waren nicht nur die deutschen Juden alles andere als „Revoluzzer“ oder „Ruhestörer“. Obrigkeit war für sie in der Regel trotz immerwährender Diskriminierung Schutz vor Liquidierung. Wenn jedoch die Obrigkeit von sich aus dem antijüdischen Druck von unten nachgab, waren die Juden verloren. So geschehen in „Deutschland“, West- und Zentraleuropa im Zeitalter der Pestpandemien ab 1348 bis zu den frühneuzeitlichen Umbrüchen, die bis ins frühe 16. Jahrhundert Kettenreaktionen von Judenvertreibungen auslösten – zum Beispiel 1492 aus Spanien, 1497 aus Portugal und zuletzt 1519 aus Regensburg. Nun waren Europas Mitte und Westen quasi „judenrein“. Juden ließ die Obrigkeit erst wieder nach den Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges ins Land. Wie weiland Kaiser Konstantin holte 1671 zum Beispiel Brandenburgs Großer Kurfürst Juden in sein Land. Er brauchte geistig und unternehmerisch gebildete Bürger – Juden und ab 1685 Hugenotten.

Größer als je zuvor war nicht nur in Deutschland während der Ersten Industriellen Revolution in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Bedarf an fähigen Modernisierern, nicht zuletzt eben Juden. Die Zweite Industrielle Revolution seit dem späten 19. Jahrhundert wollte die nicht jüdische Mittelschicht selbst gestalten. Wie stets zuvor erstarkte die „Juden raus!“-Welle. Ein „judenreines“ Deutschland und Europa strebten ab 1933 die Nazis im Rahmen der „Endlösung“ an. Sechsmillionenfach gelang es ihnen. Nicht ganz. Den Alliierten sei Dank. Hereingebeten wurden Juden nach 1945/49 weder von der alten Bundesrepublik noch der DDR. Manche kamen trotzdem.

Sie kamen nicht los von Deutschland. Trotz allem, nach allem. Ab 1990, in der Ära der Wiedervereinigung, als die „Angst vor Deutschland“ grassierte, brauchte



Veranstaltungspakat zum Gesang von „jiddischen Liedern“ von Roswitha Dasch und Elke Masino am 29. Oktober 1995 im Bürgerhaus in Alsbach, 1995 (HStAD Best. R 2 Nr. 5087)

die neue Bundesrepublik Imagepflege. Kanzler Kohl schnappte Israel rund zweihunderttausend Juden weg, die aus der Sowjetunion eigentlich in den Jüdischen Staat sollten. Ohne sie wäre das damals nur noch winzige Judentum in Deutschland ausgestorben.

So hat es einstweilen überlebt. Dauerhaft? Heute ist Deutschland auch ohne Juden hoch angesehen. Einem Großteil der vermeintlichen Geistes-„Elite“ Deutschlands, weiten Kreisen des linken und rechten Bürgertums sowie Rechtsextremisten, Linksextremisten und vielen Muslimen gelten Diasporajuden generell als Fünfte Kolonne Israels. Wieder droht daher den Juden Gefahr von unten. Anders als seit 321 n. Chr. sind wir Juden nicht mehr auf Gnade angewiesen. Wir haben Israel. Ein „judenreines“ Deutschland verlöre aber dringend benötigtes israelisches sowie allgemein jüdisches Know-how. Deutschland hat die Wahl.

Michael Wolffsohn, München

■ „Verblieb ich jüdisch, römisch, deutsch zugleich“

Gedanken über das deutsche Judentum

Der renommierte Erziehungswissenschaftler und Publizist Micha Brumlik, der als Professor unter anderem an den Universitäten Heidelberg und Frankfurt lehrte, nähert sich der Thematik dieses Heftes ganz persönlich.

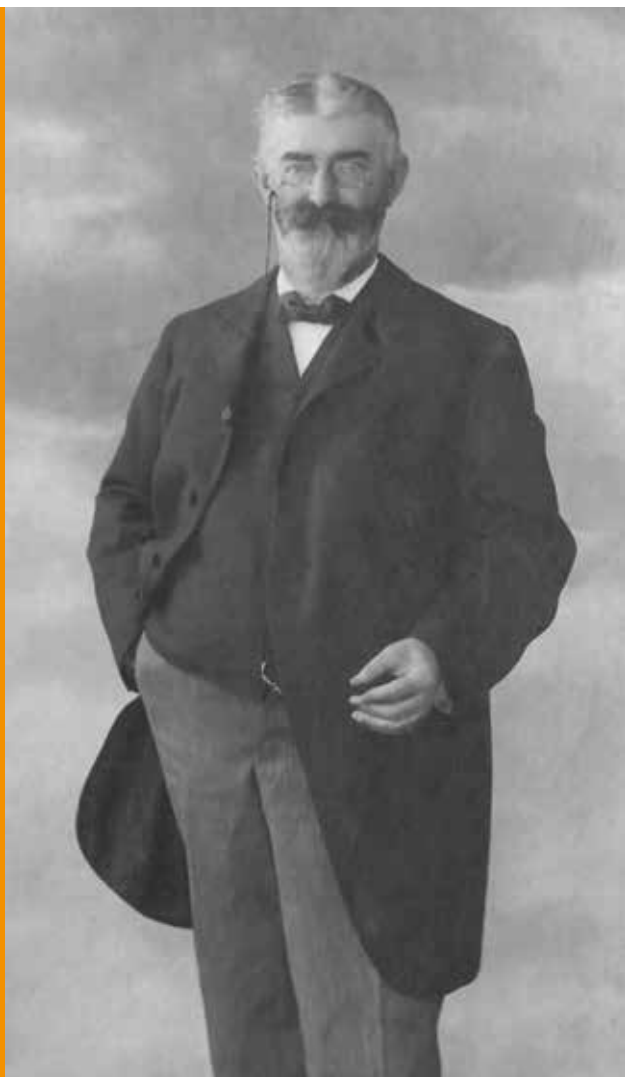
■ Herkunft eines deutschen Juden?

Ja, der Autor dieses Beitrags ist ein Kind des neuzeitlichen Judentums im deutschsprachigen Bereich. Dieses neuzeitliche Judentum wurde weitestgehend als urbane Bevölkerungsgruppe wahrgenommen – eine

auf den ersten Blick durchaus stimmige Wahrnehmung, gleichwohl: Noch 1925 lebten annähernd 20 Prozent der Juden Deutschlands sowie Böhmens und Mährens auf dem Lande.¹ Diese zum Teil sehr kleinen Gemeinden waren zu Beginn des Zwanzigsten Jahrhunderts stark überaltert. Typisch für diese Siedlungsform war es, dass auf dem Lande, anders als man es vielleicht vermutet hätte, die Konzentration auf Handelsberufe noch größer war als in der Stadt; allerdings gelang es dem größten Teil der Landjuden wegen der zunehmenden Konkurrenz der landwirtschaftlichen Kooperativen und der dauernden Agrarkrise immer weniger, sich vom Vieh-, Getreide- oder Weinhandel zu ernähren.²

Bei alledem war dieses Landjudentum stark traditionell geprägt und in seiner sozialen Zusammensetzung äußerst homogen. Die Autorin Liselotte Stern zeichnet in ihren Erinnerungen ein anschauliches Bild ihrer Kindheit in der Kleinstadt Weikersheim in Baden-Württemberg: „Wir lebten in unserem großen Haus [... das] drei Wohnungen enthielt – eine für uns, eine für die Großeltern und eine zum Vermieten [...]. Im Winter wurden Fenster und Türen abgedichtet, so daß das Haus gemütlich warm blieb. Wenn das Frühjahr kam, hieß es ‚Türen und Fenster auf!‘, und das Großreinemachen für Pessach begann. Das Pessachfest fiel meist auf dieselbe Zeit wie Ostern, und wir Kinder durften dann immer Mazze zu Nachbarn und Bekannten bringen [...]. Die christlichen Freunde freuten sich immer sehr über diese Aufmerksamkeit und schenkten uns entweder Obst, Butter oder Eier dafür [...]. Zu Purim wurden wir Kinder verkleidet und besuchten den Purimball im Cafe Fechenbach in Bad Mergentheim“. Diesem Milieu entstammt auch der Verfasser dieser Zeilen – jedenfalls zu einem Teil.

Mein Urgroßvater Josef Brumlik, ein Kaufmann, emigrierte 1875 von Prag nach Frankfurt am Main – ein



Joseph Brumlik, der Großvater des Autors



Urgroßvater, der vier Söhne hatte: Otto, Alfred, Hugo und Rudolf. Während Otto und Hugo in Frankfurt am Main das Teppich- und Gardinen-Haus Brumlik, das später ‚arisierte‘ TEGA Haus, eröffneten, mussten Alfred und Rudolf in das provinziellere Gießen ziehen, wo sie ein Möbelgeschäft betrieben. In Gießen aber traf mein Großvater Alfred die Tochter eines hessischen jüdischen Viehhändlers (Viehjude), Else Haas, und heiratete sie: Dieser Ehe entsprangen mein Vater, Josef Brumlik, und seine jüngere Schwester Esther. Während es nach 1933 meinem Großonkel Otto gelang, über Frankreich in die USA zu fliehen, wo er sich schließlich in San Francisco niederließ, emigrierten mein Großvater Alfred und seine Frau Else mit ihrer Tochter Esther nach Palästina, wo sie zu den Mitgründern des heute nicht mehr bestehenden Kibbuz Matzuba im Nordwesten Galiläas wurden – eines Kibbuz, in dem ich selbst noch in den 1960er Jahren ein Jahr lebte, dort Hebräisch lernte und landwirtschaftliche Hilfsarbeit verrichtete. So sehr es also mein Großvater darauf abgesehen hatte, das landjüdische, bäuerliche Herkunftsmilieu seiner Frau Else hinter sich zu lassen, so musste es ihn bitter angewandelt haben, seine zweite Lebenshälfte nun doch wieder in einem Kibbuz, also einem landwirtschaftlichen Betrieb zu verbringen.

Josef Brumlik, der Vater des Autors, und seine Ehefrau Recha. Links neben Josef Brumlik seine Schwester Esther (mit Brille). Im Vordergrund der Autor, Micha Brumlik.

Meinem Vater gelang es in den frühen 1930er Jahren indes, in die Schweiz zu flüchten, wo er meine Mutter Recha, geb. Mohrer traf. Sie war in Frankfurt am Main geboren worden und bereits 1933 nach Frankreich emigriert, um 1942 von dort in die Schweiz zu gelangen. Dort begegnete sie in einem Flüchtlingslager nahe Davos meinem Vater und heiratete in Davos, wo mein Vater, der bereits 1938 in die Schweiz gekommen war, Leiter von Hilfseinrichtungen für jüdische Flüchtlinge und Überlebende der Shoah war. Meine Mutter aber war, weil bereits in Deutschland geboren, das, was damals eine ‚Galizianer Jeckete‘ genannt wurde, waren doch ihre Eltern noch in Polen geboren worden und erst um die Jahrhundertwende ins Deutsche Reich eingewandert.

Jahre später, im Jahr 1952, nach unserer doch sehr frühen Rückkehr nach Deutschland, in die Geburtsstadt meiner Mutter, und nach der Trennung von meiner Mutter zog mein Vater in seine Geburtsstadt Gießen zurück, wo er auch begraben wurde – ebenso

wie sein Onkel Rudolf. Während es meinem Großonkel Otto und meinem Großvater Alfred gelang, ihre Leben zu retten, traf meinen Großonkel Hugo ein tragisches Schicksal. Beim Versuch, 1940 von Frankreich nach Spanien zu fliehen, wurde er von der französischen Grenzwa­che zurückgerufen, kehrte um und wurde in ein Vernichtungslager deportiert.

Entstamme ich also auch jenem wenig bekannten deutschen Landjudentum? Als typisch landjüdisch er­innere ich mich immerhin gelegentlicher Äußerungen meines aus Israel, aus dem galiläischen Kibbuz Matzuva angereisten Großvaters, der sich nicht selten deut­lich hessisch gefärbten Deutsch in der unverblümten, oftmals grobianischen und sogar vulgären Sprechwei­se hessischer Viehhändler äußerte, und das, obwohl er selbst Inhaber eines Möbelgeschäftes war, indes: In seinem Gehabe und seiner Sprache war die Prä­gung durch das hessische Landjudentum, dem meine Großmutter Else entstammte, noch stark gegenwärtig. Deutsches Judentum? In der wissenschaftlichen Litera­tur wird es als „aschkenasisch“ bezeichnet.

■ Aschkenasisches Judentum

Was aber heißt ‚aschkenasisch‘? Dieser für deutsche und ostmitteleuropäische bis hin zu russischen Juden, von mittelalterlichen Rabbinern geprägte Begriff stellt zunächst einen in der Hebräischen Bibel verwendeten Namen für geographische Regionen, genauer für Stämme, für die Kinder ‚Gomers‘ dar. In Genesis 10:3, Chronik 1:6 sowie Jeremia 51:27 werden dort Land­schaften in der Nähe des heutigen Armenien und des oberen Euphrat genannt, Landschaften auch in der Nähe des Königreiches Ararat.

Später wurde das erste Siedlungsgebiet von Juden in Nordwesteuropa, vor allem an den Ufern des Rheins als ‚Aschkenas‘ bezeichnet. Im babylonischen Talmud (Joma 10a) – also einer Schrift aus der späten Antike – wird der biblische Gomer, der Vater des ‚Aschkenas‘ erwähnt. Dort geht es um die kriegerischen Konflikte zwischen Rom und Persien sowie um die Zerstörung des Tempels zu Jerusalem. An der entsprechenden Stelle heißt es: „Gomer ist Carmania“, worunter zunächst ein Küstenstreifen am Persischen Golf verstanden wurde. In rabbinischen Schriften wurde diese Region schließ­lich vor dem Hintergrund lateinischer Sprachkenntnisse der Rabbiner mit ‚Germania‘ identifiziert.³

Als erste gesicherte Bezeichnung kann eine Er­wähnung bei dem berühmten hochmittelalterlichen Bibel- und Talmudkommentator Rashi gelten, der mit ‚Aschkenas‘ die damalige deutsche Sprache sowie die Siedlungsgebiete am Rhein meinte. Rabbi Eliezer ben

Nathan gar unterschied im frühen Zwölften Jahrhun­dert genau zwischen ‚Zorfatim‘ und ‚Aschkenasim‘, d.h. zwischen Franzosen und Deutschen. Damit steht fest, dass die Bezeichnung ‚Aschkenasim‘ seit dem Hoch­mittelalter tatsächlich auf Juden angewendet wurde, die in deutschsprachigen Gebieten lebten. Briefe aus syrischen und byzantinischen jüdischen Gemein­den weisen die Bezeichnung ‚aschkenasisch‘ für christliche Kreuzfahrer aus.

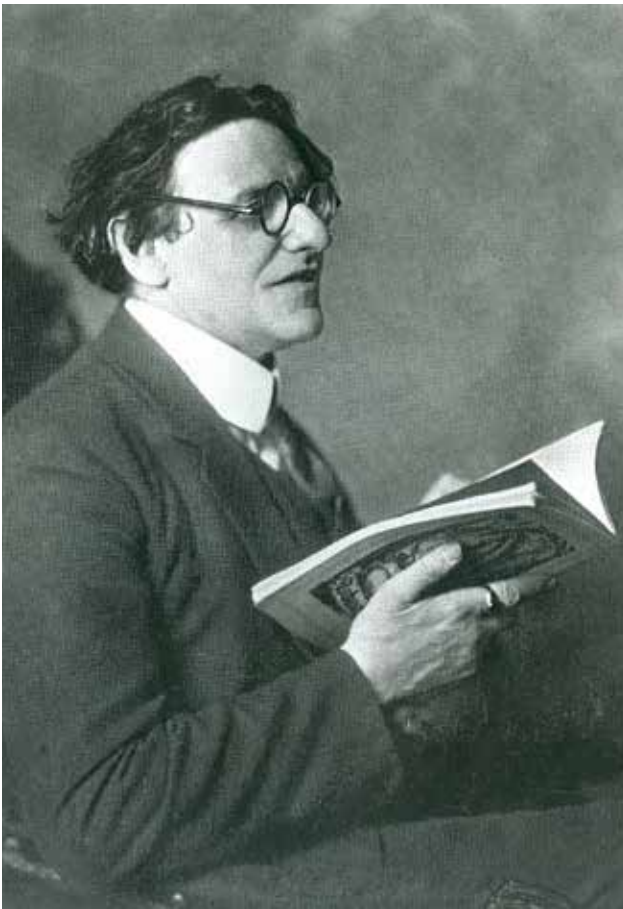
„The use of the term ‚Ashkenazi‘“, so die ‚Ency­clopedia Judaica‘, „to denote a distinct cultural entity, comprising the communities of northern France and the Slavonic countries previously known as ‚Erez Kena­an‘, can be discerned in sources dating from as early as the 14th. Century.“⁴

Kurz nach diesen Zeitpunkt begann allerdings die in aller Regel völlig unfreiwillige Wanderung der asch­kenasischen Juden zunächst in das Gebiet des heu­tigen Polen, dann bis nach Russland, von Litauen im Norden bis nach Moldawien im Süden. Bei alledem ist darauf hinzuweisen, dass die jüdische Wanderbe­wegung aus Aschkenas, aus Polen und Litauen weiter nach Osten im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts aus Angst vor „judaisierenden Häresien“ gestoppt wurde – spätestens seit dem frühen 17. Jahrhundert. Von der Teilung Polens an durften sich aschkenasische Juden nicht mehr neu auf russischem Boden ansiedeln.

Das ändert freilich nichts daran, dass ein großer Teil der im 20. Jahrhundert aus der Sowjetunion in die Bun­desrepublik Deutschland eingewanderten Juden – auf jeden Fall, sofern sie einen deutschen Namen aufwei­sen – als Nachfahren der im späten Mittelalter vertrie­benen aschkenasischen Juden gelten müssen. Nun ist einzuräumen, dass die Bundesrepublik Deutschland (im Unterschied zur DDR) im Falle der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus bereits erhebliches geleistet hat – die sog. ‚Wiedergutmachung‘. Indes: Der historische Rückblick sowie die spanischen und portugiesischen Gesetze zeigen, dass europäischer Juden­hass durch­aus weiter zurückreicht, er zur nationalen Geschichte gehört und daher auch in einer verantwortungsvoll übernommenen Nationalgeschichte berücksichtigt werden kann.

■ Deutsch-jüdische Symbiose – damals und heute

Gerschom Scholems geharnischter Einspruch gegen den Begriff einer „deutsch-jüdischen“ Symbiose⁵ – geäußert zuerst in einem offenen Brief – erhob auf verschiedenen Ebenen. Einwände gegen diese sei­ner Überzeugung nach nie wirklich existiert habende Lebensform. Scholem bezweifel­te sowohl, dass es



Karl Wolfskehl, 1910 (HStAD Best. R 4 Nr. 22501)

eine spezifisch deutsch-jüdische Lebensform gab als auch, dass es tatsächlich zu einem langanhaltenden, einem eigenen Entwurf folgenden faktischen Zusammenleben von Deutschen und Juden gekommen sei, wobei dabei stillschweigend unterstellt wird, dass es eine wirklich, eindeutig kriterial feststellbare, geradezu essentialistische Differenz zwischen Deutschtum und Judentum gibt. Scholem bestritt nicht nur, dass es ein deutsch-jüdisches Gespräch in irgendeinem echten Sinne als historisches Phänomen je gegeben habe, weil dazu zwei gehören, sondern mehr noch, dass es gar eine Symbiose gegeben habe: Zwar hätten die Juden ein Gespräch mit den Deutschen gesucht, aber nie eine Reaktion erhalten. Schließlich habe es nie eine „unzerstörbare geistige Gemeinsamkeit des deutschen mit dem jüdischen Wesen“ gegeben, während auch humane nichtjüdische Gesprächspartner wie von „Humboldt bis zu George“ die Selbstaufgabe der Juden in fortschreitender Atomisierung und auflösender Gemeinschaft erwartet hätten.

Stefan George (1869–1948)? Als sich Freunde und Jünger des selbsternannten geistigen Aristokraten 1919, nach dem Ersten Weltkrieg, auf seine Einladung in Heidelberg wieder trafen, fehlte unter anderem der



Stefan George, 1910 (HStAD Best. R 4 Nr. 22303)

nicht eingeladene jüdisch-deutsche Dichter Karl Wolfskehl (1869–1948), der George und sein Werk jahrelang propagiert und beherbergt hatte und der ihn, anders als die meisten seiner oft genug devoten Anhänger, „nur“ seiner Dichtkunst und nicht seines persönlichen Charismas wegen verehrt hatte und ihm – auch nach persönlichen Brückierungen, nach dem Verweigern eines flehentlich erbetenen Briefes lebenslang die Treue hielt. Noch im Abschied, am Ende des Gedichts ‚An die Deutschen‘ heißt es bei Wolfskehl:

„Und dein Tag gar ist der meine.
Auch um meine Stirne wand
Stefan, Flammenhort vom Rheine,
Heil der Herzen, Er der Eine,
Unsres Stromes Silberband [...]“⁶

Am Schicksal dieses beinahe ungebrochen Getreuen, am Schicksal Karl Wolfskehls, der erblindet, aber im diktierenden Verfassen von Briefen von bewundernswerter Produktivität 1948 in Neuseeland gestorben ist und dessen Werke weitgehend vergriffen sind, Werke, die an dichterischer Kraft den Arbeiten

Georges nicht im mindesten nachstehen, wird das Versagen der geistesaristokratischen Utopie besonders deutlich. Wolfskehl, der sich in einem privaten Mythos als Nachfahre einer seit Jahrhunderten auf deutschem Boden lebenden jüdischen Familie verstand und sich stets als ‚deutsch‘ und ‚jüdisch‘ und ‚römisch‘ verstand, hatte bei allem dichterischen Überschwang einen nüchternen Blick für politische Entwicklungen. Und dennoch: Das Gedicht ‚Die drei Welten‘ und dort der Abschnitt ‚Das fünfte Fenster‘: *Ultimus vatum* (Der letzte der Seher) artikuliert diesen Identitätswurf überdeutlich:

„Zu Lucca saß ich lang im Land Tuskan,
Seit unsres Tempels Fall. Dann zog der Ahn,
Wie einst zum Nil Ur-Jakobs Karawan –
Großkarl gebots – zum Rhein. Für ein Jahrtausend
Saß ich am Rhein, in Ried und Städten hausend,
Im Dienst des Herrn, der Herren, hoffend, grausend.
Am Frankenrhein sog ich lateinischen Hauch,
In Rheins Wein löscht ich mit der Väter Brauch
Das Sabbathlicht. Den Kaisern zugehörig,
Heimlich und aufrecht, weltweis, gottestörig
Verblieb ich, jüdisch, römisch, deutsch zugleich,
Ein Mann des Altreichs, bis ins Neue Reich [...]“⁷

Anders als andere jüdische Mitglieder des George Kreises, an deren Blindheit gegenüber der drohenden Gefahr Wolfskehl verzweifelte, verließ er unmittelbar nach dem Reichstagsbrand, am 28. Februar 1933 Deutschland für immer, um nach einem zunächst hoffnungsvoll aufgesuchten Exil im faschistischen Italien und zunehmender gesundheitlicher und materieller Verelendung endlich 1938 an den fernsten Winkel der Welt „ultima Thule“, der sich überhaupt denken ließ, nach Neuseeland zu fliehen, wo er 1948 starb. Doch vergaß er nie seine hessische Heimat.

Deutsch-jüdisch? Heimatlich – in einem nach dem Krieg, Anfang Februar 1946 geschriebenen Brief äußerte sich Wolfskehl an einen Freund, der wieder – oder noch – in Darmstadt lebte: „Was haben Ihre Erinnerungen an das Lokal in der Luisenstraße [Darmstadt, M.B.] für eigene wachgerufen. Auch ich hatte ein paar Jahre vor Ihnen meinen Tisch dort, der Wirt hieß damals noch nicht Funk sondern – der Name fällt mir grad nicht ein [...]. Darmstadt, trotz der vielen Anekdoten über die mausperrige Öde, in der es fortschnarke, war dazumal voll von Originalen und sogar mit einer gewissen Atmosphäre begnadet, die gelegentlich selbst der nicht im Schatten Datterichs Geborene zu spüren bekam. Merkwürdig, wie wenig

bei eigentlich gar nicht vorhandenem Antisemitismus die Darmstädter Juden im Ganzen das Bild mitcharakterisierten.“⁸

Schließt sich hier ein Kreis? Zumindest was die Ursprünge betrifft? Hatte doch der in Darmstadt geborene Wolfskehl immerhin einige Semester an der Universität Gießen studiert. In Gießen – in jener Stadt also, wo der Vater des Autors dieser Zeilen begraben liegt; wohin es ihn nach dem Scheitern der Ehe mit der Mutter des Autors geradezu magisch zurückzog. Nach diesem, meinem Vater – er starb zu früh, 1969 – ist heute in Gießen eine kleine Straße benannt, der ‚Brumlikweg‘.

Micha Brumlik, Berlin

1 A. Barkai u.a.: *Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit*, Bd. 4, 1918–1945, München 1997, S.62.

2 Ebd., S. 62.

3 *Encyclopedia Judaica*, Bd. 3, Jerusalem o. J., S. 719

4 Ebd., S. 720;

5 G. Scholem: *Wider den Mythos vom deutsch-jüdischen Gespräch* (1964), in: ders.: *Judaica 2* (1995), S. 7–11.

6 Karl Wolfskehl: *An die Deutschen*, in: ders.: *Gesammelte Werke 1*, Hamburg 1960, S.218.

7 Ebd., S. 19.

8 Cornelia Blasberg (Hrsg.): *„Du bist allein, entrückt, gemieden...“*. Karl Wolfskehls Briefwechsel aus Neuseeland 1938–1948, Bd. 1, Darmstadt 21988, S. 609.

■ Die Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen

Ihre Geschichte und ihre Aufgaben

Die „Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen“ wurde 1963 unter dem Eindruck des Frankfurter Auschwitz-Prozesses gegründet. Ihr Ziel war und ist es bis heute, die 900 Jahre zurückreichende jüdische Geschichte im Bundesland Hessen auf wissenschaftlicher Grundlage zu erforschen. Ihre Aufgaben und Projekte werden im Folgenden geschildert.

■ Die Geschichte der Kommission

Als im Jahr 1962 die Vorbereitungen zum großen Auschwitz-Prozess in Frankfurt liefen und das Thema in der Öffentlichkeit heftig diskutiert wurde, sah sich die Hessische Landesregierung veranlasst, die NS-Vergangenheit auch auf Landesebene aufzuarbeiten und wissenschaftlich zu dokumentieren. Treibende Kraft war der damalige Kultusminister Prof. Dr. Ernst Schütte. In diesem Zusammenhang wandte man sich an den Vorsitzenden der „Arbeitsgemeinschaft der Historischen Kommissionen in Hessen“, den gerade pensionierten Archivdirektor des Staatsarchivs Wiesbaden, Prof. Dr. Georg Wilhelm Sante. Die Form einer Historischen Kommission nach dem Vorbild der bereits bestehenden anderen Historischen Kommissionen in Hessen und deren Anbindung an die Staatsarchive bot den geeigneten Rahmen, Quellen zur jüdischen Geschichte zu erschließen. Typisch für die Zeit war auch, dass eine solche Initiative „von oben“ ausging, während sich die regionale Geschichtsforschung und die Kommunen bis in die 1980er Jahre hinein zur Geschichte der Juden und deren Verfolgung in der NS-Zeit bedeckt hielten.

Eine zeitlich umfassende jüdische Geschichte

Am 29. Januar 1963 wurde die „Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen“, wie sie nun offiziell hieß, gegründet. Die wenigen Anwesenden wählten Prof. Sante zum Vorsitzenden. Die Ziele waren klar vorgegeben: Auf wissenschaftlicher Basis sollte die Geschichte der Juden in Hessen aufgearbeitet und Quellenmaterial erschlossen werden. Dabei dachte man aber nicht nur an die NS-Zeit, sondern an eine zeitlich umfassende jüdische Geschichte. Der 1983 erschiene-

ne Sammelband der Kommission „900 Jahre Geschichte der Juden in Hessen“ umschreibt im Titel diesen Anspruch. An einen Rückgriff bis in die Römerzeit, wie dies für 2021 bundesweit unter dem Motto „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ nach einem Kölner Beleg aus dem Jahr 321 geschehen ist, dachte damals niemand.

Gleichwohl tat man sich in den Anfängen schwer. Wie bei allen Historischen Kommissionen üblich, wählte man sich seine Mitglieder aus dem Kreis der Wissenschaftler, darunter namentlich auch Vertreter der Universitäten. Der Personenkreis, der sich mit der Geschichte der Juden im hessischen Raum in einem größeren Zusammenhang beschäftigte, war in diesen Jahren aber naturgemäß sehr klein. Um das Jahr 1970 entschloss sich die Kommission, die hessische Forschung zur jüdischen Geschichte stärker zu bündeln. Das erste erhaltene Mitgliederverzeichnis aus diesem Jahr nennt 26 Mitglieder, von denen heute noch einige leben. Der sichtbare Aufschwung der Kommission nach 1970 war untrennbar mit der Person des Archivars Dr. Wolf-Arno Kropat, seit 1978 Leiter des Hessischen Hauptstaatsarchivs Wiesbaden, verbunden. Kropat brachte erst als Schriftführer, ab 1987 als Stellvertretender Vorsitzender den nötigen Schwung in die Arbeiten der Kommission. Wie selbstverständlich war das Staatsarchiv institutionell und personell stark in diese Aufbruchsphase eingebunden. Als Prof. Sante 1971 altersbedingt sein Amt niedergelegt hatte, war nach einer kurzen Vakanz 1973 der frühere Hessische Justizminister Dr. Johannes Strelitz zum Vorsitzenden gewählt worden. Dahinter hatte der Gedanke gestanden, namhafte vormalige Hessische Staatsminister, die sich um Belange der Juden und um jüdische Geschichte verdient gemacht hatten, als Vorsitzende zu gewinnen. Strelitz führte über lange Jahre bis zu seinem Tod 1991



Grabstein für Ruben Levi aus Neumorschen auf dem Jüdischen Friedhof in Binsförth, Schwalm-Eder-Kreis, mit Levitenkanne und Schale. Foto: Andreas Schmidt

die Kommission, ihm folgte der ehemalige Minister Hans Kröllmann nach. Seit 2005 stand die ehemalige Ministerin für Wissenschaft und Kunst Ruth Wagner der Kommission vor, bis sie 2021 altersbedingt ihr Amt niederlegte. Unter ihrem Vorsitz fand im Hessischen Landtag am 10. Juni 2013 der Festakt zum 50-jährigen Jubiläum der Kommission statt.

■ Publikationen

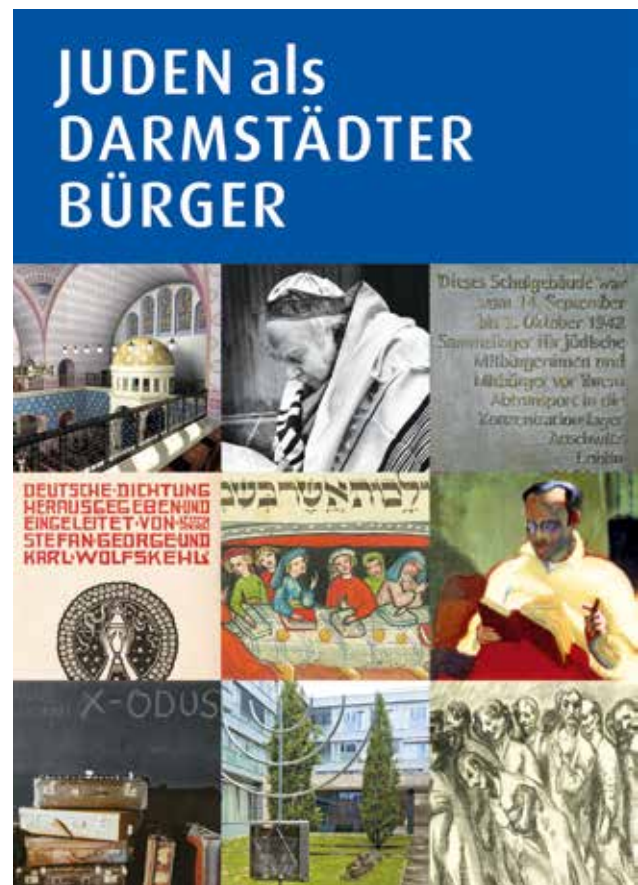
Von der ersten Stunde an setzte sich die Kommission feste wissenschaftliche Aufgaben. Bei den Publikationen ging es vorrangig um Dissertationen. Das Spektrum wurde ständig erweitert, umfasst auch Biographien und Selbstzeugnisse, dazu zeitlich und räumlich übergreifende Themen zur jüdischen Geschichte in Hessen. Wesentliche Aufgaben galten dann aber vor allem der Bereitstellung von Quellen, und zwar nicht

Klassiker der Forschungen zur NS-Zeit in Hessen

nur zur NS-Zeit. Dies geschah ganz im Sinne der jüdischen Mitglieder, mitverantwortlich war sicherlich aber auch die relativ große Zahl von Mitgliedern aus dem Archivbereich. Dem Gründungsgedanken folgend, lagen die Schwerpunkte der Forschung und Dokumentation aber dennoch in der NS-Zeit, waren doch zu dieser Zeit viele Quellen noch nicht erschlossen und frei zugänglich. Erst Wolf-Arno Kropat vermochte in den 1970er Jahren gemeinsam mit Ernst Noam und mit Klaus Moritz die beiden Bände „Juden vor Gericht 1933–1945“ und „NS-Verbrechen vor Gericht 1945–1955“, Klassiker der Forschungen zur NS-Zeit in Hessen, im Druck vorzulegen. Bis heute grundlegend ist auch Kropats 1988 erschienene Dokumentation „Kristallnacht in Hessen“. Weitere gedruckte Quellenbände folgten. Die Publikationen der Kommission werden auf der Homepage der Kommission (www.kgj-hessen.de) inhaltlich vorgestellt.

■ Das digitale Zeitalter

Seit dem Jahr 2006 werden Forschungsergebnisse der Kommission zunehmend in dem Landesgeschichtlichen Informationssystem LAGIS beim Hessischen Landesamt für geschichtliche Landeskunde in Marburg veröffentlicht, wo die Kommission vor allem in der Person von Stefan Aumann einen engagierten Ansprechpartner fand. Für die Jahre 2020/21 stellte das zuständige Hessische Ministerium für Wissenschaft und Kunst Sondermittel bereit, um die inzwischen angesammelten Forschungsergebnisse über das Internet zu publizieren. Damit gefördert wurden die Projekte „Quellen zur jüdischen Geschichte in den



„Juden als Darmstädter Bürger“. Die Publikation erschien 2019 im Verlag der Kommission.

Staatsarchiven“, „Jüdische Friedhöfe“, „Synagogen“, „Jüdische Personenstandsregister“ und „Literatur zur jüdischen Geschichte“.

■ Quellen in den Staatsarchiven

Als großes Ziel der Kommission galt stets die Tiefenerschließung der Quellen zur jüdischen Geschichte in Hessen. Im Laufe vieler Jahre gelang es, dieses Quellenmaterial vor allem aus den Hessischen Staatsarchiven aus unterschiedlichen Zeitepochen detailliert zu verzeichnen und im Druck vorzulegen: Vertreten sind das Staatsarchiv Marburg mit den Quellen bis 1600 (Uta Löwenstein), das Staatsarchiv Darmstadt bis 1803 (Friedrich Battenberg) und das Hauptstaatsarchiv Wiesbaden mit den Beständen des Herzogtums Nassau 1806–1866 (Hartmut Heinemann). Fortlaufend wurden weitere Quellen zur jüdischen Geschichte in Hessen in einer Weise erschlossen, die über die gängigen Verzeichnungen der hessischen Dokumentationssysteme, heute Arcinsys, weit hinausgeht, wofür sich die Einstellung in LAGIS anbot. Dies betrifft derzeit ca. 15.000 tiefenerschlossene Akteneinheiten aus den drei Hessischen Staatsarchiven einschließlich der bereits im Druck vorliegenden, die bei dieser Gelegenheit aktualisiert wurden. Sie sollen Anfang 2022 freigeschaltet werden.

■ Die jüdischen Friedhöfe

Ein besonderes Anliegen war von Anfang an eine Dokumentation der jüdischen Friedhöfe in Hessen. Hierzu gelang es 1981, eine Förderung der Stiftung Volkswagenwerk für letztlich fünf Jahre zu erreichen, mit der eine wissenschaftliche Arbeitskraft beschäftigt werden konnte. Das Land Hessen hat danach die immer wieder gefährdete Weiterfinanzierung bis zum Jahr 2005 übernommen. Am längsten mit der Erfassung und Übersetzung der Inschriften betraut war Frau Christa Wiesner M.A. Zu vier Friedhöfen (Kirchhain, Alsbach an der Bergstraße, Hanau und Dieburg) wurden die Ergebnisse in Buchform vorgelegt; alle anderen Friedhöfe werden mit ihren Grabsteinen ab 2006 sukzessive in das Dokumentationssystem LAGIS eingestellt. Derzeit (2021) sind dort mehr als 19.000 Grabinschriften von bald einhundert Friedhöfen einsehbar. Insgesamt gibt es rund 340 amtlich registrierte jüdische Friedhöfe in Hessen. Hinzu kommen ca. dreißig Grenzfälle sowie aufgegebene Friedhöfe. In Zusammenarbeit mit dem Salomon-Steinheim-Institut in Essen sollen die derzeit noch ausstehenden Grabinschriften des Friedhofs in

Marburg sowie die 400 ältesten Inschriften des Friedhofs in Darmstadt bearbeitet werden. Mehrere kleinere Friedhöfe sollen folgen. Bis Frühjahr 2022 wird dann die Zahl von 20.000 Inschriften erreicht sein. An der Ausgestaltung des Moduls der Friedhöfe selbst wird derzeit noch fortlaufend gearbeitet. Mit diesem Projekt steht Hessen für ein einzelnes Bundesland konkurrenzlos da.

■ Die Synagogen

In einem gewissen Gegensatz zu den Friedhöfen stand lange Zeit das geringere öffentliche Interesse an den Synagogen und Badestuben (Mikwen). Noch bis in die 1970er Jahre wurden diese, soweit sie die NS-Zeit überstanden hatten, oftmals ziemlich unbeachtet überbaut oder gar abgerissen. Eine solche Beobachtung ist nicht auf Hessen beschränkt. Erst im Gedenken an die Pogrome vor fünfzig Jahren rückten die Synagogen 1988 in den Blickpunkt der Forschung. Nach dem Vorbild benachbarter Bundesländer übernahm die Kommission ab 2008 die Aufgabe, in einem geplanten Synagogenbuch auch den hessischen Synagogen gerecht zu werden. Mangels ausreichender finanzieller Mittel wurde das Projekt gegen 2012 dahin geändert, dass die Artikel sukzessive in LAGIS eingestellt werden. Dieser Weg hat den Vorteil, neue Ergebnisse und Korrekturen

Blick über den Jüdischen Friedhof von Kirchhain, Landkreis Marburg-Biedenkopf, ältester Teil mit Grabsteinen des 18. Jahrhunderts. Foto: Andreas Schmidt





Synagoge in Schlüchtern, Main-Kinzig-Kreis, erbaut 1898. Eines der wenigen erhaltenen Beispiele einer prächtigen Synagoge in einer hessischen Kleinstadt. Foto: Wolfgang Fritzsche

kontinuierlich vornehmen zu können. Derzeit wird an dem Projekt mit Hochdruck gearbeitet. Das ehrgeizige Ziel ist die Freischaltung der Hauptartikel zu 300 Synagogen bis Anfang 2022.

■ Die jüdischen Personenstandsregister

Als die Kommission 1963 ihre Arbeit aufnahm, wurde es als ein dringliches Anliegen empfunden, die nur als Filme überlieferten jüdischen Personenstandsregister aus Hessen der Forschung zugänglich zu machen. Es handelt sich um jene Register, welche die Firma Gatermann aus Duisburg im Auftrag des Reichssippenamtes bis in die letzten Kriegstage auf Schloss Rathsfeld am Kyffhäuser in Thüringen verfilmen ließ. Die Originale sind verschollen und gelten als verloren. Das Land Hessen hatte die hessischen Filme von der Firma Gatermann analog der anderen westdeutschen Bundesländer angekauft, ohne ihren historischen Wert wirklich erkannt zu haben. Nach langen Irrwegen mit entsprechenden Verlusten und Schäden blieben die Filmrollen im Staatsarchiv Wiesbaden liegen, wo sie von der Kommission in einem aufwändigen Prozess in den 1960er Jahren durch Positivabzüge zugänglich gemacht wurden. Sie sind im Bestand Abt. 365 des Hessischen Hauptstaatsarchivs Wiesbaden erfasst und wurden anlässlich des 50-jährigen Jubiläums der Kommission 2013 im Archivadokumentationssystem Arcinsys im Internet digital bereitgestellt. Nur die Frankfurter Register bedürfen noch einer tiefergehenden Bearbeitung. Mit den für 2021 verfügbaren Sondermitteln werden derzeit die Geburts-, Trau- und Sterberegister der dortigen Judengemeinde aus den Jahren 1808 bis 1876 digitalisiert. Auch fehlen noch die Register aus den Staatsarchiven Marburg und Darmstadt sowie aus

den Gemeindearchiven und Kirchenarchiven. Sie sollen möglichst bald folgen. Damit wird eine für die jüdische Familienforschung vornehmlich des 19. Jahrhunderts wertvolle Überlieferung zugänglich gemacht.

■ Die jüdische Literatur in Hessen

In Fortsetzung der bereits 1992 im Druck erschienenen „Bibliographie zur Geschichte der Juden in Hessen“ wurden bis ca. 2010 mehr als 4000 neue Titel umfassend bearbeitet und aktualisiert. Sie fanden inzwischen Eingang in den Hebis-Verbundkatalog. Die weitere Aufgabe wird sein, den gewaltigen Zuwachs vor allem der lokalen Literatur bis zur Gegenwart zu erfassen und einzuarbeiten. Dies soll im Jahr 2022 in Angriff genommen werden.

■ Perspektiven

Aufs Ganze gesehen ist die Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen nach bald 60-jährigem Bestehen noch lange nicht an den Grenzen ihrer Aufgaben und Ziele angelangt. Sie zählt derzeit achtzig Mitglieder, die sich über den lokalen Rahmen hinaus wissenschaftlich mit der Geschichte der Juden in Hessen beschäftigen. Die Kommission wird mit geringen finanziellen Mitteln aus Zuwendungen der Hessischen Landesregierung personell im Wesentlichen ehrenamtlich betrieben. Dass dies perspektivisch einer Änderung bedarf, liegt auf der Hand. Die Zusammenarbeit mit dem Hessischen Landesamt für geschichtliche Landeskunde auf der digitalen Ebene ist unabdingbar.

Hartmut Heinemann, Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen

■ Zeugnisse jüdischer Geschichte und Geschichten aus Frankfurt

Das Archiv und das „Familie Frank-Zentrum“ am Jüdischen Museum Frankfurt

Seit Oktober 2020 erstrahlt das Jüdische Museum in neuem Glanz. Das historische Rothschild-Palais wurde saniert, der Erweiterungsbau verleiht dem Museum ein modernes Antlitz, und im Innern erwarten die Besucher*innen neue Ausstellungen, Café, Buchladen und Bibliothek. Aber auch hinter den Kulissen hat sich einiges verändert. So beherbergt das neue Museum erstmals ein eigenes Archivmagazin. Neben dem aktuellen Jubiläum „1700 Jahre jüdisches Leben“ ein schöner Anlass, Einblicke in unser Museumsarchiv zu geben.

Seit mehr als dreißig Jahren erzählt das Jüdische Museum Geschichte und Geschichten über jüdisches Leben in Frankfurt. Im Zuge der Konzeption neuer Ausstellungen kamen neben Leihgaben immer auch historische Dokumente und Fotografien ins Haus, die uns nicht nur für eine bestimmte Ausstellung übergeben, sondern uns dauerhaft überlassen wurden. Aus diesen Dauerleihgaben und Schenkungen entstand

der Sammlungsbereich Dokumente und Fotografien, kurz: das „Archiv“ des Jüdischen Museums.

Der Bestand wird fortlaufend erweitert und ergänzt, und zwar nicht nur durch gezielte Ankäufe, sondern zuweilen auch ganz unverhofft per Post oder durch Besucher*innen, die uns Zeugnisse ihrer häufig bewegenden Familiengeschichte an der Eintrittskasse abgeben. Versuchen wir inzwischen, zugunsten der Provenienz und einer klaren Rechtslage, solche spontanen Geschenke in „geordnete Bahnen“ zu lenken, so sind derartige Überraschungszugänge nach wie vor ein wichtiger Aspekt der Geschichte unseres Archivguts.

Um der Gefahr eines wahllosen Sammelns zu entgehen, hilft uns heute ein Sammlungsprofil, Entscheidungen über Ankäufe oder anders geartete Übernahmen zu treffen. Anhand von ausgewählten Beispielen soll dieses Profil hier skizziert und ein Einblick in den Gesamtbestand gegeben werden.

■ Speicherort jüdischer Lebensgeschichten

Als Speicherort für jüdische Geschichte werden in unserem neuen Magazin schriftliche Originalzeugnisse jüdischen Lebens in Frankfurt und Umgebung aufbewahrt, insbesondere persönliche Unterlagen wie Tagebücher, Notizhefte, Briefe und Grußkarten, Foto- und Erinnerungsalben, Werke wie Manuskripte, Redeentwürfe und historische Bücher; sowie geschäftliche und amtliche Dokumente wie Behördenkorrespondenz, Ausweise und Urkunden. Zum überwiegenden Teil stammen die Unterlagen aus privaten Nachlässen jüdischer Einzelpersonen und Familien. Darüber hinaus verwahren wir auch einige Materialsammlungen zu



Das neue Archivmagazin im Jüdischen Museum Frankfurt (2021).

jüdischen Themen oder Persönlichkeiten sowie zahlreiche Einzeldokumente.

Ausgehend von den Ausstellungsthemen haben sich im Archiv einige Schwerpunkte herausgebildet. Ein Großteil unserer Unterlagen besteht aus Zeugnissen zum Leben und Wirken jüdischer Persönlichkeiten aus Frankfurt und Umgebung. Ein Beispiel hierfür sind die Unterlagen des Frankfurter Rabbiners Markus Horowitz (1844–1910), seines Sohnes Abraham Horowitz (1880–1953) sowie weiterer Familienangehöriger. Markus Horowitz wurde 1878 von der Israelitischen Gemeinde als konservativer Rabbiner nach Frankfurt berufen, um der Abwanderung von Gemeindemitgliedern zur neo-orthodoxen Austrittsgemeinde Einhalt zu gebieten. Seine Kinder wirkten in religiösen, wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Kreisen Frankfurts. Das Konvolut von mehr als 200 Dokumenten bietet Einblicke ins innerjüdische Leben um 1900 – insbesondere Berufs- und Familienleben, die Erziehung, Kultur, Bildung und Religion.

Ein Beispiel unserer Nachlässe von Frankfurter Historikern sind die Unterlagen von Arno Lustiger (1924–2012). Die 14 Regalmeter umfassenden Manuskripte, Materialsammlungen und Korrespondenzen geben Aufschluss über seine Forschung zur jüdischen Widerstandsgeschichte. Urkunden und Orden unterstreichen die Bedeutung und Würdigung seines Schaffens. Der Nachlass von Arno Lustiger ist zugleich ein Beispiel für einen weiteren Schwerpunkt in unserem Archiv, namentlich das jüdische Leben in Frankfurt nach 1945.

Nach Kriegsende war vom einst florierenden jüdischen Leben in Frankfurt nichts mehr übrig – die meisten Jüdinnen und Juden waren geflohen, verschleppt und ermordet worden. Die Neugründung der jüdischen Gemeinde erfolgte unter dem Zuwachs von sogenannten „Displaced Persons“, die in provisorischen Lagern wie dem nahegelegenen Zeilsheim untergebracht und zuvor aus Konzentrationslagern befreit worden waren, Todesmärsche oder die Kriegszeit in der Sowjetunion überlebt hatten. Einer von ihnen war der aus dem polnischen Będzin stammende Arno Lustiger.

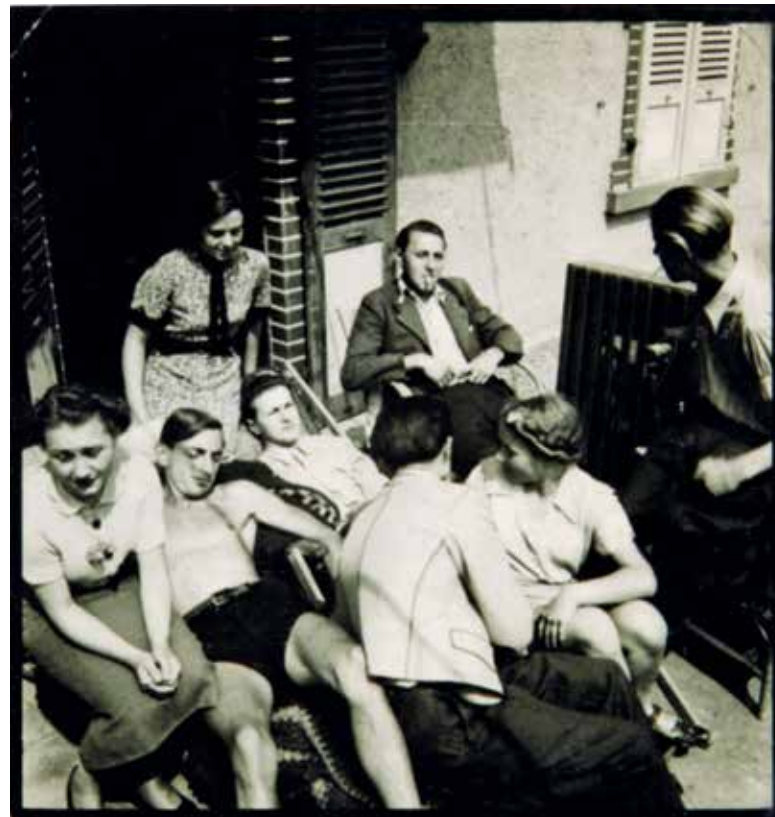
Dagegen kehrten zahlreiche ehemalige Frankfurter*innen, denen die Flucht gelungen war, nicht mehr in ihre einstige Heimatstadt zurück. Zu ihnen gehört der Historiker Rudolf M. Heilbrunn (1901–1998), dessen Nachlass in mehreren Lieferungen zu uns kam und noch nicht vollständig erschlossen ist. Mit ihm, der im niederländischen Exil von den einmarschierenden

Deutschen eingeholt und verschleppt wurde, die Verfolgungszeit jedoch überlebt hatte, stand das Jüdische Museum noch zu dessen Lebzeiten zwecks Übernahme seiner privaten Hinterlassenschaft in Kontakt. Im Ergebnis kam nicht nur der wissenschaftliche Nachlass ans Haus, sondern auch persönliche Papiere von ihm und seiner Familie gelangten ins Archiv. Wie zahlreiche

Persönliche Perspektiven auf das alltägliche Leben

Unterlagen im Museumsarchiv eröffnen sie persönliche Perspektiven auf das alltägliche Leben von jüdischen Frankfurter*innen und bilden in Briefen, Memoiren etc. die Diskriminierungs- und Verfolgungsgeschichte aus jüdischer Perspektive ab.

Nur wenige Jüdinnen und Juden überlebten den Nationalsozialismus in Frankfurt. Unter ihnen war Wolfgang Lauinger (1918–2017), der aufgrund seines



Der ca. 17-jährige Wolfgang Lauinger (2. v.l.) mit seinen Freunden vor einem Privathaus in Dillingen (1936). Leihgabe Dr. Bettina Leder, © JMF

jüdischen Vaters Artur (1879–1961) als „Halbjude“ diskriminiert wurde. Lauingers Geschichte ist besonders, da er aufgrund mehrerer Faktoren verfolgt wurde: Für den Swing und Männer liebenden Mann mit jüdischem



Lauinger wird 1940 zur Wehrmacht eingezogen, wegen der jüdischen Herkunft seines Vaters aber wieder entlassen. Da der Wehrpass mit Entlassungsnotiz den Entlassungsgrund nur verschlüsselt angibt, diente es Lauinger als elementares Dokument bei Kontrollen während des Zweiten Weltkriegs.
Leihgabe Dr. Bettina Leder, © JMF

Vater bedeutete die nationalsozialistische Herrschaft eine jahrelange Bedrohung. In den letzten zwölf Lebensjahren kämpfte er um die Anerkennung des Unrechts, das ihm mit seiner erneuten Inhaftierung 1950 aufgrund des nach wie vor bestehenden Paragraf 175, der Homosexualität unter Strafe stellte, widerfahren war. Noch kurz vor seinem Tod wurde sein Antrag auf Rehabilitierung abgelehnt.

Wie anhand der Beispiele deutlich wird, liegt der zeitliche Fokus unseres Gesamtbestands auf dem 19. und insbesondere dem 20. Jahrhundert. Zudem bewahren wir deutlich mehr Unterlagen zu den Lebensgeschichten von Männern als zu jenen von Frauen. Das ist in Archiven ein verbreiteter Missstand, dem wir unter anderem durch unseren Fokus auf Familiengeschichten begegnen wollen. Zu nennen ist in diesem Zusammenhang ein für unser Haus besonders bedeu-

tender Bestand, der sich auch mit einem eigenen Raum zur Geschichte der Familie Frank in unserer Dauerausstellung spiegelt und als Ausgangspunkt für weitere Zugänge dient: das Familie Frank Archiv.

■ Familie Frank Archiv

Im Jahr 2012 wurde nicht nur die Sanierung und Erweiterung des Jüdischen Museums beschlossen, sondern auch ein Kooperationsprojekt begründet: das Familie Frank Zentrum. Als Projekt zwischen der Stadt Frankfurt, dem Jüdischen Museum Frankfurt und dem Anne Frank Fonds Basel wurde damit in erster Linie beschlossen, die Dokumente und Objekte der Familie von Anne Frank als Dauerleihgabe in Frankfurt zu vereinen.

Die Sammlung des Familie Frank Zentrums besteht aus dem Familienarchiv und einer Sammlung von Alltagsgegenständen. Die insgesamt ca. zwölf Regalmeter umfassenden archivalischen Unterlagen der Familie Frank-Elias bestehen aus Briefen, Postkarten und Einladungsschreiben, Ausweisdokumenten, Urkunden und Zeugnissen, Wehr- und Geschäftsunterlagen, Notizen und Notizbüchern, Notenblättern, Skizzen- und handgeschriebenen Gedichtbüchern, Redemanuskripten und Unterlagen zur Tagebuch-Rezeption u.v.m. Zusammen gewähren die Unterlagen einen ergreifenden Einblick in das Leben der Familie Frank und ihrer Vorfahren seit dem 19. Jahrhundert. Im Zentrum steht dabei Frankfurt am Main, doch lassen sich auch familiäre Verflechtungen zwischen der Handelsmetropole und anderen Orten in Deutschland, Frankreich, den Niederlanden und der Schweiz nachzeichnen. Die Dokumente veranschaulichen das Interesse der Familie an moderner Bildung und bürgerlicher Kultur um 1900, ihre Zugehörigkeit zu Deutschland und ihren Einsatz während des Ersten Weltkriegs sowie das



Atelierfotografie der Familie Frank in Frankfurt am Main (um 1892). Zu sehen sind (v.l.n.r.) der Familienvater Michael Frank, sein Sohn Herbert, seine Ehefrau Alice, sowie die beiden Söhne Otto und Robert Frank. Leni Frank, das jüngste Kind der Familie, war noch nicht geboren. © JMF und Anne Frank Fonds Basel

Schicksal der Familien zwischen Emigration, Flucht und Verfolgung.

Untergliedert ist das Familienarchiv in elf Nachlassbestandteile. Innerhalb dieser befinden sich Dokumente weiterer Familienangehöriger. So finden sich im Nachlass von Otto Frank (1889–1980) Unterlagen zu seiner ersten Ehefrau Edith (1900–1945) sowie den gemeinsamen Kindern Margot (1926–1945) und Anne Frank (1929–1945). Der Nachlass von Ottos Bruder Herbert Frank (1891–1987) enthält wiederum Unterlagen der verwandten Familie Stern, die viele Jahre in Zürich lebten. Im Nachlass von Otto Franks Schwager Erich Elias (1890–1984) finden sich Unterlagen von dessen Bruder Paul Elias (1895–1942) sowie ihrer Mutter Ida Elias (1868–1957). Etwa sechzig Prozent des Nachlasses sind bislang vollständig – bis zur Ebene der Verzeichnungseinheiten – erschlossen, vierzig Prozent allerdings nur vorläufig. Hier wird die Herausforderung eines Museums ersichtlich, neben der hauptsächlichen Ausstellungsarbeit die Erschließungsarbeit nicht zu vernachlässigen.

■ Warum ein Archiv im Museum?

Freilich könnte sich daraus die Frage ableiten, warum ein Museum überhaupt ein Archiv beherbergt. Zunächst ergibt sich dies aus dem speziellen Interesse an persönlichen Hinterlassenschaften von Privatpersonen, die in kommunalen und staatlichen Archiven eine untergeordnete Rolle spielen. Im Museum sind es gerade

Geschichten jüdischen Lebens

die subjektiven, persönlichen Geschichten jüdischen Lebens, die interessieren. Die Besonderheit unseres Museumsarchivs besteht ferner darin, dass es nicht nur ein für die Forschung und Öffentlichkeit zugänglicher Speicherort jüdischer Geschichte darstellt, sondern auch oder gar in erster Linie für die historisch orientierte Ausstellungsarbeit im Museum relevant ist. Zusammen mit der Museumsbibliothek liefert es hierfür die Hintergrundinformationen. Zugleich ist es auch ein Reservoir potenzieller Ausstellungsexponate. Nicht nur in unserer Dauerausstellung, sondern auch in Wechselausstellungen werden Archivalien aus den privaten Nachlässen gezeigt.

Auch über die Ausstellungen hinaus ist es uns ein Anliegen, Vermittlungsangebote zu schaffen, die dazu beitragen, quellennah der jüdischen Geschichte Frankfurts näherzukommen und das Archiv als wertvolle Gedächtnisinstitution schätzen zu lernen: sei es durch Workshops, in denen aus der Korrespondenz



Neujahrsgruß von Alice Frank, geborene Stern, an ihre Eltern August und Cornelia Stern in Frankfurt, 1. Januar 1879
© JMF und Anne Frank Fonds Basel

der Familie Frank gelesen wird und diese wiederum als Ausgangspunkt für eigenes Schreiben dient, oder sei es ein Comic-Workshop, bei dem die Geschichte einer jüdischen Persönlichkeit, deren Nachlass bei uns liegt, mit wenigen Strichen erzählt wird.

Franziska Krahl, Jüdisches Museum Frankfurt

■ Fast 6000 Quellennachweise

Darmstädter Archivalien zum jüdischen Leben bis zur Emanzipationszeit

Wer der Geschichte der Juden und ihrer Beziehungen zur christlichen Umwelt anhand der Urkunden und Akten des Hessischen Staatsarchivs nachgehen will, findet dort überaus reichhaltiges Quellenmaterial vor. Allein für einen Zeitrahmen zwischen 1080 und 1806 – also von über 700 Jahren – konnten inzwischen nahezu 6000 Quellennachweise aus unterschiedlichen Beständen des Darmstädter Fonds ermittelt und inventarisiert werden.¹

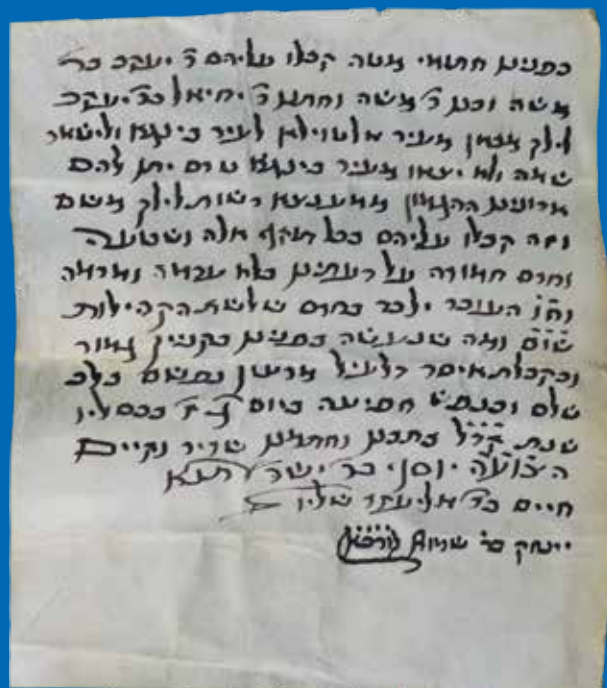
Die Zeugnisse über die Geschichte der Juden der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Vergangenheit, die im Hessischen Staatsarchiv Darmstadt überliefert sind, geben nur selten Auskunft über den Alltag der jüdischen Gemeinden oder innerjüdische Perspektiven. Es geht zumeist um geschäftliche Beziehungen zwischen Juden und Christen, um Konflikte zwischen beiden, die nicht selten vor Gerichten ausgetragen wurden, und um normative Regulierungen jüdischen Lebens, wie dies z. B. in einer gedruckten Sammlung von Verordnungen der Landgrafen von Hessen-Darmstadt dokumentiert werden konnte.² Hinzu kommen Ausei-

nersetzungen um Verstöße gegen christliche Gebote wie die Sonntagsheiligung und die Gefährdung des religiösen Friedens aus der Sicht der Geistlichkeit, überhaupt antijüdische Invektiven, auch um eine unliebsame Konkurrenz der Juden im gewerblichen Leben zurückzudrängen.

Da das Darmstädter Staatsarchiv für die Zeit vor 1945 auch für die vormalige Provinz Rheinhessen zuständig ist, bewahrt es auch zahlreiche Akten zur Geschichte der Juden in den alten SchUM-Städten (Speyer, Worms, Mainz) auf, besonders zu den beiden



„Mesusah“ des 16. Jahrhunderts aus Dieburg (HStAD Best. R 5 Nr. 149)



Pergamenturkunde in hebräischer Schrift vom 25. November 1343 (HStAD Best. A 2 Nr. 17/55)

zuletzt genannten jüdischen Gemeinden. Zwar reichen diese Akten nicht in die große rabbinische Zeit des 11. und 12. Jahrhunderts zurück, als die „Kehillot Schpi-

Die auf Seite 22 abgebildete Urkunde aus den Darmstädter Beständen lässt immerhin für die Zeit kurz vor dem „Schwarzen Tod“ Mitte des 14. Jahrhunderts, in dessen Zusammenhang ein großer Teil der jüdischen Gemeinden im Heiligen Römischen Reich vernichtet wurde, erkennen, dass die „Dreigemeinden“ nach wie vor wirksam waren: Es ist dies eine in hebräischer Schrift gehaltene Pergamenturkunde vom 25. Novem-

Akten zur Geschichte der SchUM-Städte

ra Wormaissa Magenza“ gemeinsam Verordnungen („Takkanot“) für das aschkenasische Judentum erließen.³ Doch zeugen die in Darmstadt noch vorhandenen schriftlichen Überreste von dieser Vergangenheit.

Schutzbrief des Schutzherrn Kurfürst Dietrich von Mainz von 1457 für den Juden David von Bacharach (HStAD Best. A 2 Nr. 17/354)

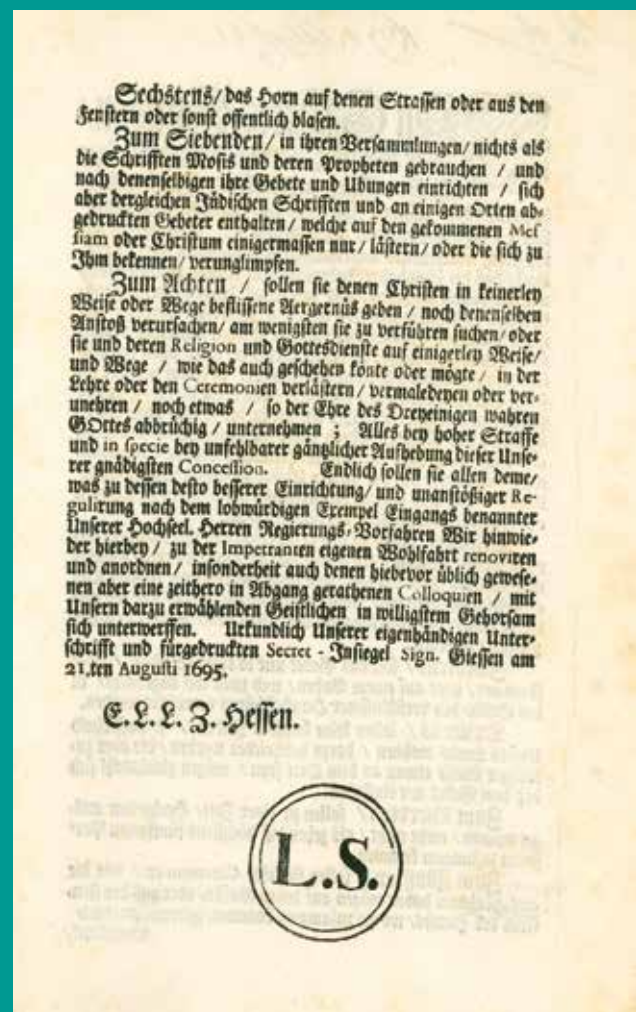


ber 1343,⁴ nach welcher der Rechtsgelehrte Josef, Sohn des Israel, als Gerichtsvorsitzender den Rabbi Jakob, Sohn des Moses, samt dessen Familie zu einem Umzug von Eltville nach Bingen verpflichtet. Bei Ungehorsam sollen diese dem Bann der Dreigemeinden Speyer, Worms und Mainz verfallen sein.

Aber bekanntlich änderte sich die Situation der Juden in den SchUM-Gemeinden – ebenso wie auch anderswo – mit den Pestjahren 1348/49 grundlegend. Das zum Schutz der Juden verpflichtete Reichsoberhaupt kam seinen Verpflichtungen nicht mehr nach. Die Synagoge wie alle Häuser der Juden in der SchUM-Gemeinde Speyer übertrug König Karl IV. überdies an Engelhard von Hirschhorn, wie sich aus einer Urkunde vom Februar 1349 ergibt.⁵ Und einen Monat später übertrug der König gar das gesamte Vermögen der in der Stadt Worms vernichteten Jüdingemeinde dem dortigen Stadtrat und verzeh die-

sem sogar dessen Beteiligung an der Ermordung der Juden.⁶ Die Mainzer Juden traf ein gleiches Schicksal, nur mit dem Unterschied, dass der Stadtrat auch ohne königliche Erlaubnis deren Liegenschaften an christliche Bürger zur Nutzung verteilte. Zwar wurden in allen drei SchUM-Gemeinden schon wenige Jahre später Juden wieder zugelassen – 1355 erlaubte Karl IV. Worms, Juden zu Bürgern aufzunehmen⁷ – doch geschah dies nun unter eingeschränkten Bedingungen und nur noch gegen Erwerb eines Schutzbriefes, der Aufenthaltsdauer und gewerbliche Tätigkeiten einschränkte. Ein solcher Schutzbrief des Schutzherrn Kurfürst Dietrich von Mainz von 1457 für den Juden David von Bacharach, dem in der Stadt Bingen für drei Jahre Wohnrecht gewährt wurde, sei hier als Beispiel abgebildet.⁸

Das in Darmstadt überlieferte Quellenmaterial zu den jüdischen Gemeinden vor allem von Mainz und

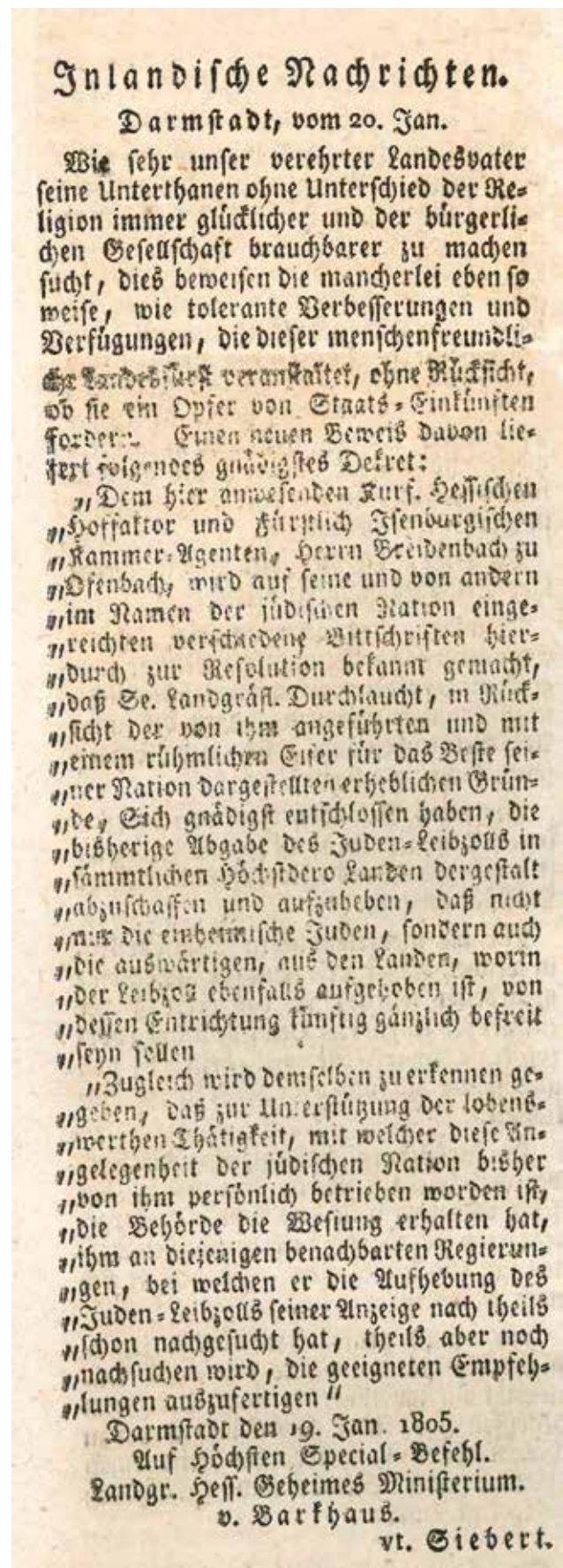


Worms bietet auch für die Frühe Neuzeit gute Einblicke in das jüdische Leben wie auch in die „Judenpolitik“ der jeweiligen Obrigkeiten. Für die Mainzer Gemeinde konnte etwa anhand teilweise unbekannter Darmstädter Akten festgestellt werden, dass es 1583 auf Betreiben des Mainzer Kurfürsten Wolfgang von Dalberg zu einer Neugründung kam, die immerhin bis zur endgültigen Ghettoisierung der Gemeinde 1671 nahezu 100 Jahre in einem neuen Judenviertel Bestand hatte.⁹ Von einem der Initiatoren, dem Gemeindevorsteher Josef Canstatt gen. Juspa Menz, hat sich ein Siegel erhalten, das von einem neuen Selbstbewusstsein zeugt.¹⁰

Aber nicht nur zur Geschichte der SchUM-Gemeinden bieten die Darmstädter Bestände interessantes Quellenmaterial, auch für die Geschichte der Landgrafschaft, der Kurfürstentümer Mainz und Pfalz sowie zahlreicher Herrschaften des Mittelrheins, der Wetterau, des Odenwaldes und der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, bieten die Darmstädter Bestände reichhaltige Dokumente zur Geschichte der dortigen Juden. Für Darmstadt wurde dies in einem neu konzipierten Band eindrucksvoll belegt.¹¹

Ein Beispiel: Als die Landgrafschaft unter Georg II. im Dreißigjährigen Krieg wegen ihrer neutralen Haltung zwischen die Fronten geriet und trotz einer Neutralitätsgarantie durch Gustav Adolf von Schweden Kontributionsleistungen und die Einquartierung schwedischer Truppen erdulden musste, kam es zu Übergriffen der Soldatesca; Leidtragende waren die Juden der Obergrafschaft Katzenelnbogen, die viel mehr als ihre christlichen Nachbarn Plünderungen und Verfolgungen ausgesetzt waren.¹² Das übliche Muster war, dass die mit Kontributionsforderungen konfrontierten christlichen Untertanen regelmäßig auf die angeblich kapitalkräftigen Juden verwiesen; schon 1591 musste dies die Judenschaft der damals dem kaiserlichen Administrator Eustachius von Schlitz unterstehende Stadt Fulda erfahren, die sogar aus der Stadt vertrieben wurde. Auch dies ist in den Akten des im Staatsarchiv verwahrten Adelsarchiv der Grafen von Schlitz gut dokumentiert.¹³

Ein Privileg Landgraf Ernst Ludwigs für die Juden seines Landes mit der Erlaubnis zur Abhaltung von Gottesdiensten vom August 1695 ist ein erster Hinweis dafür, dass sich die Situation der landgräflichen Juden im Interesse der merkantilistischen Staatsräson allmählich verbesserte.¹⁴ Bis zur Emanzipation war es freilich noch ein langer Weg. Die Aufhebung des diskriminierenden Leibzolls der Juden durch Landgraf Ludwig X. 1805 auf Betreiben des kurhessischen Hoffaktors Wolf



Die Aufhebung des diskriminierenden Leibzolls der Juden durch Landgraf Ludwig X., 1805



Titelkupfer von 1790, in Flugschrift „Les Juifs d'Alsace“ (ULB Darmstadt)

Breidenbach signalisiert den Beginn der „Bürgerlichen Verbesserung der Juden“ in der Landgrafschaft.¹⁵ Die Vorurteile gegen die Juden, denen man Wucher und Betrug vorwarf, von denen man sich jetzt den Umstieg vom Darlehensgeschäft zu Handwerk oder Landwirtschaft erhoffte, kam in einer im Elsass 1790 entstandenen Flugschrift, die auch im großherzoglich-hessischen Hanau-Lichtenberg verbreitet wurde, recht drastisch zum Ausdruck.¹⁶

J. Friedrich Battenberg, Darmstadt

1 Quellen zur Geschichte der Juden im Hessischen Staatsarchiv Darmstadt 1080–1650 [1], bearb. von J. Friedrich Battenberg, Wiesbaden 1995; desgl. 1651–1806, mit Nachträgen 1312–1650 [2], bearb. von dems., Wiesbaden 2008 (Quellen zur Geschichte der Juden in hessischen Archiven 2 u. 4). Hierzu s. ders.: Die Inventarisierung der Quellen zur Geschichte der Juden in Mittelalter und Früher Neuzeit, in: Frank M. Bischoff, P. Honigmann (Hrsg.): Jüdisches Archivwesen. Beiträge zum Kolloquium aus Anlass des 100. Jahrestags der Gründung des Gesamtarchivs der deutschen Juden, Marburg 2005 (Veröffentlichungen der Archivschule Marburg 45), S. 365–385. Die Inventare wurden im Rahmen der Datenbank LAGIS beim Landesamt für Geschichtliche Landeskunde zusammen mit weiteren, vom Bearbeiter gesammelten Nachträgen digitalisiert.

2 Friedrich Battenberg: Judenverordnungen in Hessen-Darmstadt. Das Judenrecht eines Reichsfürstentums bis zum Ende des Alten Reiches, Wiesbaden 1987.

3 Generaldirektion Kulturelles Erbe Rheinland-Pfalz (Hrsg.): Die SchUM-Gemeinden Speyer, Worms, Mainz. Auf dem Weg zum Welterbe, Regensburg 2013.

4 Hessisches Staatsarchiv Darmstadt (HStAD) Best. A 2 Nr. 17/55; ähnlich Nr. 17/56 vom gleichen Tag. Regesten in: Quellen 1 (wie Anm. 1) Nr. 67 u. 68.

5 HStAD Best. A 2 Nr. 17/55; ähnlich Nr. 17/56 vom gleichen Tag. Regesten in: Quellen 1 (wie Anm. 1) Nr. 67 u. 68.

6 HStAD Best. C 1 A Nr. 147 Bl. 9–9v (29. März 1349), Quellen 1 (wie Anm. 1) Nr. 86.

7 HStAD Best. C 1 A Nr. 147 Bl. 8–8v (20. November 1355), Quellen 1 (wie Anm. 1) Nr. 104.

8 HStAD, A 2 Nr. 17/354. Quellen (wie Anm. 1) Nr. 1036 (1. November 1457).

9 Dazu J. Friedrich Battenberg: Zu den Anfängen der Mainzer „Judenschule“ im 17. Jahrhundert. Anmerkungen aus Anlass der Wiedergründung der Jüdischen Gemeinde in Mainz vor 425 Jahren, in: AHG NF 66 (2008), S. 39–60.

10 Abb. Battenberg, Judenschule (wie Anm. 9) S. 45 (Institut für Stadtgeschichte Frankfurt, Judicialia K 224)

11 J. Friedrich Battenberg, Peter Engels, Thomas Lange (Hrsg.): Juden als Darmstädter Bürger, Wiesbaden 2019.

12 J. Friedrich Battenberg: Juden zwischen den Fronten im Dreißigjährigen Krieg. Gustav Adolf von Schweden und der landgräflich-hessische Judenschutz, in: Aschkenas 30 (2020), S. 245–270.

13 J. Friedrich Battenberg: Ein Aufruhr gegen die Juden zu Fulda von 1591. Rechtliche Reaktionen und Folgen, in: A. de Benedictis, K. Härter (Hrsg.): Revolten und politische Verbrechen zwischen dem 12. und 19. Jahrhundert – Rechtliche Reaktionen und juristisch-politische Diskurse, Frankfurt am Main 2013, S. 319–338.

14 HStAD Best. R 1 A Nr. 16/32 (21. August 1695); Faksimile: Battenberg u.a. (wie 11), S. 34.

15 Hessen-Darmstädtische privilegiert Land-Zeitung 196/1805, Ausg. Nr. 10 (22. Jan. 1805), S. 3f. (19. Januar 1805).

16 Abb. in Friedrich Battenberg: Die verzögerte Emanzipation der Juden in der Grafschaft Erbach, in: AHG NF 55 (1997), S. 63–92, Abb. S. 68.

■ Von einem betagten Schutzjuden, seiner ledigen Tochter und einem zweitgeborenen Sohn

Strategien zur Existenzsicherung im 18. Jahrhundert in Hessen-Kassel

In dem Bestand des Amtes Marburg im Staatsarchiv Marburg (Best. 23 c Marburg) haben sich Akten erhalten, die einen aufschlussreichen Einblick in zwei miteinander verknüpfte Konstellationen schwieriger jüdischer Lebensverhältnisse im ausgehenden 18. Jahrhundert in der Landgrafschaft Hessen-Kassel geben. Keineswegs betreffen sie die jüdische Unterschicht, die mittellos, ohne Schutz- und feste Bleiberechte unterwegs war. Denn auch gut gestellte Juden mussten aufgrund der restriktiven Judengesetzgebung und deren Handhabung im Alter, als ledige Töchter und als zweitgeborene Söhne um ihre Existenzbedingungen und ihren Lebensstandard fürchten.

■ Judenpolitik in Hessen-Kassel

Die Landgrafen Friedrich I. und Friedrich II. betrieben eine restriktive Judenpolitik, die sich in Verordnungen und Einzelverfügung niederschlug und darauf zielte, die Zahl der in ihrem Territorium lebenden Juden zu begrenzen. Landgraf Friedrich I. (1730–1751) gestand bereits auf seinem ersten Landtag im Jahr 1731 angesichts der „nach und nach sich allzu häufig in die Städte und Dorffe eingeschlichenen Juden“ u.a. zu, dass kein Jude unter 25 Jahren heiraten dürfe und nur dem ältesten Sohn, nicht aber den Töchtern, Schutzbriefe erteilt werden dürften. Auch versprach er, gegen die Praxis vorzugehen, exzessiv Juden aufzunehmen. 1739 und 1749 erließ er neue Judenordnungen, in denen er diese Versprechen kodifizierte. Auf die Ordnung von 1749 berief sich noch Friedrich II. (1760–1785), wobei er sie modifizierte und sogar teilweise noch verschärfte.

Gemäß der Ordnung von 1749 konnten nur älteste Söhne einheimischer Juden den Schutz erlangen, und auch das nicht voraussetzungslos: Sie erhielten ihn nicht vor dem 25. Lebensjahr und nur, wenn sie ein Vermögen von 500 Reichstalern besaßen oder nachweislich erheirateten. Ferner mussten sie einen guten Leumund nachweisen und von der Dorfschaft akzeptiert sein. Das Heiratsalter wurde für Söhne auf mindestens 25 Jahre festgesetzt, Töchter mussten 20 Jahre alt sein. Wenn der Ehemann keinen Schutzbrief erwirkt hatte, durften junge Ehepaare nicht länger als vier Wochen bei den Eltern wohnen bleiben.



Darstellung eines Frankfurter Juden, Ende 18. Jahrhundert (HHStAW Best. 3008/1 Nr. 13858)



■ Versorgung im Alter: Loeb Salomon

Loeb Salomon (auch: Loeb Juda) war ein um 1702 in Roth im sogenannten Schenkisch Eigen (heute Ortsteil der Gemeinde Weimar im Landkreis Marburg-Biedenkopf) geborener Jude. Das Schenkische Eigen gehörte den Schenken zu Schweinsberg. 1737 ist Loeb Salomon mit Frau und drei Kindern als Schutzjude dort nachweisbar, besaß ein eigenes Haus, handelte mit Vieh und war mit 350 Reichstalern Vermögen im Handel gut situiert. Nur der Schutzjude Salomon war noch vermöglicher. Darum gehörte Loeb Salomon 1744 auch zu den Juden, die Landgraf Friedrich I. mit ihren Familien weiter in Roth duldete. Ausweislich des Katasters von 1773 besaß er („Jud Levi“) das Haus, an das die Judenschule, also die Synagoge, angefügt war.

1778 war Loeb Salomon ein betagter Mann, der mit seiner wenig jüngeren Frau und zwei in seinem Haushalt verbliebenen ledigen Töchtern lebte. Loeb sorgte sich angesichts seines Alters um seine und die Zukunft seiner Töchter. Dabei fiel er auf den Gedanken, für die ältere von beiden, Schoine (auch: Schaile, Scheile), den landesherrlichen Schutz zu beantragen, was aber

Karte von Roth (Ausschnitt), rechts das Wohnhaus mit Synagoge von Loeb Salomon, links das Wohnhaus von Seligmanns Erben (HStAM Karten P II 8711)

unter Berufung auf die bereits genannte Judenordnung von 1749 abgelehnt wurde. Außerdem, so wurde im Einklang mit der damals verfolgten landesherrlichen Judenpolitik argumentiert, sollten sich Juden in die Städte begeben, wo die Tochter einen dort wohnenden oder dorthin aufzunehmenden Juden heiraten könnte.

Dieser Bescheid ließ Loeb Salomon sofort eine neue Strategie entwickeln: die Verheiratung seiner ältesten Tochter. Allerdings strebte er aus nachvollziehbaren Gründen danach, Scheile bei sich zu behalten.

■ Ein potentieller Ehemann: Moses Josemann

Moses Josemann alias Joseph befand sich als zweitgeborener Sohn des verstorbenen Juden Josemann Baruch aus Lohra ebenfalls in einer schwierigen Lage. Denn auf einen landesherrlichen Schutzbrief besaß er keine Anwartschaft, weil diesen sein erstgeborener Bruder Loeser bereits innehatte. Jederzeit konnte er daher des

Landes verwiesen werden. Moses war mit 30 Jahren im heiratsfähigen Alter und besaß auch alle wirtschaftlichen Voraussetzungen für eine Eheschließung: An barem Geld verfügte er über 500 Gulden, ferner über 20 Mött Samen im Wert von 150 Gulden, an ausstehenden Schulden 100 Reichstaler, und er erwartete 150 Gulden als Ausbezahlung seines Bruders auf das väterliche Haus.

Für Loeb Salomons Tochter, die ca. 1745 geboren worden und nur wenig älter war als Moses Josemann, dürfte dieser eine gute Partie gewesen sein. Deshalb stellte der Vater im Sommer 1779 den Antrag auf eine Eheschließung seiner Tochter Scheile mit Moses Josemann. Er untermauerte seinen Antrag mit Bescheinigungen von Amtsträgern aus Roth, Lohra, Fronhausen und von den Judenschaftlichen Vorstehern über den Lebenswandel und die wirtschaftlichen Verhältnisse des Bräutigams. Zwar beantragte Loeb nur die Heirat und die Erlaubnis, Moses als Knecht annehmen zu dürfen, aber eine Äußerung des Greben Johann George Weber aus Roth in seiner Stellungnahme über den Leumund Loeb Salomons legt nahe, dass mit dem Heiratsprojekt auch das Bestreben verbunden war, einen landesherrlichen Schutzbrief zu erlangen. Alle Bemühungen aber waren umsonst, das Gesuch wurde am 4. Dezember 1779 abgelehnt.

Moses Josemann aber blieb hartnäckig und beantragte mehrfach, in den landesherrlichen Schutz nach Roth aufgenommen zu werden. Dreimalige Ablehnungen 1781 (zweimal) und 1782 sind überliefert. Zuletzt hatten sich sogar der Vorstand („Schenk und Baumeister“) der vielverzweigten Familien Schenk zu Schweinsberg sowie die übrigen schenkischen Ganerben als Ortsher-

ren von Roth für ihn eingesetzt, doch der Landgraf blieb hart. Als zweitgeborener Sohn stehe ihm keine Aufnahme in den landesherrlichen Schutz zu, hieß es. Dabei ging es ihm gerade gegenüber dieser Adelsfamilie sicher auch darum, seine Landeshoheit durchzusetzen.

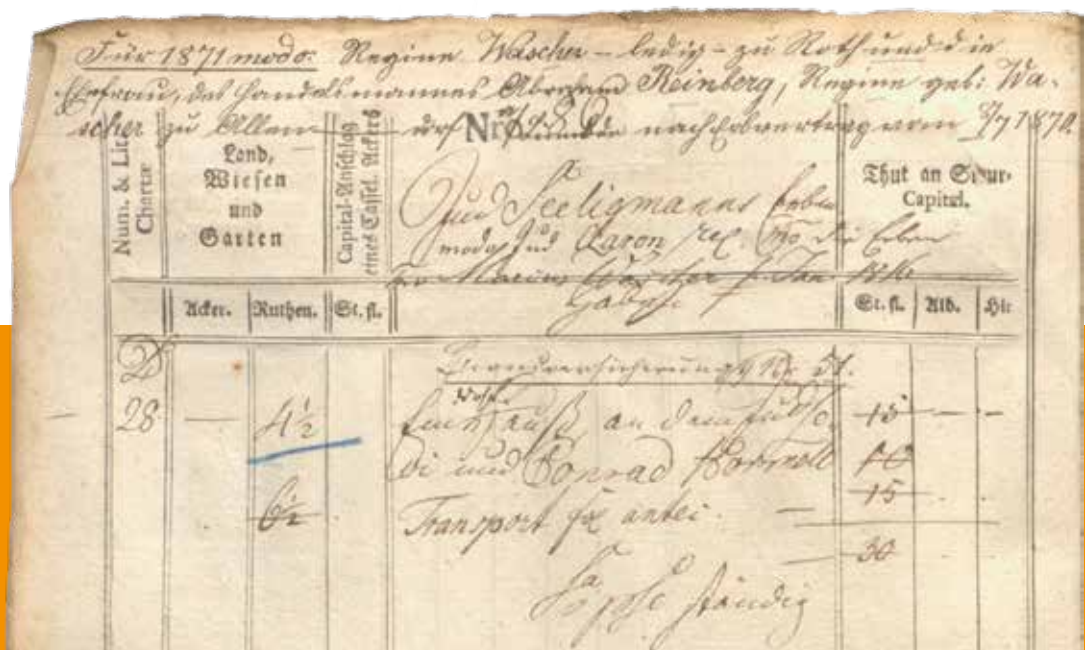
Wie aus einem Gesuch Loeb Salomons, der mittlerweile seinen Unterhalt nicht mehr verdienen konnte, um Erlass seines Schutzgeldes aus dem Jahr 1783 hervorgeht, kam die Ehe nicht zustande. Denn dort wurde weiterhin von seinen beiden unverheirateten Töchtern gesprochen, die ihn nicht zu ernähren vermochten. Das Heiratsprojekt war offenbar als uninteressant fallengelassen worden, weil es nicht zur Erwirkung eines Schutzbriefes führte und nur dieser die Existenzbedingungen hätte sichern können.

Wie die Lebensgeschichte von Moses Josemann weiterging, entzieht sich bislang unserer Kenntnis.

■ Existenzsicherung: Scheiles Heirat mit dem Rother Schutzjuden Aron Seligmann

Scheile, die Tochter des Loeb Salomon, ging aber schließlich höchstwahrscheinlich später die Ehe mit ihrem Nachbarn Aron Seligmann ein und wurde damit wohl doch noch mit einem Schutzjuden verheiratet. Die Eheschließung kann aufgrund von Testamenten und Katastereinträgen sehr wahrscheinlich gemacht werden.

In seinem Testament von 1796 vermachte Aron Seligmann seiner Frau Scheile neben nicht unerheblichem Vermögen in Geld zwei Häuser: ein Haus mit der angebauten Judenschule, das, wie wir bereits wissen, vormals Loeb Salomon gehört hatte. Als weiteres Gebäude



Eintrag zu „Jud Seeligmanns Erben“ im Kataster I von Roth (Kreis Marburg) (HStAM Best. B 4, fol. 1064 ½ [D 28])

Jan. 1851 modo: Specialmann Scheile Stern (Ganz) auf Scheile vom 5/10 1844
 und geistliches Genehmig. vom 10. November 1844. — ↑

Nro. 85.

Num. & Lit. Charta	Land, Wiesen und Garten		Capital-Anschlag dines Cassel. Ackerb.	Thut an Steuer- Capital.		
	Acker.	Ruthen.		St. fl.	Alb.	Hic.
29		1/2		Jud Levi modo Sohn Aaron Seligmann Scheile Stern Gut		
				Ein Haus, morau die ja eine Türe, an dem Acker steht und das Gut manns Sohn 1744		

hinterließ er ihr sein ererbtes Wohnhaus, das aber nach Scheiles Tod an seine nächsten Erben fallen sollte. Diese Verfügungen untermauern, dass Scheile mit Aron Seligmann verheiratet wurde.

Ein Schutzjude Seligmann ist in Roth bereits 1737 nachgewiesen, der mit seiner Frau Fahr bereits eine Tochter Gent und einen Sohn Hahn hatte. 1744 ist er ein weiteres Mal erwähnt; seine Familie hatte zwischenzeitlich Zuwachs bekommen, darunter einen Sohn Aron. Aron Seligmann muss also zwischen 1737 und 1744 geboren worden sein, näher lässt sich sein Geburtsjahr nicht eingrenzen.

Ausweislich des 1773 angelegten Katasters besaßen „Jud Seeligmanns Erben“ ein Haus. Im Kataster sind in chronologischer Fortführung alle Besitzerwechsel nachgewiesen. Der nächste Eintrag belegt, dass das Gebäude anschließend („modo“) „Jud Aaron rel[icta]“, also seiner Witwe, gehörte. Aron Seligmann ist ferner als nachfolgender Eigentümer des Hauses von Loeb Salomon („Jud Levi“) in ebendiesem Kataster eingetragen. In der Lagebeschreibung der Häuser nehmen die beiden Katastereinträge Bezug aufeinander, sie waren demnach einander benachbart.

Das Ehepaar besaß keine eigenen Kinder, nur einen an Kindes Statt angenommenen Neffen Scheiles, was die Vererbung des Seligmannschen Wohnhauses an Arons nächste Erben erklärt.

Eintrag zu „Jud Aaron Seligmann“ im Kataster I von Roth (Kreis Marburg) (HStAM Best. B 4, fol. 1064 [D 29])

Loeb Salomon an seinem Lebensabend und seine Tochter Scheile wurden auf diese Weise wirtschaftlich abgesichert. Vermutlich wurde die zweite, unverheiratete Tochter im Haushalt der Eheleute ebenfalls mit versorgt.

Annegret Wenz-Haubfleisch, Hessisches Landesarchiv

Ungedruckte Quellen

HStAM Best. 23 c Marburg Nrn. 226, 232
 HStAM Best. 40 a Rubr. 16 Nrn. 47, 256
 HStAM 275 Fronhausen Nrn. 244, 426
 HStAM Karten P II 8711 (Ausschnitt re. Wohnhaus mit Synagoge von Loeb Salomon, li. Wohnhaus von Seligmanns Erben)
 HStAM Kataster I Roth (Kreis Marburg) B 4, fol. 1064 (D 29), fol. 1064 1/2 (D 28)

Gedruckte Quellen

Karl E. Demandt: Die hessische Judenstätigkeit von 1744, in: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 23 (1973), S. 292–332.
 Hessen-Kasselische Landtagsabschiede 1649–1798, hgg. und eingel. von Günter Hollenberg, bearb. v. Günter Hollenberg und Berthold Jäger, Marburg 1989 (VHKH 48, 3; Vorgeschichte und Geschichte des Parlamentarismus in Hessen 5).
 Sammlung Fürstlich-Hessischer Landesordnungen und Ausschreiben (HLO), Bde. 4, 5 und 6.

■ Jüdische Gemeinden zwischen Reform und Orthodoxie

Innerreligiöse Konflikte im Spiegel der behördlichen Überlieferung

Auch der sich über mehrere Jahrzehnte im 19. Jahrhundert hinziehende Wandel jüdischer Gemeinschaften und die innerreligiösen Konflikte schlugen sich im Behördenschriftgut nieder, das heute in den hessischen Staatsarchiven überliefert ist. Der folgende Beitrag gibt einen Abriss anhand der Überlieferung im Hessischen Hauptstaatsarchiv Wiesbaden.

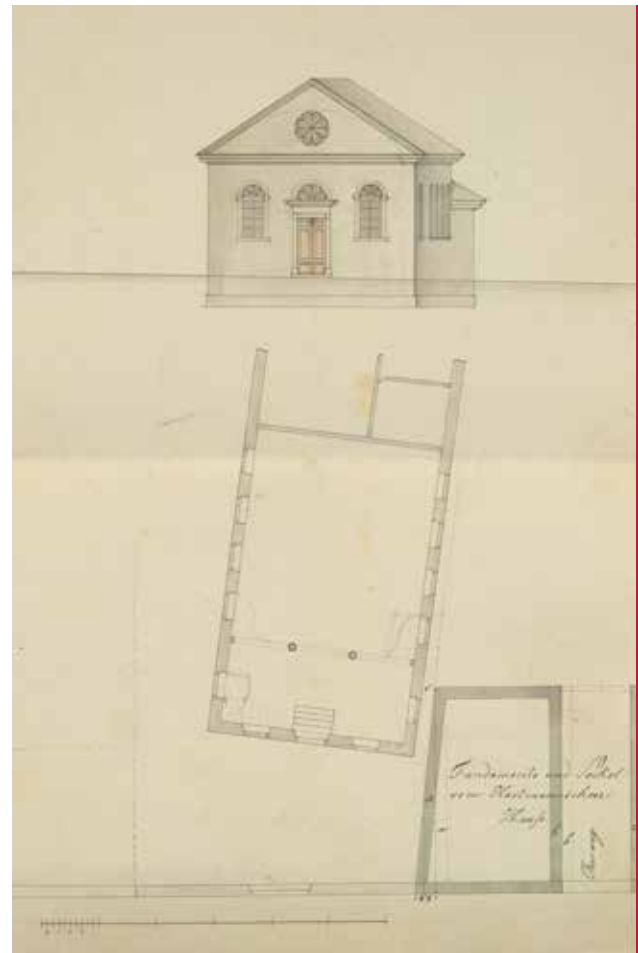
Die im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts entstandene jüdische Aufklärungsbewegung („Haskala“) verfolgte zunächst hauptsächlich gesellschaftliche Ziele wie etwa die bürgerliche Gleichstellung und die Integration in die christlich geprägte Mehrheitsgesellschaft. Daraus erwuchs bald auch eine religiöse Erneuerungsbewegung, die jüdische Religionsvorschriften und althergebrachte Traditionen nicht nur wie bisher diskutieren, sondern auch neu bewerten und an die veränderte Lebenswelt anpassen wollte. Dies führte unweigerlich zu Konflikten mit den Gemeindegliedern, welche – ohne die Ziele der „Haskala“ grundsätzlich abzulehnen – die bisherige Religionspraxis weiterführen wollten. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zeichnete sich eine immer stärkere Trennung zwischen traditionellen und liberal-reformerischen Juden ab, die schließlich in die Auflösung der bisherigen „Einheitsgemeinde“ mündete.

Dies wirft die Frage auf, inwieweit sich dieser über mehrere Jahrzehnte hinziehende Wandel der jüdischen Gemeinschaft, der auch der (christlichen) Mehrheitsgesellschaft nicht verborgen blieb, in der behördlichen Überlieferung niedergeschlagen hat. Wurden die innerreligiösen Veränderungen staatlicherseits wahrgenommen, wann sah man Handlungsbedarf?

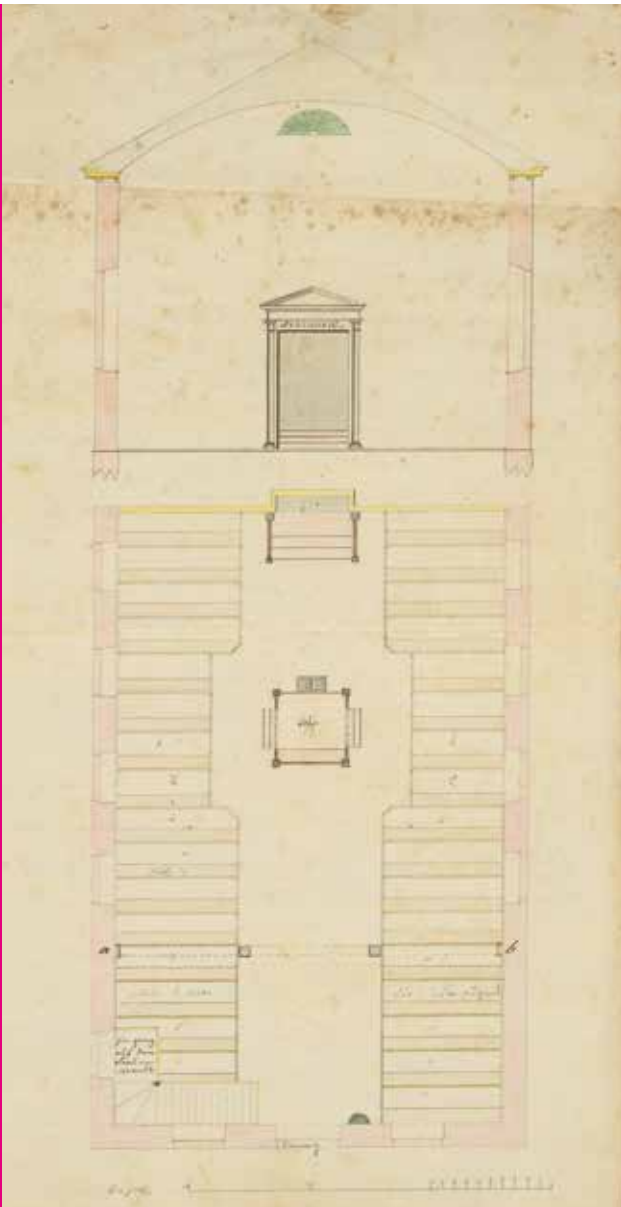
■ Quellen im Hessischen Hauptstaatsarchiv Wiesbaden

Die im Hessischen Hauptstaatsarchiv Wiesbaden überlieferten Akten zu jüdischen Gemeinden des 19. Jahrhunderts befassen sich vor allem mit der vorgeschriebenen Rechnungsführung, mit der anzeigepflichtigen Einstellung von Vorbetern, Lehrern und Gemeindegestellten und mit Synagogenbauprojekten, die – wie auch Kirchenbauten – genehmigt werden mussten. Obwohl mit Abraham Geiger (1810–1874) von 1832 bis 1837 einer der führenden Reformrabbiner in Wiesba-

den wirkte, liegen zu den Auswirkungen der Erneuerungsbewegung in Wiesbaden und in den ländlichen Gemeinden im Umland keine konkreten Akten vor. Bei genauem Hinsehen lassen sich aber einige Anhaltspunkte finden, etwa Beschwerden über Vorbeter, die



Entwurf für die Umgestaltung des „Mährischen Gartensaals“ an der Schwalbacher Straße in Wiesbaden zur Synagoge, 1825 (HHStAW Best. 246 Nr. 8)



Grundriss der alten Synagoge an der Schwalbacher Straße, 1825. Der Innenraum war – wenn man die Frauenempore abzog – beinahe quadratisch. Die Bimah stand nach alter Tradition in der Mitte. (HHStAW Best. 246 Nr. 8)

ihren Pflichten (angeblich) nicht nachkamen, weil sie einzelne Gebete ausließen oder beim Aufruf zur Torah nicht nach der hergebrachten Weise vorgingen.

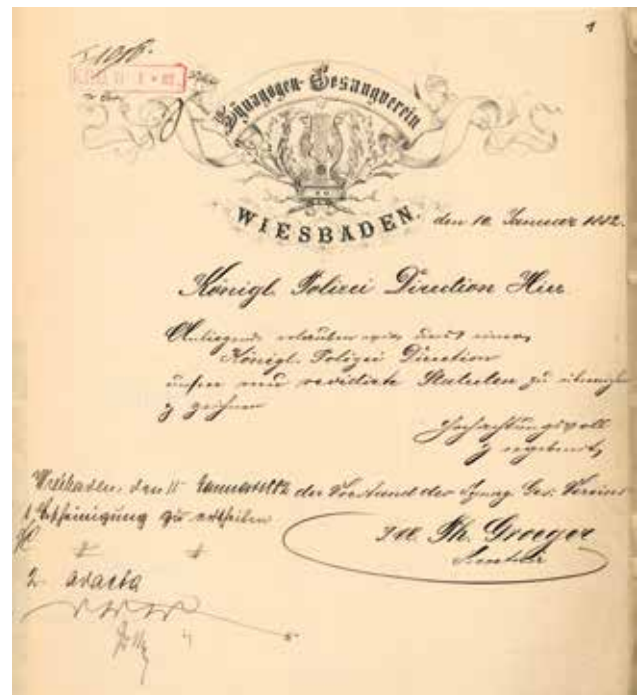
Von besonderem Interesse ist ein Vorgang, der in eine voluminöse Bauakte zur alten Synagoge an der Schwalbacher Straße in Wiesbaden (ehemals „Mahrischer Gartensaal“) untergemischt ist (HHStAW Best. 246 Nr. 8). Das Amt Wiesbaden war darauf aufmerksam geworden, dass einige Gemeindemitglieder um Samuel Bär in einem Privathaus unerlaubte „Nebengottesdienste“ abhielten. Als diese Gemeindemitglieder daraufhin um eine Genehmigung nachsuchten, wurde Bezirksrabbiner Süskind zur Klärung hinzugezogen. Aus seinem

Bericht lässt sich erkennen, dass die Gemeindemitglieder mit den Gottesdienstreformen nicht einverstanden waren, obwohl diese „in der hiesigen Synagoge im April 1845 in Übereinstimmung mit dem damaligen Cultusvorstande [...] eingeführt“ worden waren.

Zu diesen Reformen gehörte die Festlegung einer Synagogenordnung, die unter anderem lautes Beten und „Intonieren“ – außer an den Stellen, die rezitiert werden sollten – untersagte. Ferner wurde einer Predigt auf Deutsch bzw. in der Landessprache eingeführt und die Liturgie des Gottesdienstes von einigen alten Gebeten bereinigt, die im Lauf der Jahrhunderte hineingenommen

*Klagen wiederholen, die in dem
Munde der Israeliten
zur Zeit der Kreuzzüge gerechtfertigt
erscheinen können*

worden waren. Man störte sich an der schwer verständlichen Sprache und der Unterbrechung, „die die althergebrachte Gebetordnung durch das Einschleichen derselben zu erleiden hatte“. Auch der Inhalt dieser Gebete stieß inzwischen auf Kritik: „Es wäre doch wahrlich eine schändliche Undankbarkeit gegen Gott und gegen unsere christlichen Mitbrüder“, schreibt Rabbiner Süskind,



Schon Abraham Geiger regte die Gründung eines Synagogen-Gesangvereins an. Der Chor sang nicht nur im Gottesdienst, sondern auch bei weltlichen Musikveranstaltungen in- und außerhalb der Synagoge und pflegte ein zeittypisches Vereinsleben. (HHStAW Best. 408 Nr. 115)

„wenn wir heute in unserm Gebet die Klagen wiederholen würden, die nur in dem Munde der Israeliten zur Zeit der Kreuzzüge, als sie den heftigsten Verfolgungen und Martern ausgesetzt waren, als gerechtfertigt erscheinen können.“ Für die Erfüllung der religiösen Pflicht waren sie jedenfalls nicht erforderlich. Der Gemeindevorstand war sogar der Ansicht, dass religiösen Bedürfnissen „schon durch die deutsche Predigt allein bei weitem mehr geboten werden, als dies die Beibehaltung fraglicher hebräischer und allen unverständlichen Gebeten zu bieten vermögten [sic!].“ Er könne berichten, dass keineswegs „neue Glaubens-Dogmen“ – so der Vorwurf von Samuel Bär und seinen Anhängern – eingeführt worden seien, sondern dass sie vielmehr weiterhin „hinsichtlich unserer Glaubenslehre dieselben Bekenner der Mosaischen Vorschriften sind, wie es unsere Vorfahren waren.“

Der Vorgang zeigt, dass in der Mitte des 19. Jahrhunderts Begriffe wie „orthodox“ und „liberal“ noch nicht definiert waren und dass der bestehende innerjüdische Religionskonflikt noch keinen Eingang in das

Behördenwissen gefunden hatte. Interessanterweise wurden nicht etwa die Reformer, sondern die traditionellen Juden als Abweichler und „Sektierer“ wahrgenommen, die sich den im Gemeindebeschluss eingeführten Änderungen widersetzen.

■ Synagogenbau

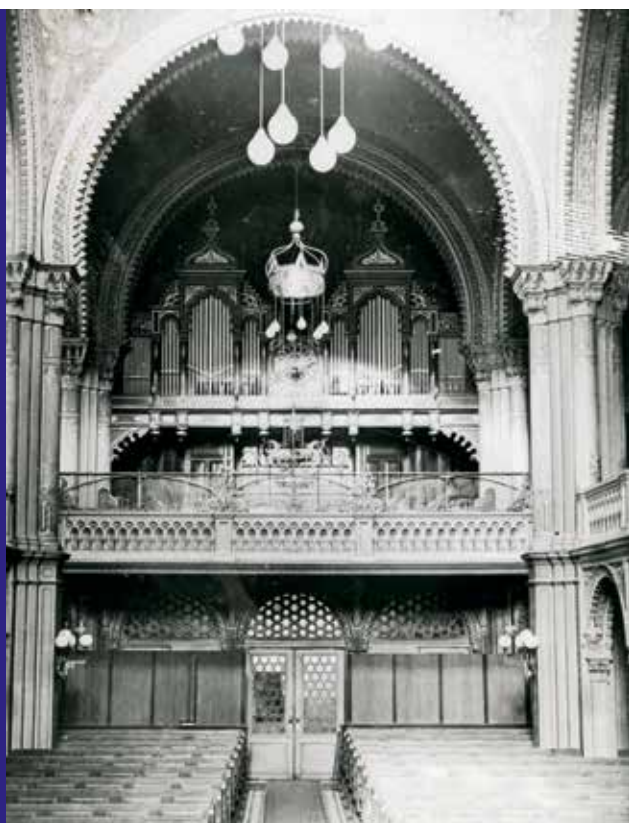
Nach langen Planungen wurde im Jahr 1869 die neue Synagoge am Michelsberg eingeweiht. Die inneren Spannungen in der Wiesbadener Gemeinde löste das prachtvolle Bauwerk jedoch nicht, im Gegenteil: Das Gebäude war entsprechend der Gottesdienstpraxis des liberalen Judentums konzipiert. Die Bimah (Vorlesepult) befand sich nicht in der Mitte der Synagoge, sondern, ähnlich einem christlichen Altar, am östlichen Ende, und es gab eine seitlich platzierte Kanzel. Die Reformer gingen nicht so weit, gemischte Frauen- und Männerplätze einzurichten: Für Frauen waren die beiden Seitenemporen vorgesehen, die jedoch keinen Sichtschutz (Mechiza) besaßen, wie er in streng orthodoxen Synagogen üblich war und noch heute ist. Ande-



Die elegante Synagoge der Altisraelitischen Kultusgemeinde in der Friedrichstraße in Wiesbaden entsprach dem orthodoxen Ritus: Die Bimah stand in der Mitte des Raumes. (HHStAW Abt. 3008/1 Nr. 13801)



Die 1869 eingeweihte Synagoge am Michelsberg war nach den Vorstellungen der Reformbewegung konzipiert: Die Bimah stand am östlichen Ende, es gab eine Kanzel (links) und eine Orgel. (HHStAW Best. 3008/1 Nr. 13816)



Blick auf die Orgel in der Synagoge am Michelsberg. Die Benutzung von Instrumenten im Gottesdienst widerspricht dem orthodoxen Ritus. (HHStAW Abt. 3008/1 Nr. 14390)

rerseits gab es sogar eine Orgel, an der Gottesdienst und gemischter Synagogenchor begleitet wurden, beides ist im orthodoxen Gottesdienst nicht erlaubt.

Für die traditionellen Gemeindemitglieder waren Synagoge, Ritus und das gesellschaftliche Leben der Gemeinde – in der Synagoge wurden auch weltliche Konzerte gegeben – ein beständiges Ärgernis. Private Gottesdienste und eine eigene Religionsschule wurden eingerichtet. Jedoch erst das 1876 erlassene Gesetz „betr. den Austritt aus den Synagogengemeinden“ ermöglichte rechtlich die Gründung einer eigenen Gemeinde (1879), die sich „Altisraelitische Kultusgemeinde“ nannte. Sie fand in der Friedrichstraße eine neue Bleibe. Ein ehemaliger Veranstaltungssaal, zu erreichen über einen Innenhof, wurde zu einer elegant-prachtvollen Synagoge umgebaut – mit mittiger Bimah. Auch hier gab es einen eigenen (Männer-)Chor, wobei aus den Quellen nicht hervorgeht, ob der Chor ausschließlich Gebete nach alter Tradition mehrstimmig intonierte, oder ob er möglicherweise auch zeitgenössische Kompositionen, etwa Psalmvertonungen, im Gottesdienst vortrug.

■ Orthodox und liberal

Die jüdische Reformbewegung breitete sich zuerst in Großstädten aus. Inwieweit die Landgemeinden die

Liturgiereformen umsetzten, lässt sich aus den behördlichen Akten nicht beurteilen. Allerdings gab es auch dort Glaubenskonflikte: So wollten einige Mitglieder der Gemeinde in Biebrich nicht den üblichen Gemeindebeitrag zahlen, da sie die – ihnen offenbar zu liberale – Gemeinde verlassen und sich der Altisraelitischen Kultusgemeinde in Wiesbaden angeschlossen hatten. In Bad Soden beschwerten sich S. Mayer und S. L. Mayer im Jahr 1882 über den Vorbeter D. Stern: „Statt den Gottesdienst am Samstag morgen um 9 Uhr (wie es in der ganzen Welt Sitte ist) abzuhalten, beginnt derselbe um 11 ½ Uhr [...]. Außerdem ist es aber nach unserer Religion gar nicht statthaft, das Morgengebet so spät zu verrichten, ja sogar vollständig unerlaubt von einer Person, die dasselbe schon einer anderen Gemeinde verrichtet hat, nochmals vortragen zu lassen.“ Der späte Gottesdienstbeginn war ein Zugeständnis an die Kurgäste [!]. Stern selbst war zuvor schon in einer anderen Gemeinde als Vorbeter tätig, wohingegen sich für Bad Soden aufgrund von Personalmangel kein früherer (zusätzlicher) Gottesdienst einrichten ließ. Der noch immer amtierende Bezirksrabbiner Süskind, der zur Klärung vom Amt Höchst hinzugezogen wurde, stimmte zwar zu, dass die Zeit sehr ungewöhnlich sei, sah aber weder für den späten Beginn noch für das „doppelte“ Morgengebet des Vorbeters einen religionsgesetzlichen Hinderungsgrund – zumindest nach seiner liberalen Auslegung (HHStAW Best. 228 Nr. 407). Nicht nur dieser Streit belegt, dass religiöse Gemeindefunktionen im Gegensatz zu früher nicht mehr so erstrebenswert waren. Es herrschte Mangel an geeigneten Vorbetern und Religionslehrern, die häufig aus anderen Landesteilen, sogar aus Osteuropa angeworben wurden, was aufgrund abweichendem Religionsverständnis wiederum zu neuen Konflikten führte.

1896 war die Trennung in die verschiedenen religiösen Strömungen so weit fortgeschritten, dass die Polizeiverwaltung Biebrich in einem Bericht an den Königlichen Landrat anlässlich eines Streitfalls von der „orthodoxen Glaubensrichtung“ der meisten Gemeindemitglieder sprach und folglich voraussetzte, dass der Landrat den Begriff – und damit auch den Hintergrund des Streits – einordnen und verstehen konnte. Rund zehn Jahre später wurde im Zusammenhang mit der Finanzierung der Ausbildung jüdischer Grundschullehrer abgefragt, ob „sie bei Erteilung des Religionsunterrichts der strengeren oder der freieren Richtung des Judentums Rechnung tragen“ (HHStAW Best. 408 Nr. 114). Bis zur Jahrhundertwende war die Existenz verschiedener jüdischer Strömungen somit nicht nur bis in die Behörden vorgedrungen, sondern fand sogar besondere Berücksichtigung.

Dorothee A.E. Sattler, Hessisches Landesarchiv

■ Berufen, der Wissenschaft Dienste zu leisten

Die Theatersammlung in der ULB Darmstadt

Die Theatersammlung der ULB Darmstadt gehört zu den großen und umfassenden Kollektionen ihrer Art in Deutschland. Der folgende Beitrag gibt einen Eindruck von der Vielfalt dieses Bestandes.

Die Darmstädter Theatersammlung unterscheidet sich in zweierlei Hinsicht von anderen entsprechenden Sammlungen in Bibliotheken. Erstens besteht sie nicht hauptsächlich aus der schriftlichen Überlieferung der lokalen Aufführungsgeschichte, konkret: Theaterprogramme oder -zetteln, sondern erhält ihren Charakter wesentlich durch die Fülle der Bildwerke in Gestalt originalgraphischer Bühnenbildentwürfe und Szenenfotos. Zweitens sind der Grund ihrer Entstehung und die Umstände des Sammelns selbst eine Besonderheit, indem sie nicht – wie die übrigen Bestandteile der ursprünglich großherzoglichen Sammlungen der Bibliothek – das Ergebnis der kulturhistorischen Aktivitäten und Beziehungen des hessen-darmstädtischen Hofes ist, sondern ausschließlich auf die Initiative eines Privatmannes zurückgeht: des Theaterkritikers und -historikers Hermann Kaiser.

■ Hermann Kaiser – Chronist und Sammler

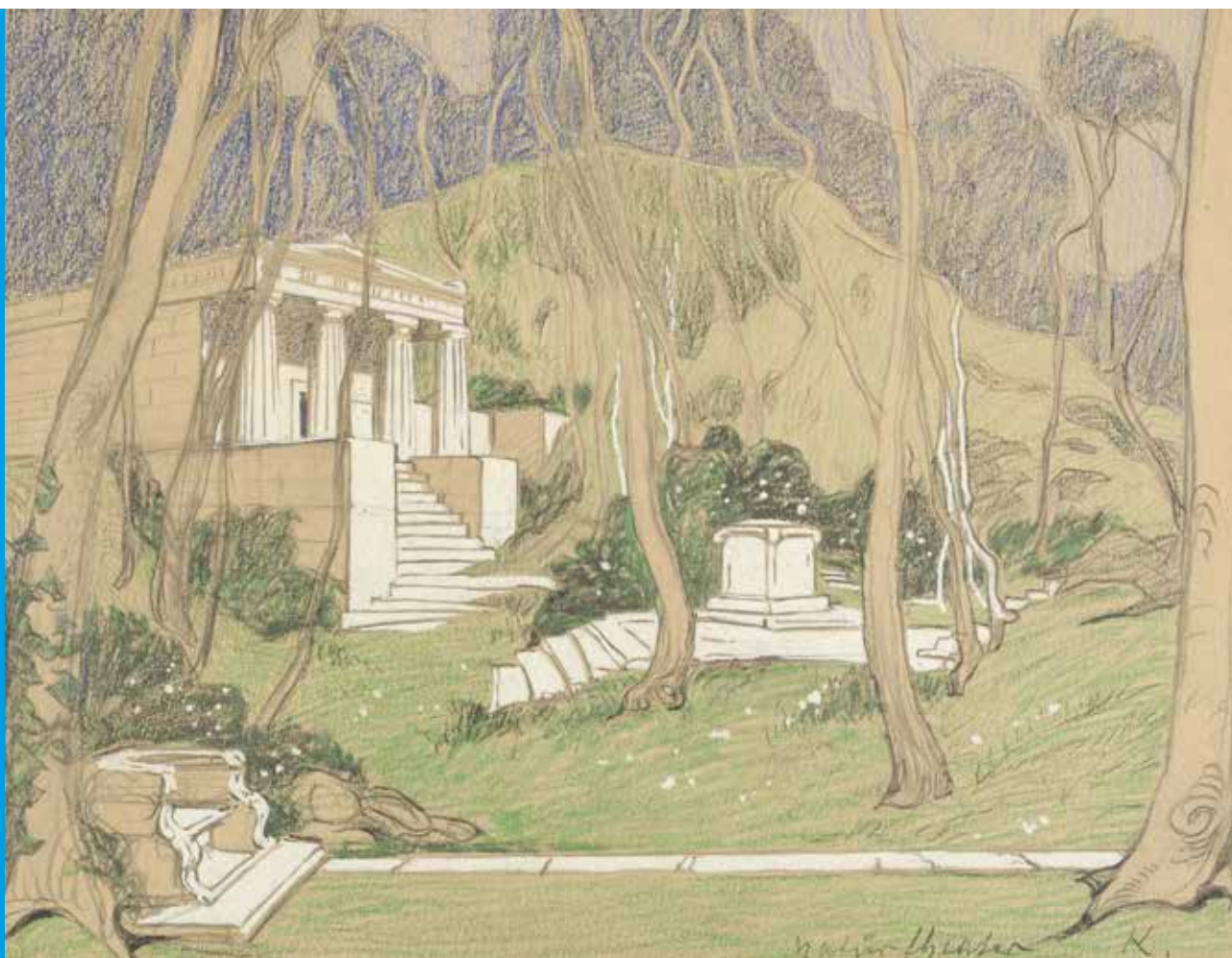
Hermann Kaiser (1889–1978), im Hauptberuf Gymnasialmusiklehrer, begleitete das Theater in Darmstadt seit frühester Jugend als Historiker und Rezensent. Seine Geschichte des Darmstädter Theaters in vier Bänden umfasst den Zeitraum von der Residenzgründung 1567 bis zum Ende der Ära Sellner 1960. Als Kritiker und Kulturjournalist war er bis zu deren Verbot 1933 für die Zeitung ‚Hessischer Volksfreund‘ sowie für die ‚Frankfurter Zeitung‘ und die Fachzeitschrift ‚Die Musik‘ tätig. Infolge des Verbotes dieses Zweitberufs ab 1934 begann er, als eine Art Ersatz für die fehlende unmittelbare Nähe zum Theater, dessen Geschichte zu schreiben und Archivbestände von ehemals am Theater Beschäftigten, deren Erben und weiterer Privatleute zusammenzutragen, wobei der Schwerpunkt von Beginn an auf Bilddokumenten lag. Da er zahlreiche Personen, die in Verbindung mit dem Theater standen, persönlich kannte, gelang es ihm, durch Hinweise und Anregungen Zugang zu nachgelassenen Materialien zu bekommen und diese in seinen Besitz zu überführen.



Hermann Kaiser (ULB Darmstadt)

So erwarb er beispielsweise das Privatarchiv des Theaterfotografen Hermann Collmann von dessen Witwe und rettete fast 800 Zeichnungen des Bühnenmeisters Ignatz Dorn aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor der Entsorgung.

Neben Dorns Werken wurden die frühen Bühnenbildentwürfe von Kurt Kempin aus seiner Darmstädter Zeit 1897–1921, die dieser Kaiser zu Beginn der Dreißiger Jahre überließ, zu einem Kernbestand des entstehenden Theaterarchivs. Auch Max Bignens und



Elli Büttner vererbten Kaiser persönlich eine stattliche Menge ihrer Werke. Im Falle des Nachlasses von Lothar Schenck von Trapp kam die Initiative gerade noch rechtzeitig: Verwandte bekannten, bereits einen Teil des „alten Zeugs“ im Ofen verfeuert zu haben.¹

Haupt- und nebenamtliche Theaterfotografen überließen Kaiser in großer Menge ihre bildlichen Aufführungsdokumentationen. Schließlich machte er seit 1957 selber Fotos von Künstlern und Bühnenproben.

Nachdem die Privatwohnung des Sammlers für die schnell wachsende Sammlung bald zu eng geworden war, bot 1935 die damalige Landesbibliothek die Rahmenbedingungen zur Archivierung, Erschließung und systematischen Erforschung der Theatergeschichte. Komplette in den Keller des Schlosses verlagert, überstand sie dort unbeschadet die Bombenangriffe im Zweiten Weltkrieg.

1963 vermachte Hermann Kaiser der seit 1948 mit der Bibliothek der TH vereinigten Hessischen Landes- und Hochschulbibliothek vertraglich die gesamte Sammlung.

Kurt Kempin: Entwurf für ein Naturtheater auf dem Hergottsberg. Nicht ausgeführt, um 1906

Ab 1964 wurde der Theatersammlung unter dem neuen Bibliotheksdirektor Erich Zimmermann ein eigener Erwerbungssetat zugewiesen, womit Kaiser den systematischen Ankauf von Szenenfotos aus der laufenden Arbeit des Theaters betreiben konnte. Bis heute sind die rund 40.000 Fotos die einzige bildnerische Bestandsgruppe, die weiterhin, inzwischen digital, gesammelt wird.

Die private Sammlungsgrundlage und der während Kaisers Zeit in der Bibliothek auf die Bedürfnisse des Sammlers zugeschnittene Sonderstatus hatten nach dessen Tod 1978 die für den Fortbestand der Sammlung negative Folge, dass sie bis 2012 keine Fachbetreuung durch bibliothekarisches Personal erhielt, sondern stets ehrenamtlich verwaltet wurde. Dadurch waren weder personelle Kompetenzen noch Ressourcen für eine zeitgemäße Erschließung der Bestände vorhanden.

Aus diesem Grund sind die bedeutenden Bestände bis heute nur in geringen Teilen katalogisiert, son-

dern es existieren lediglich weder standardisierte noch durchweg zuverlässige Zettelkarteien.

■ Die bildlichen Bestände der Theatersammlung

Die überwiegend originalgraphischen, kolorierten Bühnen- und Szenenbilder, Kostümzeichnungen (Figurinen), Grund- und Aufrisse von Bühnenaufbauten, Szenenfotos, Künstlerportraits und dreidimensionalen Bühnenmodelle bilden eine künstlerische Dokumentation der Darmstädter Theatergeschichte. Aus Hermann Kaisers ursprünglich zentralem Anliegen, die Aufführungen des Theaters nachzuvollziehen, entstand aus lokaler Perspektive ein Archiv der Bühnenkunst des späten 19. und des 20. Jahrhunderts, das in seinen ästhetischen Dimensionen durchaus überregionale Bedeutung beanspruchen kann.

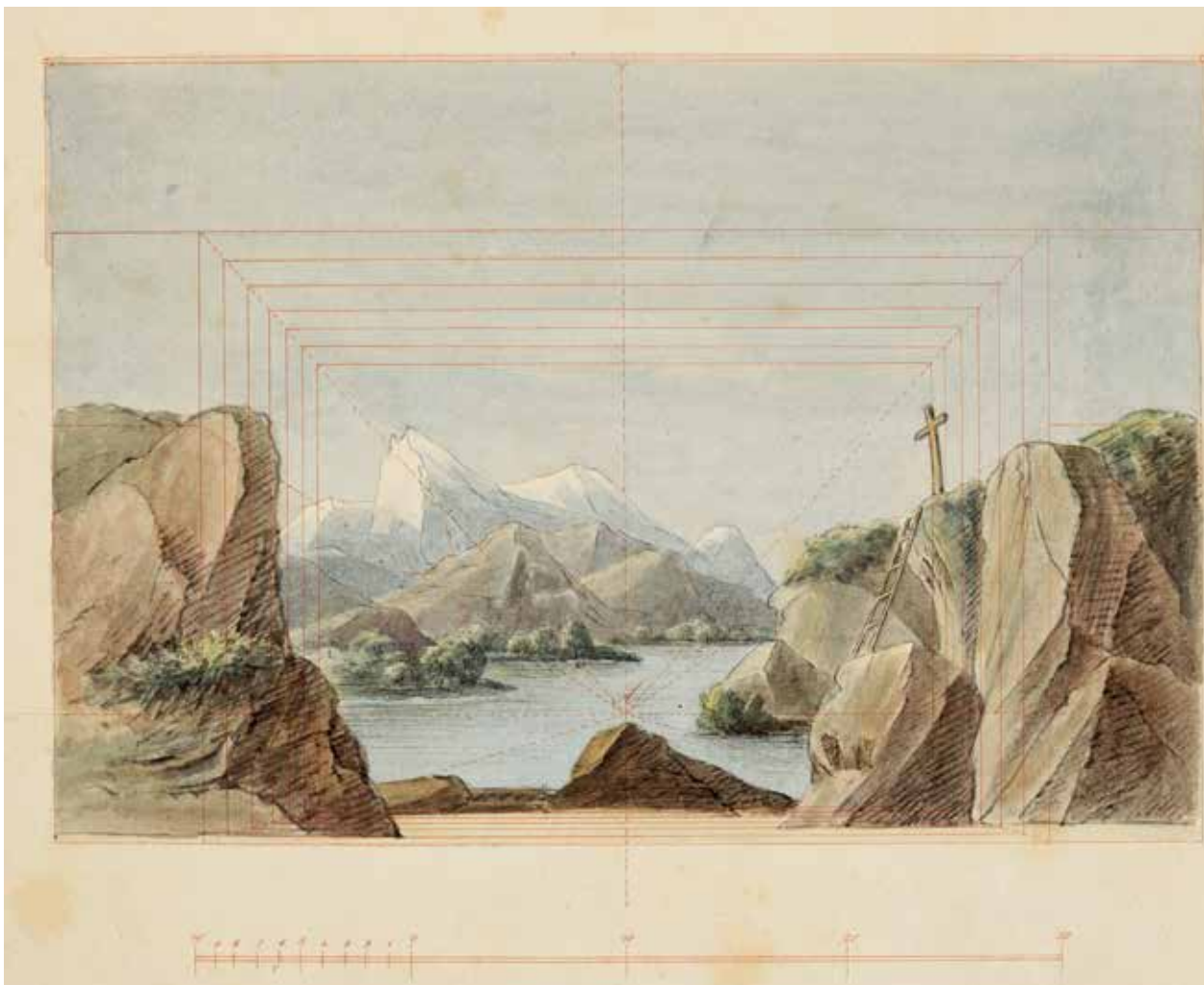
Während die Fotosammlung einen Zeitraum von etwa hundert Jahren abdeckt und damit eine lückenlose Dokumentation der Inszenierungsgeschichte bereitstellt, ist die Auswahl der Originalzeichnungen und -aquarelle auf das beschränkt, was die in Darmstadt tätigen Bühnenbildner bereit waren, dem Sammler zu

überlassen. Daher sind nicht alle stilprägenden Persönlichkeiten der Theatergeschichte enthalten, so ist beispielsweise Wilhelm Reinking (in Darmstadt 1927–1933), der als Schöpfer der modernen Bühne gilt, in der Sammlung gerade einmal mit zwei Bühnenbild- und einer Handvoll Plakatentwürfen vertreten.

Über 700 Zeichnungen und Aufbaupläne des technik- und stilprägenden Bühnenmeisters Ignatz Dorn (1784–1856, in Darmstadt 1811–1849) konnten zu Beginn von Kaisers Sammeltätigkeit im Landestheater vor der Entsorgung bewahrt werden. Dorn war Lehrmeister Carl Brandts, der später als Bühnentechniker Richard Wagners in Bayreuth bekannt wurde.

Etwa 250 Bühnenbildentwürfe Kurt Kempins (1874–1972, in Darmstadt 1896–1921), den der kunstbegeisterte Großherzog Ernst Ludwig als innovativen Vertreter der stilisierten Bühne im Gegensatz zum il-

Ignatz Dorn: Bühnenbildentwurf (Aufriss) zu „Wilhelm Tell“ (Rütli) von Gioachino Rossini. Großherzogliches Hoftheater, Premiere: 10. April 1831



lusionistischen gemalten Bühnenbild nach Darmstadt holte, sind überliefert. Hermann Kaiser hat sein Werk als „epochemachende Arbeiten“ beschrieben, die „die große Stilwende im Darmstädter Bühnenbild eingeleitet“ hätten.² Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang überdies, dass Großherzog Ernst Ludwig zu einigen Inszenierungen mit Bühnenbild von Kempin eigene Bühnenbildentwürfe beisteuerte, die ebenfalls in der Sammlung erhalten sind.

Kempins Assistent war seit 1913 Lothar Schenck von Trapp (1889–1950, in Darmstadt 1924–1933), der 1924 für mehr als zehn Jahre den Posten des Bühnenbildners übernahm und in einer malerischen und expressionistisch beeinflussten, großflächigen Formensprache arbeitete. Von ihm sind über 700 Blätter erhalten.

Die eigentümlichste Gestalt unter den in Darmstadt tätigen Bühnenkünstlern ist gewiss Elli Büttner. Von ihrer Lehrzeit bis zum Dienstende erlebte sie zehn Intendanten. Niemand war länger ununterbrochen am Landestheater beschäftigt, überdies war sie die einzige Frau in dem ansonsten um die Mitte des Zwanzigsten Jahrhunderts männerdominierten Gewerbe. Im ganzen Deutschen Reich war sie eine von sieben Bühnenbildnerinnen, dabei war sie in hohem Umfang als Kostümbildnerin tätig, wofür sie mit ihrem ursprünglichen Berufsziel Modezeichnerin und als aus-

gebildete Schneiderin prädestiniert war. Dieser Hang zum Kunsthandwerklichen auch anhand der kleinsten Formen zeichnet sie zugleich als singuläre Theaterkünstlerin aus. Ihre vielseitige Begabung, gepaart mit bemerkenswerter Kreativität und Produktivität gleichermaßen, war wohl ein Hauptgrund für ihre lange Beschäftigung am Landestheater, wo sie mit mehreren anderen Bühnenbildnern eng zusammenarbeitete. Für 454 Aufführungen erarbeitete sie Kostüme und teilweise auch Bühnenbilder. Ebenso speziell wie legendär waren dabei die 39 Weihnachts-Märchenspiele für Kinder. Ihr vollständig in der Theatersammlung erhaltener Nachlass mit einer Vielzahl von Figurinenzeichnungen umfasst 500 Werke.

Aus der letzten Intendantenära, die Hermann Kaiser erlebt hat, unter Gerhard F. Hering, stammt der Bestand der in Darmstadt erarbeiteten Entwürfe und Figurinen von Max Bignens (1912–2001, Darmstadt 1960-1963), einem international tätigen Schweizer Bühnen- und Kostümbildner, der nur eine Spielzeit in Darmstadt weilte, dabei aber hochproduktiv war, wie es die ca. 200 Zeichnungen in der Sammlung bezeugen.

Elli Büttner: Bühnenbildentwurf zu „Die Puppenfee“ von Josef Bayer. Szenische und tänzerische Leitung: Aloys Altmayer. Hessisches Landestheater Darmstadt, Großes Haus, Premiere 4. Dezember 1938





Einen kleinen, aber feinen Binnen-Sonderbestand bilden die dreidimensionalen Bühnenmodelle: 39 Stück in 26 Nummern aus den Zwanziger bis Fünfziger Jahren. Einen besonderen Glanzpunkt setzen darunter zwei Szenenbilder aus Kurt Kempins letztem Bühnenbild zu Mozarts ‚Zauberflöte‘.

Die wenigen Schlaglichter, die hinsichtlich des Bildbestandes der Darmstädter Theatersammlung gesetzt werden konnten, dürften einen Eindruck davon vermitteln, wie viel ungehobenes Forschungspotenzial für die Theater-, Kunst- und Kulturwissenschaften in dieser ‚provinziellen‘ Sammlung schlummert. Für die meisten Künstler der hier verwahrten Werke befinden sich die einzigen Literaturstellen in der Theatergeschichte von Hermann Kaiser. Wie ein direkter Kommentar dazu mutet folgender Absatz aus einem Gutachten des Theaterwissenschaftlers Carl Niessen an, der als eine Art Mahnung für die Zukunft abschließend zitiert sei: „Es wäre dringend zu wünschen, dass das schöne Archiv nachhaltige Förderung erfährt, denn es ist berufen, der Wissenschaft beste Dienste zu leisten.“

Silvia Uhlemann, ULB Darmstadt

Kurt Kempin: Bühnenbildmodell zu Mozarts ‚Zauberflöte‘, 1920

Die vierbändige Theatergeschichte Hermann Kaisers:

Barocktheater in Darmstadt. Geschichte des Theaters einer deutschen Residenz im 17. und 18. Jahrhundert, Darmstadt 1951.

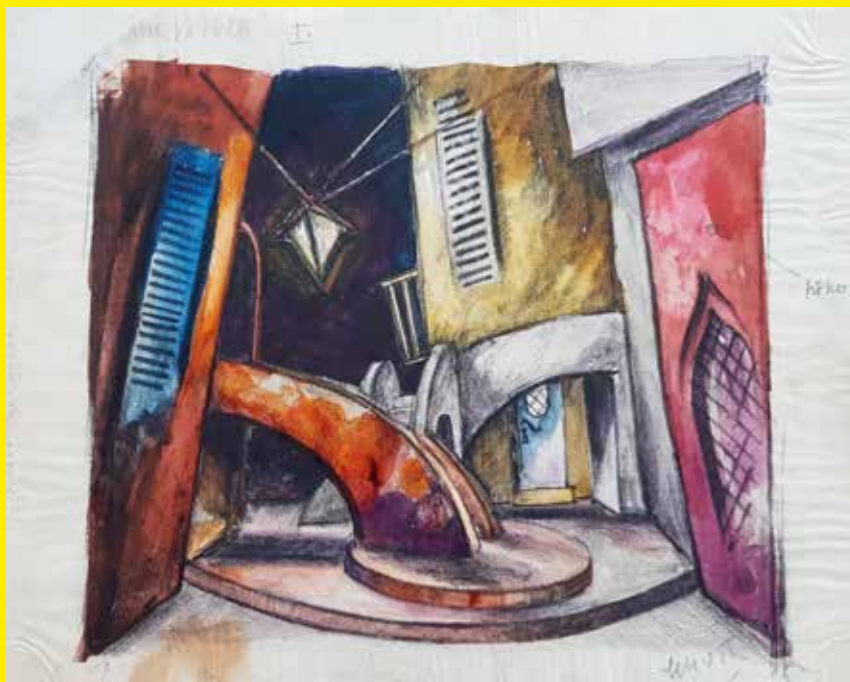
Das Großherzogliche Hoftheater zu Darmstadt 1810–1910, Darmstadt 1964.

Modernes Theater in Darmstadt 1910–1933, Darmstadt 1955.

Vom Zeittheater zur Sellner-Bühne. Das Landestheater Darmstadt von 1933–1960, Darmstadt 1961.

1 Hermann Kaiser: Schicksalsjahre, Darmstädter Theatererinnerungen II. Darmstadt 1971, S. 77-78.

2 Hermann Kaiser: Modernes Theater in Darmstadt 1910–1933. Darmstadt 1955, S. 13.



Hofmannsthal
Calderon-Bearbeitung
„Dame Kobold“, 1928



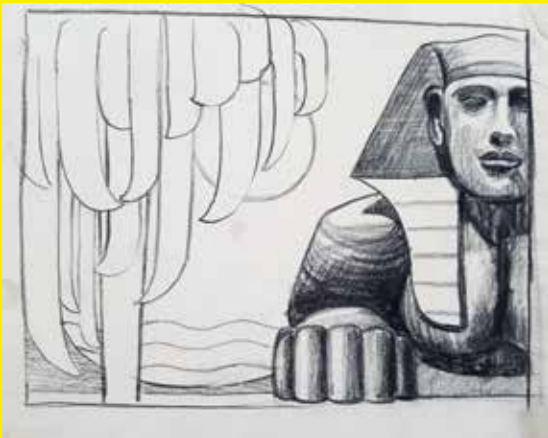
Glucks Oper „Orpheus und Eurydike“, 1926



Strindbergs Schauspiel „Traumspiel“, 1927



Heubergers Operette
„Der Opernball“, 1928

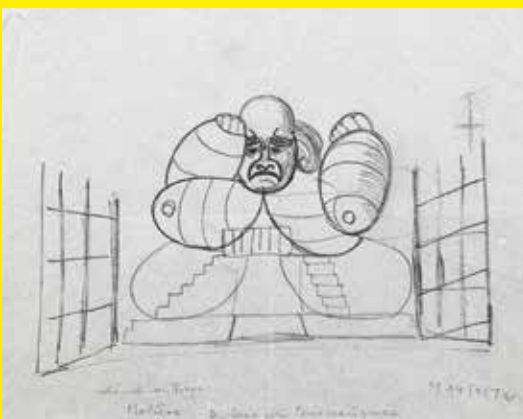


Mozarts Oper
„Die Zauberflöte“, 1925

Bühnenbilder von
Lothar von Schenck
von Trapp
Theatersammlung
in der Universitäts-
und Landesbiblio-
thek Darmstadt



Aubers Oper
„Frau Diavolo“, 1929



Molières Schauspiel
„Der Herr von
Pourceaugnac“, 1926

■ Ein Lebensbild in mehreren Akten

Der Bühnenbildner Lothar Schenck von Trapp (1889–1950) im Hessischen Landesarchiv

Der zu Lebzeiten vielbeachtete Bühnenbildner Lothar Schenck von Trapp war an verschiedenen „hessischen“ Theatern tätig. Die Personalakten in den Staatsarchiven Darmstadt (HStAD Best. G 55 Nr. 100/1), Marburg (Best. 159 Nr. 829) und Wiesbaden (HHStAW Best. 428 Nr. 3380) sowie eine Wiesbadener Theaterakte (HHStAW Best. 428 Nr. 282) geben einen vielfältigen biographischen Einblick „hinter die Kulissen“ dieses Künstlerlebens.

Beim Nachlass von Bühnenbildnern denken wir sicherlich zunächst an Kostüm- und Bühnenbildentwürfe, im Idealfall auch an persönliche Aufzeichnungen, welche die künstlerische Entwicklung nachvollziehen lassen. Darüber hinaus können aber auch Personalakten dazu dienen, sich ein Bild vom persönlichen und künstlerischen Werdegang zu machen. Da Bühnenbildner häufig an verschiedenen Theatern tätig sind, teilt sich diese Überlieferung zumeist auf die Archive auf, welche die Schriftdokumente der jeweiligen Bühne aufbewahren. Eine besonders dichte Überlieferung im Hessischen Landesarchiv kann Lothar Schenck von Trapp nachweisen, der an den Theatern in Darmstadt,

Kassel und Wiesbaden beschäftigt war. Der eigentliche künstlerische Nachlass befindet sich in der Theatergeschichtlichen Sammlung der Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt sowie in der Theaterwissenschaftlichen Sammlung der Universität Köln.

■ Eine Laufbahn an „hessischen“ Bühnen

Am 20. August 1889 wurde Lothar Schenck als Sohn des Kunst- und Handelsgärtners Lothar Schenck und seiner Ehefrau Amalie, geborene von Trapp, in Wiesbaden geboren.¹ „Schenck von Trapp“ war sein Künstlername unter Hinzufügung des Geburtsnamens der Mutter. Nach der Schulzeit in Wiesbaden wurde Schenck an der Kunstgewerbeschule Mainz, dem Atelier des Dekorationsmalers Professor Lütkemeyer in Coburg, im Dekorationsatelier Hartwig und Co. in Berlin sowie in München und Italien ausgebildet.

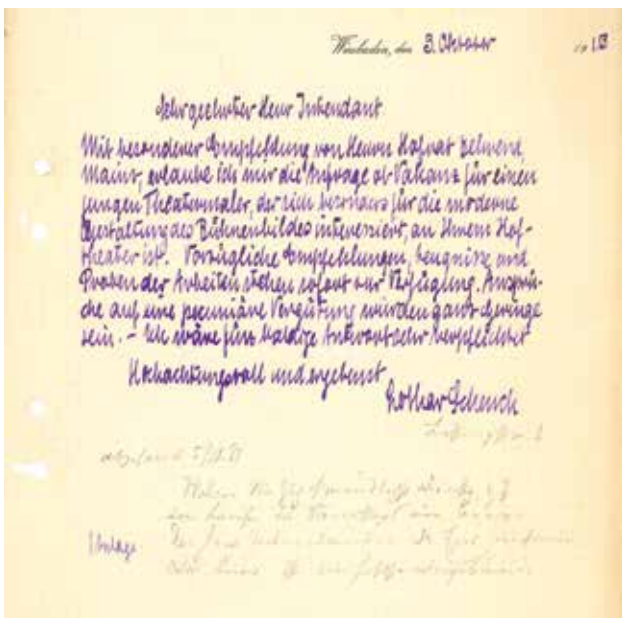
In hessischen Personalakten tritt er zum ersten Mal in Erscheinung, als er auf Empfehlung des Mainzer Intendanten Max Behrend am 3. Oktober 1913 beim Darmstädter Hoftheater nachfragte, ob ein junger Theatermaler gesucht werde, „der sich besonders für die moderne Gestaltung des Bühnenbildes interessiert.“ Er wurde Assistent des Bühnenbildners Kurt Kempin und machte sich schließlich am Darmstädter Theater so verdient, dass er 1915 – während des Weltkriegs – als Soldat bei der Fliegerersatzabteilung 9 beurlaubt wurde, weil er für die Dekorationen zu Wagners „Parsifal“ gebraucht wurde, zu denen Großherzog Ernst Ludwig einige Bühnenbildentwürfe geliefert hatte. Erst 1917 stand er im Feld, was er „abscheulich“ fand. Ein Gesuch, als Kriegsgeschädigter nach Kriegsende und 24 Monaten Kriegseinsatz 1919 in Darmstadt am Theater unterzukommen, blieb erfolglos, so dass er zunächst nach Mainz und Wiesbaden ging. Gastspiele führten ihn auch nach Zürich.



Bühnenbild zu Georg Kaisers Schauspiel „Der gerettete Alkibiades“, 1925 (ULB Darmstadt)



Lothar Schenck von Trapp (HHStAW Best. 428 Nr. 3380)



Brief Schenck von Trapps an das Darmstädter Hoftheater, 1913 (HStAD Best. G 55 Nr. 100/1)

Ein Wiesbadener Theaterskandal, bei dem eine Sängerin gezielt ausgebuht wurde, um einen potenziellen Intendanten zu verhindern, beendete vorerst Schencks Tätigkeit am dortigen Theater, da er maßgeblich an dieser Aktion beteiligt gewesen war. Ab 1924 arbeitete er regelmäßig als Ausstatter in Darmstadt, wo ihn

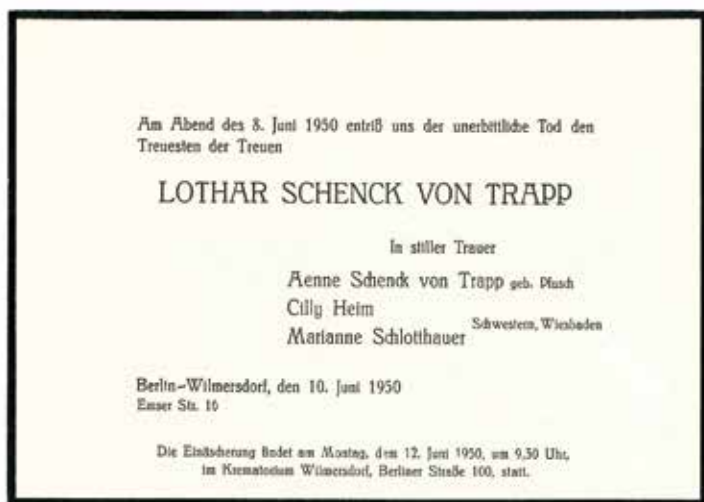
der aus Wiesbaden kommende Intendant Ernst Legal aufgenommen hatte. Darmstadt zählte damals zu den modernsten Bühnen Deutschlands, und Schenck konnte sich mit seinen zahlreichen, immer farbenfrohen, hin und wieder experimentellen Entwürfen einen Namen machen. Die Publikumsgunst war auf Seite des präventösen Künstlers. Denn seine Bühnenbilder seien, wie es im Darmstädter Tagblatt am 13. April 1930 hieß, im Gegensatz zu den Inszenierungen anderer Darmstädter Künstler, dem Werk nicht zuwider und

Die Publikumsgunst war auf seiner Seite.

daher nicht als „verfehlte und kostspielige Experimente“ zu bewerten. Diese Einschätzung lässt zumindest erahnen, dass er als publikumsnaher Ausstattung des experimentierfreudigen Darmstädter Theaters galt, was kein Hinderungsgrund war, dass seine Bühnenbildner auch die Darmstädter Erstaufführungen so moderner Werke wie Alban Bergs „Wozzeck“ und Paul Hindemiths „Cardillac“ Gestalt werden ließen. Andere Inszenierungen wie „Schwanda, der Dudelsackpfeifer“ waren abstrakt-konstruktivistisch gehalten. Donizettis „Liebestrank“ ließ er in einem gewaltigen Laubbaum spielen.

Für einige innovative Jahre blieb er in Darmstadt, wechselte dann aber 1930 nach Kassel, als die Intendantenfrage im Volksstaat unklar war. In zähem Ringen handelte er möglichst ähnliche Konditionen wie bisher für sich heraus. Dass die Darmstädter Experimente aber in Kassel nicht selbstverständlich waren, war ihm bewusst. Er äußerte den Wunsch, „Kassel auf den Kopf stellen“ zu wollen (21. März 1930). Trotz dieser Ambitionen konnte er sich der Gunst des Publikums und des Intendanten sicher sein.² Er gab die Arbeit in Darmstadt aber nicht komplett auf. Denn: „Sie kennen ja meine Passion für das Darmstädter Theater, das ich trotz aller unangenehmer Einflüsse (wegen der ich nach Kassel ging) besonders liebe und für das vielleicht beste Theater Deutschlands halte.“ (6. Mai 1933). Zum 1. September 1932 ging er zusammen mit dem Kasseler Intendanten Berg-Ehlert als Ausstattungsleiter an das Theater seiner Geburtsstadt Wiesbaden zurück, das er nach 1920 als „total antiquierte Kunststätte“ abgetan, wo er sich aber auch bereits 1927 beworben hatte. Die avantgardistischen Züge in Schencks Inszenierungsstil hatten sich mittlerweile ziemlich verflüchtigt, und auch politisch befand er sich ganz auf der neuen Linie. Im Mai 1933 trat er in die NSDAP ein und inszenierte auch im gleichen Jahr in Wiesbaden das NS-Propagandastück „Schlageter“.

Die Wiesbadener Ära ging zu Ende, als er 1943 wegen eines Sexualkontaktes zu einem minderjährigen Lehrlingen zu zwei Monaten Haft verurteilt wurde. Die Strafe fiel nur deshalb so milde aus, weil Ärzte ihm Nervenzerrüttung, Medikamentenabhängigkeit und eine „ans Psychopathische grenzende Persönlichkeit“ attestierten. Der Wiesbadener Intendant legte ihm nahe, um seine Entlassung nachzusuchen, nachdem bereits ein Hausverbot ausgesprochen worden war. Die Heirat mit der Berliner Garderobie-



Todesanzeige für Lothar Schenck von Trapp (HHStAW Best. 428 Nr. 3380)

re Aenne Pfusch, die unmittelbar darauf am 10. Juni in Berlin-Schmargendorf erfolgte,³ dürfte auch aus Gründen der Rehabilitierung erfolgt sein. Schenck war nach Berlin übergesiedelt, wo er am 8. Juni 1950 auch verstarb. Nach 1945 war er als Bühnenbildner an der Staatsoper im Admiralspalast – wieder unter der Intendant Ernst Legals – intensiv tätig gewesen war; hinzu kamen Inszenierungen an der Städtischen Oper, am Metropoltheater und an der Tribüne am Knie, so dass er gewiss einer der meistbeschäftigten Bühnenbildnern in Berlin in der direkten Nachkriegszeit gewesen sein dürfte. Kurz vor seinem Tod bewarb er sich wieder in Wiesbaden, weil er erkannte, dass eine Regiearbeit an der Ostberliner Staatsoper bald nicht mehr möglich sein werde.

Der Radius seiner Inszenierungstätigkeit wäre noch genauer zu erforschen. Aus den Akten sowie bei einer kursorischen Durchsicht von Zeitungen sind Ausstattungen in Darmstadt, Kassel, Wiesbaden, Zürich – wo er, der „hochbegabte, ganz unkonventionelle Bühnenbildner“ (Die Bühne Nr. 92, 1926, S. 32) für die Inszenierung der „Zauberflöte“ gefeiert wurde –, Chicago, Prag und – immer wieder – Berlin nachzuweisen. Neben renommierten Regisseuren arbeitete er regelmäßig mit

prominenten Dirigenten wie Karl Böhm, Herbert von Karajan oder Wilhelm Furtwängler zusammen. 1934 wurden seine Entwürfe sogar im Museum of Modern Art New York in einer internationalen Theaterausstellung gezeigt.

■ Quellenwert der Personalakten

Wer sich auf die Suche nach der Gestaltung von Bühnenbildern oder gar ihrer kunsthistorischen oder ideengeschichtlichen Einordnung begibt, wird aus den Personalakten vermutlich auf den ersten Blick wenig Gewinn ziehen. Allzu häufig geht es darin um Entlohnungen, persönliche Differenzen, Urlaubgesuche oder Krankmeldungen. Wem aber daran gelegen ist, die Künstlerpersönlichkeit nicht im rein ideellen Raum zu verorten, und wer die Faktoren berücksichtigen möchte, die zur Entwicklung eines bestimmten Bühnenbildes beigetragen haben, der wird hier fündig. Denn in den Akten wird immer wieder deutlich, welchen Zwängen Schenck von Trapp ausgesetzt war, wie finanzielle Vorgaben gestalterisch umzusetzen waren, bis hin zur Wiederverwendung älterer Kostüm- und Kulissenteile oder ihr Tausch mit anderen Häusern. Vor allem aber ist anhand der Akten erkennbar, welche Inszenierungen Schenck von Trapp nicht übertragen bekommen hatte und aus welchen Gründen, bzw. welche anderen Inszenierungen er sich deutschlandweit ansah und welche ihn beeinflussten.



Bühnenbild zu Donizettis „Liebestrank“ (Kaiser, S. 131)



Bühnenbild zu Molières „Herr von Pourceaugnac“, 1926 (Kaiser, S. 110)



Bühnenbild zu Hindemiths „Cardillac“ (HStAD Best. R 4 Nr. 18057)



Bühnenbild zu Alban Bergs „Wozzeck“ (HStAD Best. R 4 Nr. 15592)

Allerdings ist Personalakte nicht gleich Personalakte. Während die Darmstädter Akte recht viel über die Inszenierungen des Bühnenbildners, sein tägliches Geschäft, aber auch die Persönlichkeit preisgibt, besteht das Kasseler Pendant fast ausschließlich aus Vertragsverhandlungen und unspektakulären Verwaltungsvorgängen. Die umfangreiche Wiesbadener Akte zeichnet sich darüber hinaus durch zahlreiche medizinische, ja, psychologische Gutachten aus, die einen besonderen Blick auf die Persönlichkeit zulassen. Für soziologische Studien ist die Akte über den Wiesbadener Theaterskandal von 1924 sehr aufschlussreich, weil sie das gesellschaftliche Umfeld des Bühnenbildners in der Kurstadt offenbart. Es ist daher ein Glücksfall, dass mehrere solcher Unterlagen vorliegen, um einen umfassenden Einblick in Leben und Werk des Bühnenbildners Lothar Schenck von Trapp zu erhalten, deren eingehende Erforschung noch aussteht.

Der neue Begriff der Darmstädter Theaterkunst

Der Intendant Carl Ebert attestierte ihm am 18. Mai 1932, „den neuen Begriff der Darmstädter Theaterkunst“ geschaffen zu haben.⁴ Es wäre daher sicherlich

der Mühe wert, sein Schaffen in einer umfassenderen Studie auch anhand der hier vorgestellten umfangreichen Überlieferung an Personalakten auszuarbeiten und dazu auch andere Unterlagen hinzuziehen, die sich nicht nur in hessischen Archiven finden lassen.

Rouven Pons, Staatsarchiv Darmstadt

Literatur über das künstlerische Schaffen des Lothar Schenck von Trapp:

Sascha Förster (Hrsg.): Spielzeuge. Theater-Raum-Objekte von Schlemmer, Ahlefeld-Heymann & Schenck von Trapp, Köln 2017.

Hermann Kaiser: Modernes Theater in Darmstadt 1910–1933. Ein Beitrag zur Stilgeschichte des deutschen Theaters zu Beginn des 20. Jahrhunderts, Darmstadt 1955.

1 HStAM Best. 925 Nr. 2253.

2 Landesarchiv Baden-Württemberg Staatsarchiv Ludwigsburg E 18 V Bü 375.

3 Landesarchiv Berlin P. Rep. 570 Standesamt Deutsch-Wilmersdorf (Wilmersdorf) von Berlin Nr. 1293 und die Historische Einwohnermeldekartei, frdl. Auskunft von Frau Anette Thomas, Landesarchiv Berlin.

4 Landesarchiv Baden-Württemberg Staatsarchiv Ludwigsburg E 18 V Bü 375.

■ „Ich merke erst jetzt, wie schön es ist, sich in Ruhe auf die Musik konzentrieren zu können.“

Presse-Archiv des Dirigenten Hans Drewanz an die ULB Darmstadt übergeben

Am 22. Juni 2021 ist der langjährige Generalmusikdirektor des Staatstheaters Darmstadt Hans Drewanz im Alter von 91 Jahren verstorben. Vor wenigen Monaten wurde ein Teil seines Nachlasses an die Theatersammlung der Darmstädter Universitäts- und Landesbibliothek übergeben. Die Darmstädter Musikwissenschaftlerin Ursula Kramer konnte einen ersten Blick auf diesen Nachlass werfen.

Am 29. Januar 1963 hat er zum ersten Mal in Darmstadt dirigiert – eine Vorstellung von Janáčeks „Kátia Kabanová“ in der Orangerie –, am 1. April 2019 betrat er zum letzten Mal die Bühne des Großen Hauses für die Leitung des 6. Sinfoniekonzerts der Saison 2018/19: Hans Drewanz hat über einen Zeitraum von mehr als 56 Jahren als Dirigent am Hessischen Staatstheater, das bis 1972 Landestheater war, gewirkt. Nach seinem Gastdirigat 1963 wurde er zur folgenden Saison im Alter von gerade einmal 33 Jahren (zur damaligen Zeit eine Seltenheit) als Generalmusikdirektor berufen; mit dem Erreichen der Altersgrenze im Dezember 1994 trat er nach gut 31 Jahren von diesem Amt zurück, ohne jedoch damit auch den Taktstock aus den Händen zu legen, im Gegenteil. Weniger durch vertragliche Dienste gebunden, konnte er sich fortan Gastspielengagements an Orten widmen, die ihm persönlich viel bedeuteten. Vor wenigen Monaten – am 22. Juni 2021 – ist Hans Drewanz in Darmstadt gestorben.

Schon vor einigen Jahren hatte seine Frau Christiane († 2017) die Überstellung eines Teils seines Vorlasses an die Universitäts- und Landesbibliothek (ULB) Darmstadt initiiert. Bereits im Juli dieses Jahres konnten daher zahlreiche Ordner der Musikabteilung als Teil der Historischen Sammlungen der ULB übergeben werden. Es handelt sich dabei im Wesentlichen um die private Pressesammlung, die Christiane Drewanz geführt und darin die Presse zur künstlerischen Arbeit ihres Mannes dokumentiert hat. Während zwanzig dicke Aktenordner derzeit auf eine angemessene Umlagerung und Katalogisierung in der ULB warten, konnte die Verfasserin bereits einen ersten Blick hineinwerfen. Lebendiger als jeder biographische



Hans Drewanz © Friederike Schaab

Beitrag es vermag, wird beim Studium der zahllosen Premierenkritiken mehr als ein halbes Jahrhundert Theater- und Inszenierungsgeschichte wieder zum Leben erweckt. Als Antrittsproduktion in Darmstadt

im September 1963 hatte Drewanz Strawinskys „The Rake's Progress“ gewählt, und Wolf-Eberhard von Lewinski, seit 1951 beim Darmstädter Tagblatt tätig, in dieser Funktion bereits langjähriger Beobachter der Darmstädter Bühne und später Chefmusikritiker der gesamten Verlagsgruppe Rhein Main, verteilte vorsichtige Vorschusslorbeeren, wenn er nach dieser Premiere von der bestehenden Hoffnung sprach, „daß nun endlich erzielt wird, was ein Jahrzehnt hindurch ersehnt war: eine stilistische wie qualitative Übereinstimmung zwischen Musik und Szene, die von Harro Dicks [dem damaligen Oberspielleiter des Landestheaters] in wiederum höchst eigen und anregend geprägter Form geboten wurde.“

Mit dem Wechsel von der Behelfsbühne in der Orangerie ins neu erbaute Staatstheater am Georg-Büchner-Platz 1972 änderte sich auch das von Drewanz musikalisch verantwortete Opernrepertoire: Weniger Pretiosen durch Ur- und Erstaufführungen eines für die räumlichen Beschränkungen der Orangerie geeigneten Repertoires, dafür nun der Griff nach den großen Werken: „Fidelio“, „Meistersinger“, „Turandot“, „Fliegender Holländer“, „Rosenkavalier“, „Otello“, „Don Carlos“, „Parsifal“, und bis zum Schluss immer wieder avancierte Werke des 20. Jahrhunderts, darunter „Wozzeck“, „Lulu“, Reimanns „Lear“ oder Busonis „Dr. Faust“.

Aber Hans Drewanz hat ja nicht nur Opern geleitet, sondern auch zahllose Sinfoniekonzerte dirigiert. Auch diese Kritiken sind Teil der Nachlass-Sammlung. Eindrücklich macht der historische Längsschnitt deutlich, in welchem Maße Drewanz einst als Pionier der

Pionier der Repertoiregestaltung

Repertoiregestaltung gewirkt hat: Das Publikum mag nicht schlecht gestaunt haben, als der junge GMD, kaum in Darmstadt angekommen, immer wieder Strawinsky und die Werke der Zweiten Wiener Schule aufs Programm setzte. Bereits in seinem zweiten Sinfoniekonzert konfrontierte er die Darmstädter mit Mahlers 1. Sinfonie, es folgten die 2., 9. und 5. Sinfonie, alle noch in den 1960er Jahren und damit deutlich vor der allgemeinen Mahler-Renaissance der 1970er Jahre.

Im März 2001 – über sieben Jahre nach seiner Pensionierung – hat Hans Drewanz in Darmstadt die Produktion der selten gespielten Verdi-Oper „Die sizilianische Vesper“ geleitet. Aus diesem Anlass erschien in der Frankfurter Neuen Presse ein Interview mit ihm, in dem er über die Vorteile eines Dirigenten mit langer (Lebens-)Erfahrung spricht. Aus diesem Interview stammt auch das diesem Artikel vorangestellte Zitat.

Frankfurter
Neue Presse
Mittwoch, 28. Februar 2001

„Jungen Orchesterchefs fehlt die menschliche Erfahrung“

Am 3. März hat an der Darmstädter Staatsoper Verdis „Sizilianische Vesper“ Premiere. Es dirigiert Hans Drewanz.

Über dreißig Jahre bestimmte Hans Drewanz die musikalischen Geschehnisse am Staatstheater Darmstadt. Bis zu seiner Pensionierung als Generalmusikdirektor. Der 71-jährige einstige Assistent Georg Solti am Frankfurter Opernhaus steht für die subdeutsche Kapelle meisttradition und damit für eine ideale Mischung aus Beständigkeit, Pragmatismus und künstlerischer Qualität. Anlässlich der bevorstehenden Verdi-Premiere sprach Andreas Bomba mit dem Dirigenten, der auch als Rentier noch den Taktstock hebt.

Herr Drewanz, was machen Sie sonst noch so in Ihrem (Un)Ruhestand?

DREWANZ: Ich arbeite im Prinzip nicht weniger als damals als GMD, nur oben an verschiedenen Orten. Im Klartext: jedes Jahr etwa drei Premieren. Zur Zeit dirigiere ich noch Janáček's „Schlaus Fuchslein“ in Berlin.

Was ist verlockend an dieser neuen Freiheit eines freischaffenden Pensionärs?

DREWANZ: Ich merke erst jetzt, wie schön es ist, sich in Ruhe auf die Musik konzentrieren zu können. Als GMD hat man so viele Dinge am Hals, die mit Musik nichts zu tun haben. Verwaltungsarbeit, Sorgen und Note vom Orchester und Sängern, oft bis unmittelbar vor den Proben – da gehen bis zu 50 Prozent der Zeit drauf, die an der künstlerischen Vorbereitung fehlen.

Mare Albrecht, Ihr Nachfolger, hat in Darmstadt sehr gut gearbeitet. Aber er ist schon wieder weg – Richtung Berlin. Was sagen Sie zu diesen beschleunigten Personalwechseln?

DREWANZ: Natürlich hat sich der Betrieb gewandelt. Ich selbst war nie so auf Karriere eingestellt; das ist heute anders. Junge Leute, die vielleicht einen Dirigentenwettbewerb gewonnen haben, werden herangerufen und geraten so viel zu schnell in Positionen, denen sie mental nicht gewachsen sind. Ein junger Dirigent muss reifen – ein alter natürlich auch! Man lernt nie aus. Dirigieren gründet auf musikalischer und menschlicher Erfahrung, hat menschenführende Qualitäten.

Haben Sie als „alter“ Dirigent Autoritätsprobleme – oder genießen Sie einen Erfahrungsvorteil?

DREWANZ: Eher letzteres. Ich habe eigentlich nie Autoritätsprobleme gehabt. Und das unterscheidet das Theater von der Außenwelt. Hier profitiert man gerne von den Erfahrungen der Älteren!

War es nicht früher auch leichter, ein Theater zu führen?

DREWANZ: Ich möchte heute wieder Intendant noch GMD an einem großen Haus sein. Die Schwierigkeiten fangen damit an, dass man keine Ensembles mehr hat, dass man Proben und Spielpläne mehr und mehr nach den Flugplänen der Star-Gastsänger ausrichten muss. Bei den Jüngeren ist das übrigens schon wieder anders – die versuchen, sich Freiräume zu schaffen, die Terminhetze nicht mitzumachen. Die bekommt nämlich niemandem – nicht einmal dem Geldbeutel, denn wenn man so viel unterwegs ist, hat man ja nie Zeit, das Geld auszugeben!

Ist das Musiktheater herkömmlicher Prägung damit gestorben?

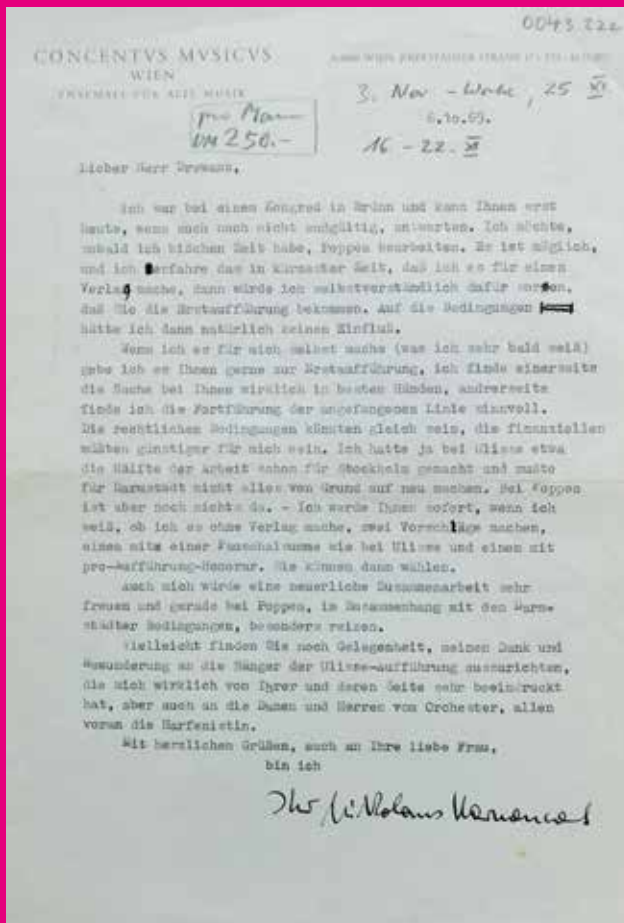
DREWANZ: Das Entscheidende ist gar nicht die Frage, ob ich mit Stars Publikum ins Haus krüge oder nicht. Man bekommt sicher ein anderes Publikum, aber nicht unbedingt das verständige, neugierige und aufgeschlossene. Diese Leute sind mit einer milder guten Leistung eines Ensembles Mitglieds durchaus zufrieden, weil sie wissen, dass dieselben Sänger in anderen Partien bereits Großes geleistet haben. Wenn man alle kleinen Partien mit Ensemblemitgliedern besetzt und die großen mit Gästen, wird man auf Dauer auch keinen Nachwuchs mehr haben. Dann stirbt das Theater. Die Stars werden alter – und dünn!

Und wie gewinnt man junge Leute als Publikum?

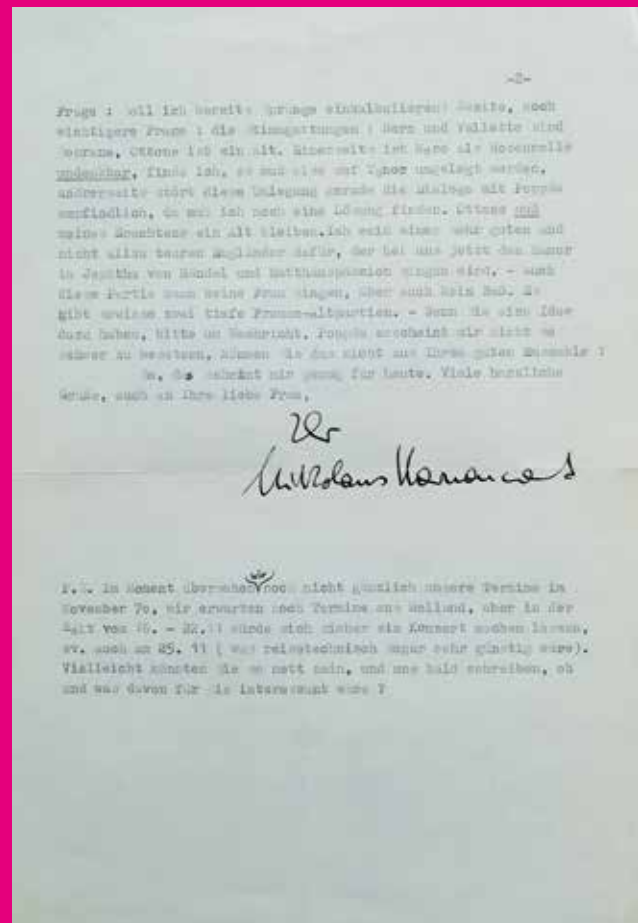
DREWANZ: Da habe ich kein Patentrezept. Theater hat für junge Leute sicher etwas Altmodesches, Verstaubtes. Die „Faust“-Aufführung von Peter Stein bei der Expo zum Beispiel war mehrheitlich von älteren Leuten besucht. Die Event-Kultur, bei der Sie mit dem Pantomimen frustücken und in den Swimmingpool gehen können, den „Künstler zum Anfassen“ – das finde ich jedenfalls entsetzlich. Das verarmt. Kunst fordert etwas. Es ist reizvoll und lohnend, sich selbst etwas zu erarbeiten. Aber das entspricht nicht mehr dem Geist der Zeit. Schade.



Hans Drewanz, einst Assistent des Frankfurter Operndirektors Georg Solti, gehört zu den Soliden seines Faches. Foto: Illus



Brief des Dirigenten Nikolaus Harnoncourt an Hans Drewanz, 1969



Vergleichsweise ähnlich früh ließ er ab 1981 das Publikum an der Entdeckung der Werke Schostakowitschs teilhaben.

Mit der Beendigung seiner Darmstädter Laufbahn lernte Hans Drewanz ab 1995 in einer zweiten Karriere die Vorzüge des freischaffenden Dirigenten schätzen, wie er einst selbst in einem Interview bekannte, die mit drei Opernpremierer pro Jahr kaum weniger umfangreich ausfiel als in seiner Zeit als GMD, ihn aber von jeder Ablenkung durch Verwaltungsaufgaben befreite.

■ Die Sammlung

Die jüngst an die ULB übergebene Sammlung besteht zum allergrößten Teil aus Rezensionen zu den von Drewanz geleiteten Opern und Konzerten, zumeist begleitet vom jeweiligen Programmheft. Sie ergänzt damit die bereits existierenden, zumeist auf die lokale Presse konzentrierten Bestände der Theatersammlung der ULB durch ihre Konzentration auf den Dirigenten

Schon sehr früh – noch vor der allgemeinen Monteverdi-Renaissance in den 1970er Jahren – hat Hans Drewanz in Darmstadt die Werke des frühbarocken Komponisten in Darmstadt zur Aufführung gebracht:

1964 die „Marienvesper“, 1967 „Orfeo“ (konzertant), 1969 „Ulisse“ und 1970 „L'Incoronazione di Poppea“.

Zu den Pretiosen des Pressearchivs gehört dieser Brief von Nikolaus Harnoncourt, aus dem hervorgeht, dass bereits für die Aufführung des „Ulisse“ eine enge Zusammenarbeit zwischen Drewanz und dem Spezialisten für historische Aufführungspraxis begonnen worden war, die nun mit der „Poppea“-Produktion ihre Fortsetzung fand. Während auf der ersten Seite des Briefes vor allem finanzielle Fragen im Zentrum stehen, geht es auf der zweiten Seite bereits konkret um Besetzungsfragen bei den Sängern.

Hans Drewanz, bereichert die Sammlung darüber hinaus aber auch durch einen weiter ausgreifenden Umfang der jeweiligen Pressespiegel, vor allem bei besonders ambitionierten Produktionen, indem auch überregionale Zeitungen repräsentiert sind, die in der

Regel in der bestehenden Theatersammlung selbst weniger vertreten sind. Mitunter finden sich auch Manuskripte von Rundfunksendungen, die über die Darmstädter Premieren berichteten. Ab und an schnuppert man auch ein bisschen Skandal-Luft, etwa, wenn von einem Disput zwischen dem Dirigenten und den Musikern bei einem Darmstädter Gastspiel bei den Schwetzingen Festspielen mit Udo Zimmermanns „Schuhu und die Fliegende Prinzessin“ 1977 die Rede ist. Auch die kulturpolitischen Hintergründe, die 1991 dazu führten, dass Drewanz interimistisch die Leitung der Frankfurter Oper für rund eineinhalb Jahre übernahm, lassen sich durch entsprechendes Pressematerial wieder direkt nachvollziehen.

Ergänzende Aufführungslisten – allerdings nur für einige Jahre vorhanden – belegen die enorme Aktivität, die Drewanz auch nach seiner Darmstädter Tätigkeit im In- und Ausland entfaltet hat. Stockholm, Bern, Berlin, Nantes und Wien sowie in den Niederlanden und in Japan – um nur einige der Stationen zu nennen, wo Drewanz auch im sogenannten Ruhestand gerne weitergearbeitet hat.

Aber auch während seiner Darmstädter Jahre hatte er bereits immer wieder an den verschiedensten Orten gastiert, wenngleich aufgrund seiner hiesigen Verpflichtungen in deutlich geringerem Umfang. Schon 1966 war er beim Berliner Philharmonischen Orchester zu Gast, er dirigierte das Orchester des Süddeutschen Rundfunks, leitete eine Deutschland-Tournee von Mstislaw Rostropowitsch, konzertierte mit dem

Amüsant zu lesen sind auch die Einschätzungen von Drewanz' gelegentlichen Ausflügen in die Operette, die es tatsächlich in Orangerie-Zeiten gegeben hat. Und man kann der Pressesammlung schließlich auch entnehmen, dass es gut möglich gewesen wäre, dass die Darmstädter GMD-Geschicke 1963 in andere Hände gelegt worden wären: Drewanz hatte sich nämlich bereits 1962 in Braunschweig und 1963 in Saarbrücken für die auch dort vakanten Chefstellen beworben und jeweils eine Probevorstellung sowie ein Konzert geleitet, aber schließlich waren die Darmstädter Kulturpolitiker schneller. Ein Glück für die Stadt.

Ursula Kramer, Johannes Gutenberg-Universität Mainz

„What a Mozartian!“

RAI-Orchester in Rom etc. etc. Den Kritiker des San Francisco Chronicle 1978 riss das „Don Giovanni“-Dirigat von Hans Drewanz gar zu der Headline „What a Mozartian!“ hin. Überhaupt: Die zusammenhängende Sammlung der Kritiken über Hans Drewanz ermöglicht, das Bild nachzuzeichnen, das sich die Rezensenten über ein halbes Jahrhundert von ihm gemacht haben: Nicht immer waren sie einer Meinung – spannend die unterschiedlichen Urteile bei der Besprechung einer identischen Produktion! –, insgesamt aber zeichnen sie ein kohärentes Bild einer Musikerpersönlichkeit, die weniger auf „leidenschaftliche Entladungen“ und „große, ausladende Gesten“ setzte, was der Kritiker G.A. Trumpff anlässlich der Premiere von „Simon Boccanegra“ 1970 freilich etwas vermisste, dafür das Orchester lieber „schneidend eindringlich“ und „drahtig unsentimental“ agieren ließ, so W.E. von Lewinski bei der Premiere von „La Forza del Destino“ 1994.

■ Singende Vorfahrin entdeckt

Archivarin stößt in Darmstädter Beständen auf Berliner Star-Sopranistin

In Darmstädter Archivbeständen stieß eine Archivarin des Staatsarchivs auf Quellen zu ihrer berühmten Vorfahrin, die Koloratursopranistin Leopoldine Tuczek.

Graf Carl von Schlitz gen. von Görtz (1822–1885) war ein reiselustiger Zeitgenosse und liebte das Theater und die Oper. Zur Erinnerung sammelte er die Theaterzettel der besuchten Aufführungen in Hamburg, Dresden, Leipzig, Berlin und anderen Städten. In über dreißig Jahren zwischen 1843 und 1880 kam so eine beachtliche Sammlung zustande.

Wohl bei seinem ersten Aufenthalt in Berlin besuchte er am 19. März 1844 in der königlichen Oper eine Vorstellung von Meyerbeers „Hugenotten“ (Uraufführung 1836, Berliner Erstaufführung 1842). Wie der Theaterzettel (HStAD Best. F 23 A Nr. 341/1) ausweist, wurde die Rolle der Margarethe von Valois von „Mlle.

Tuczek“ gesungen! So stieß die recherchierende Archivarin auf Spuren von Leopoldine Tuczek, der singenden Schwester ihres Ur-Ur-Ur-Großvaters ...

1819 in Wien als Tochter von Franz Tuczek, einem aus Böhmen stammenden Musiker und Komponisten geboren, begann sie schon mit zehn Jahren ihre Ausbildung am Konservatorium in Wien. Nach ihrem Debüt am Kärntnertortheater, der damaligen Hofoper, im Jahr 1836 sang sie dort bald auch größere Rollen. 1841 machte der berühmte Tenor Franz Wild den Generalintendanten der königlichen Oper in Berlin auf

Fotografien zweier Porträts der Leopoldine Tuczek (Privatbesitz)



Königliche Schauspiele.

Dienstag, den 19. März 1844.

Die Hugenotten.

Oper in 5 Abtheilungen, nach dem Französischen des Scribe, übersetzt von Castelli. Musik von dem Königlichen General-Musikdirektor und Hofkapellmeister Meyerbeer. Ballets von dem Königlichen Balletmeister Hoquet.

Margarethe von Navois, Königin von Navarra, Schwester Karl IX. von Frankreich, verlobt mit Heinrich IV.	Mlle. Tuczek.
Graf von St. Bris,) französische Gräfin von der Parthei des Hofes	Hr. Pötticher.
Graf von Nevers,)	Hr. Fischer.
Valentine, Tochter des Grafen von St. Bris	
Urbain, Page der Königin	Mlle. Hähnel.
Jeanne,	Hr. Heinrich.
Coffé,	Hr. Zögner.
Mora,	Hr. Bader.
Maurevert,	Hr. Lieblich.
Rey,	Hr. Vieder.
Desme	Hr. Wöth.
Raoul de Nangis,	Hr. Mantius.
Marcel, Soldat, Raouls Diener,	Hr. Schiessche.
Bois Rose, Soldat,	Hr. Bader.
Drei Mönche	Hr. Bader. Hr. Nicker. Hr. Vieder.
Ein Ritter.	
Hofdamen	Mlle. Hoffmann. Mlle. Pfeiffer.
Soldaten	Hr. Stürmer, Hr. Frieze, Hr. Zintzen und Hr. Kuntzschad.

Studenten, Bürger, Bürgerinnen, Hofherren, Hofdamen, Pagen, Magistrats-Personen etc.
Die Ensemble-Tänze im 5. Acte werden ausgeführt von den Mlle. Bordonich, Bethge, Lemke, Staake, den Herren Brue, Köhnisch, Gaspérini und Passini.

Im 3. Acte: Zigeuner-Tanz, arrangirt von dem Hrn. Taglioni, ausgeführt von Hrn. Stummüller und Hrn. Reichner, den Damen Brue, Galster, Taglioni, Lemke und Bethge.

Die Handlung begiebt sich im Monat August 1572. Die beiden ersten Acte zu Touraine, die drei letzten zu Paris.

Mad. Schröder-Devrient: Valentine, als Gastrolle.

Artenbücher sind das Stück für 5 Sgr. an der Kasse zu haben.

Preise der Plätze:

Ein Billet zum Balcon und zu einer Loge des ersten Ranges . . .	1 Rthlr. 10 Sgr.
Ein Billet zu einer Parquet-Loge	1 . . .
Ein Billet zum Parquet	1 . . .
Ein Billet zum Balcon und zu einer Loge des zweiten Ranges	20 . . .
Ein Billet zum Parterre	20 . . .
Ein Sperrsig-Billet des dritten Ranges	15 . . .
Ein Billet zum Amphitheater	10 . . .

Die freien Entréen sind ohne Ausnahme nicht gültig.

Anzeige.

Zu dieser Vorstellung bleiben die bereits gekauften, mit Freitag bezeichneten Billets gültig, und werden die dazu noch zu verkaufenden Billets ebenfalls mit Freitag bezeichnet sein.

Im Concertsaale: 1) Dieu vous bénisse, vaudeville en 1 acte, par Mr. Ancelot. 2) Nanon, Ninon et Maintenon, vaudeville en 3 actes par MM. Théaulon et Dartois.

Mittwoch, den 20. März. Othello, der Mohr von Venedig, Trauerspiel in 5 Abtheilungen, von Shakespeare, übersetzt von Heinrich Voss. (Hr. Döring: Iago, als Gastrolle.)

Donnerstag, den 21. März. Die Bernsteinheze, Schauspiel in 5 Acten, nach Meinhold's Chronik: „Marie Schweidler,“ von H. Laube. (Hr. Rott wird vor seiner Urlaubreise in der Rolle des Amtshauptmanns zum letztenmale auftreten.)

Anfang halb 6 Uhr; Ende gegen 10 Uhr.

Die Kasse wird um halb 5 Uhr geöffnet.

die talentierte Sängerin aufmerksam, die daraufhin ein Gastengagement in Berlin erhielt. Sie feierte Erfolge u.a. als Marie in Donizettis „Regimentstochter“, Amina in Bellinis „Nachtwandlerin“ sowie als Pamina, Zerlina, Susanna und Blondchen in verschiedenen Mozartopern.

Überschwänglich klingt die Charakterisierung durch den Generalintendanten Carl Theodor von Küstner: „Wenn sie tragische Rollen [...] mit aller Virtuosität in Gesang und Spiel zur vollen Befriedigung des Publikums gibt, so sind es doch die ersten Spiel- und Soubrettenpartien der komischen und Konversationsoper, als Susanne, Zerline, Ännchen, in denen sie exzelliert und von keiner anderen Darstellerin übertroffen wer-

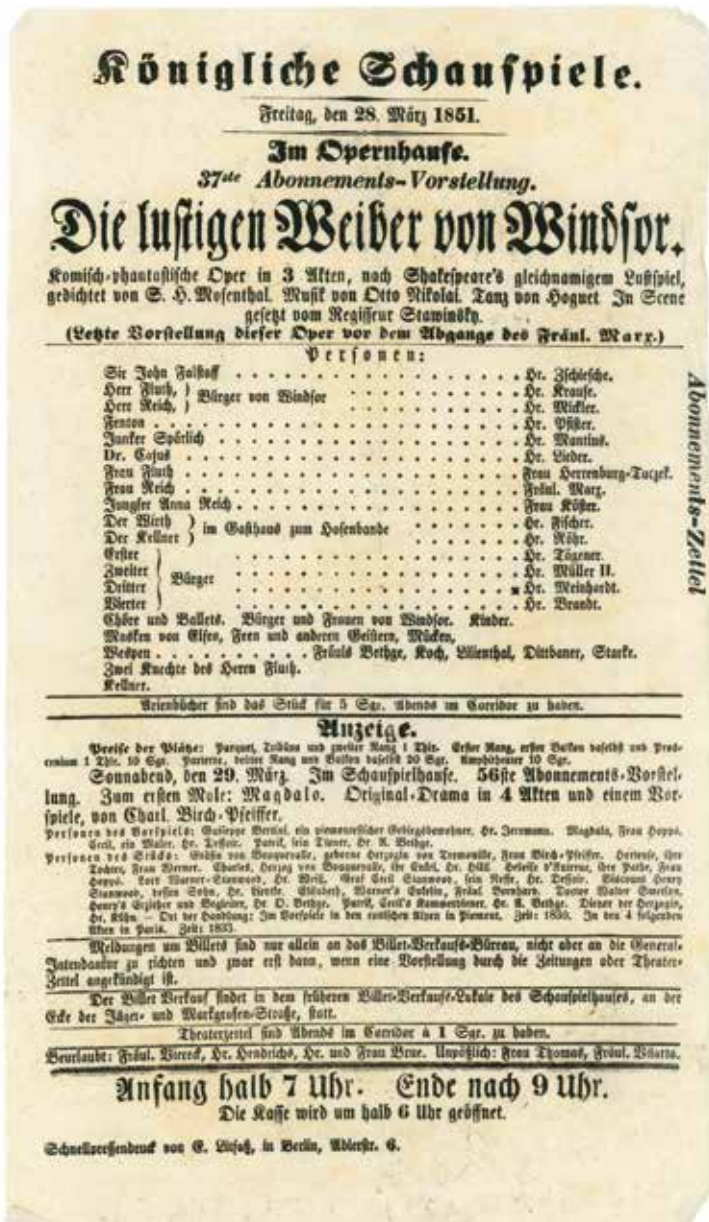
den dürfte. So gibt sie die Susanne [...] mit liebenswürdiger Schalkhaftigkeit, mit feiner und zugleich dezenter Koketterie und graziöser Gewandtheit. In dergleichen Rollen, wo Jugend allein nicht ausreicht, wird sie überhaupt schwer zu ersetzen sein.“¹ Es folgte die Festanstellung an der königlichen Oper, der sie bis zu ihrer Abschiedsvorstellung 1861 treu blieb.

Leopoldine Tuczek sang in den Uraufführungen zweier Opern die weibliche Hauptrolle: Frau Fluth in Otto Nicolais „Die lustigen Weiber von Windsor“ (1849) und die Vielka in Giacomo Meyerbeers Oper „Ein Feldlager in Schlesien“. Mit der Uraufführung am 7. Dezember 1844 wurde die Neueröffnung der im Jahr zuvor abgebrannten Berliner Hofoper gefeiert. Meyerbeer hatte die weibliche Hauptrolle wohl der berühmten schwedischen Sopranistin Jenny Lind zugedacht. Diese war aber in Stockholm noch durch ein Engagement gebunden. Im Streit zwischen Meyerbeer und dem Generalintendanten der Berliner Oper, von Küstner, um die Besetzung soll schließlich der König zugunsten Leopoldines entschieden haben. Böse Zungen lasten ihr den zunächst nur mäßigen Erfolg des Werks an, das erst nach dem glanzvollen Debüt Jenny Linds 1845 das Berliner Publikum überzeugen konnte und letztlich als eine Art preußische Nationaloper über 60 Aufführungen erlebte.

Über ein eher kurioses Zusammentreffen mit Robert Schumann anlässlich einer von ihm selbst geleiteten Aufführung seines Oratoriums „Das Paradies und die Peri“ mit dem Berliner Singverein 1847 ist im Tagebuch Clara Schumanns zu lesen: „Fr. Tuczek kam zur Probe und sang (sie hatte nach gewöhnlicher Sängeweise die Partie noch nicht angesehen) mit angenehmer Stimme und gewandt. [...] Am 15. nachmittags sollte noch eine Probe stattfinden, um 2 Uhr war ich bei Fr. Tuczek, sie versprach, um 5 Uhr in der Singakademie zu sein, ließ aber, statt zu kommen, sagen, sie sänge nicht, denn sie müßte verreisen. [...] Robert war in größter Verstimmung.“² Die Aufführung fand dann mit einer Vertretung statt und hatte wenig Erfolg. Eine Begründung für die Abreise ist leider nicht überliefert.

Neben Opern und Oratorien lag ihr auch der Liedgesang am Herzen. Besonders die Balladen von Carl Loewe interpretierte sie gerne und oft. So widmete ihr dieser sein Opus 112 A „Des Glockenthürmers Töchterlein“.

Gastspiele führten sie u.a. nach Breslau, Prag, Wien, Danzig, Königsberg und Frankfurt a. M. Der Nachweis eines Auftritts in Darmstadt ist bisher leider nicht gelungen. Aber sogar vor Queen Victoria sang sie beim



Theaterzettel zu Otto Nicolais „Die lustigen Weiber von Windsor“ (HStAD Best. F 23 Nr. 341/1)

Beethovenfest Bonn 1845. Giacomo Meyerbeer, Franz Liszt und Louis Spohr dirigierten. Im Rahmen der Feierlichkeiten lud am 15. August 1845 der preußische König Friedrich Wilhelm IV. zu einem Kammerkonzert auf Schloss Stolzenfels in der Nähe von Koblenz, bei dem neben dem englischen Königspaar auch Prinz Carl von Hessen anwesend war. In seinem Tagebuch, das im Staatsarchiv Darmstadt verwahrt wird (HStAD Best. D 23 Nr. 24/6), findet sich zwar nur ein kurzer Hinweis auf eine Einladung nach Stolzenfels, aber das Konzertprogramm liegt bei. Dort sang neben der berühmten Jenny Lind und der nicht minder renommierte Mezzosopranistin Pauline Viardot-Garcia auch Leopoldine Tuczek.

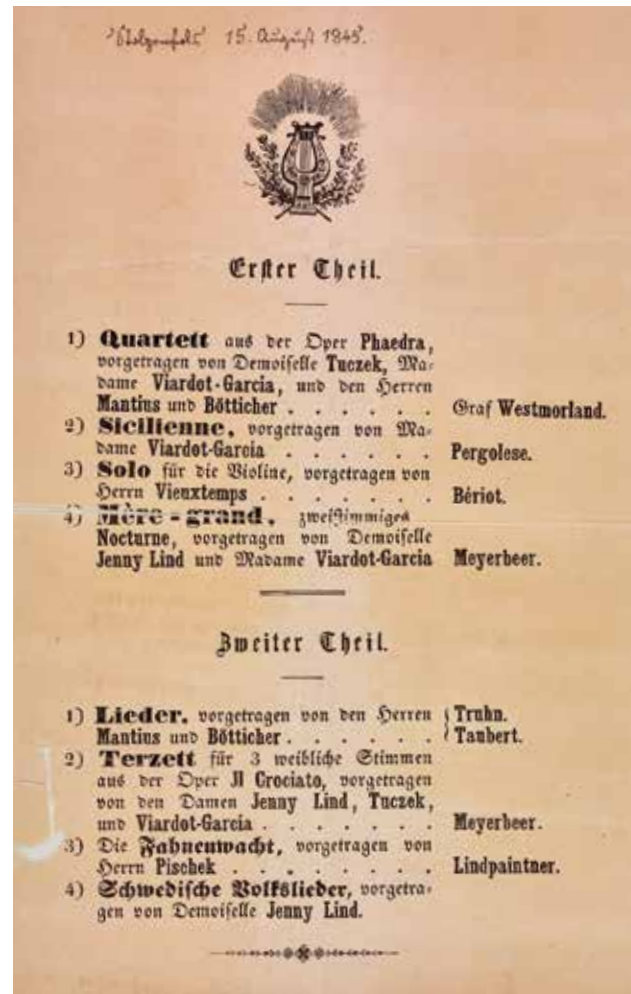
Aufgrund einer Krankheit war sie schon recht früh zum Rückzug von der Bühne gezwungen. Ihre Abschiedsvorstellung am königlichen Opernhaus in Berlin gab sie am 6. Dezember 1861, wo sie die Susanna in der „Hochzeit des Figaro“ verkörperte. Diese Benefizvorstellung wird im „Biographischen Lexikon des Kaiserthums Oesterreich“ folgendermaßen geschildert: „Ihr letztes Auftreten daselbst, welches zugleich ihre Benefizvorstellung war, fand am 6. December genannten Jahres statt und gestaltete sich zu einem kleinen Bühnenfeste. Der König warf ihr aus seiner Loge einen Lorberkranz [!] zu. Die Königin ließ sie zu sich in die Loge entbieten und ihr durch Herrn von Hülsen ein kostbares Andenken überreichen. Außerdem erhielt sie noch ein kostbares Geschenk: eine massive silberne Schale, welche in den verschlungenen Aesten eines Lorberbaumes ruht, dessen Stamm das anderthalb Fuß hohe Untergestell bildet. Auf jedem der 65 Lorberblätter ist eine Rolle der Künstlerin eingravirt. Am Fuße des Gestells stehen die Namen der Geber: Graf Redern, Meyerbeer, Hülsen, das gesammte Personal der Oper, Auguste Crelinger, Paul und Marie Tagliani. Das Repertoire der Sängerin war, wie wir aus den

*Viele werden mit uns trauern
über den Heimgang einer Künstlerin,
der sie einst so viele frohe Stunden
zu verdanken hatten.*

Berliner Musikzeitung, 1. November 1883

65 Lorberblättern entnehmen, ein sehr umfangreiches und dabei vielseitiges, da es ebensowohl tragische als komische Rollen umfaßte.“³

Nach längerem Leiden starb Leopoldine Tuczek 1883 in Baden bei Wien. Dort hatte sie regelmäßig die Sommer verbracht. Beigesetzt wurde sie auf ihren



Musikprogramm einer Veranstaltung auf Schloss Stolzenfels vom 15. August 1845, u.a. mit Jenny Lind, Pauline Viardot-Garcia und Leopoldine Tuczek (HStAD Best. D 23 Nr. 24/6)

Wunsch hin in Berlin. Die Trauerfeier „gestaltete sich in Folge der zahlreichen Betheiligung der in Berlin lebenden Freunde der verewigten Künstlerin zu einer überaus imposanten. Der Chor des Berliner Operntheaters, welchem Fräulein Tuczek viele Jahre angehört hatte, sang am Grabe einen Choral von Bach.“⁴

Barbara Tuczek, Staatsarchiv Darmstadt

Die Informationen zur Karriere von Leopoldine Tuczek entstammen Familienpapieren und dem Internet (u.a. Wikipedia, Operissimo).

1 Zitiert nach Hugo Fetting: Die Geschichte der Deutschen Staatsoper, Berlin 1955, S. 112.

2 Zitiert nach Berthold Litzmann: Clara Schumann. Ein Künstlerleben nach Tagbüchern und Briefen, Band 2, Leipzig 1906, S. 156.

3 Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich 48 (1883), S. 74f.

4 Die Presse (18. November 1883).

■ Göttliche Frisurentrends

Rätselhafte Allegorie in einem Stammbuch des Staatsarchivs Darmstadt

In einem Darmstädter Stammbuch gibt es zahlreiche rätselhaft-allegorische Illustrationen. Eine aber sticht besonders in Auge.

Stammbücher sind die Poesiealben der Frühen Neuzeit. Sie enthalten neben freundschaftlichen Grüßen vor allem Sinnsprüche, Gedichte und Zitate, häufig um Zeichnungen und Illustrationen ergänzt, und sind daher wertvolle Quellen zur Kultur- und Mentalitätsgeschichte. Unter den zahlreichen farbigen Zeichnungen und Malereien, die das Stammbuch des Johann Christoph Kugler in den Beständen des Staatsarchivs Darmstadt (HStAD, Best. C 1 D Nr. 94) schmücken, sticht eine Darstellung besonders ins Auge. Sie zeigt einen gut gekleideten Mann, der eine offenbar fliegende Frau an den Haaren festhält.

■ Was ist hier dargestellt?

Der nicht mehr vollständig lesbare Text in der unteren Schriftrolle gibt dazu keinen Aufschluss. Laut dieser auf das Jahr 1620 datierten Widmung sollte das Bild dem Johann Kugler als Erinnerung an seinen Freund Johann Adam Dapp aus Geislingen dienen. Johann Dapp wurde später als Sekretär der Landstände des Herzogtums Württemberg bekannt, während Johann Kugler als Rat und Rentmeister den Landgrafen von Hessen-Darmstadt in Schmalkalden diente. Kennengelernt hatten sich die beiden während des Studiums in Tübingen, aus dieser Zeit stammt auch der Eintrag in Kuglers Stammbuch.



Allegorische Darstellung im Stammbuch des Johann Christoph Kugler (HStAD Best. C 1 Nr. 94)

Hilfreicher für die Deutung der Darstellung ist die kleine Schriftrolle am oberen Rand. „Hac utendum est“ ist dort zu lesen, etwa „Diese muss man nutzen“ oder auch „Diese muss man ergreifen“. Und so wird klar, dass die Haare der Schlüssel zu des Rätsels Lösung sind, denn die Haare der Frau sind es, die in dem Bild ergriffen werden. Und an den Haaren – oder besser gesagt: am Schopf – packt man gemäß dem Sprichwort die Gelegenheit, die in dieser allegorischen Darstellung durch eine Frau personifiziert wird.

Die Wurzeln dieses Ausdrucks reichen bis in die Zeit des antiken Griechenlands zurück. Der griechische Begriff „Kairos“ beschreibt eine günstige Gelegenheit, die nicht verpasst werden darf, verkörpert wurde sie durch den Gott Kairos, den jüngsten Sohn des Zeus. Als „Occasio“ fand diese allegorische Figur auch Eingang in die lateinische Literatur, seit der Spätantike wurde sie als weibliche Gottheit betrachtet. In dieser Form wurde die Vorstellung von der guten Gelegenheit, die Helden und erfolgreiche Fürsten ergreifen müssen, in der frühneuzeitlichen Literatur erneut aufgegriffen – im deutschsprachigen Raum wurde die Allegorie fortan als „Göttin der Gelegenheit“ oder auch „Frau Gelegenheit“ bezeichnet.

Seit dem 15. Jahrhundert fand Occasio als Personifizierung des günstigen Zeitpunkts oder der richtigen Entscheidung auch als Motiv in der Kunst Verwendung. Sowohl Kairos als auch Occasio sind häufig mit geflügelten Füßen dargestellt, weil sie immer in Eile sind und die Gelegenheit schnell wie der Wind vorbeizieht – in Kuglers Stammbuch wird dieses Charakteristikum da-

Vorne lang, hinten kahl

durch wiedergegeben, dass Frau Gelegenheit fliegt. Das hervorstechendste Merkmal beider Gottheiten ist aber die auch auf dieser Darstellung erkennbare Frisur: Occasio trägt die Haare vorne lang, am Hinterkopf ist sie kahl. Aufgrund dieses markanten Haarschnitts muss sie an ihrem vorderen Haarschopf festgehalten werden, denn sobald sie vorübergeeilt ist, kann man sie am glatten Hinterkopf nicht mehr greifen: Man muss eben die Gelegenheit beim Schopfe packen.

Tatsächlich gehörte diese Redewendung im 16. Jahrhundert bereits zum sprachlichen Allgemeingut. So findet sich in Shakespeares „Ende gut, alles gut“ der Ausruf „Let’s take the instance by the forward top!“ Besonders bildhaft heißt es in Lehmanns „Florilegium politicum“, einer Sammlung politischer Lehren und Sinnsprüche von 1630: „Wer die Gelegenheit nicht



Francesco Salviati: Kairos, 1543–1545, Palazzo Vecchio Florenz (Wikimedia Commons)

vorn ergreift, erwischt sie hernach am Ort, wo man die Händ’ beschießt.“ So spiegelt sich in der Allegorie im Stammbuch des Johann Kugler auch die Mentalität der Gesellschaft während des Dreißigjährigen Krieges, die für jede gute Gelegenheit dankbar war und gerne auf die Hinteransicht der Occasio verzichtete.

Sabine Fees, Hessisches Landesarchiv

■ Luise an Wilhelmine

Das Staatsarchiv Darmstadt ersteigert Briefe der ersten Großherzogin

In einem Gebietergefecht konnte das Hessische Staatsarchiv Darmstadt auf einer Auktion 147 Briefe der ersten Großherzogin von Hessen an ihre Schwiegertochter Wilhelmine erwerben

Historisch wertvolle Dokumente finden auf vielfältige Weise ihren Weg in die Archive: Zum überwiegenden Teil nach der gesetzmäßig vorgeschriebenen Anbietung staatlicher Institutionen, dann aber auch als Schenkungen oder Deposita von Privatpersonen, Vereinen, Verbänden etc. und im seltenen Fall auch durch Ankäufe. Vor dem Hintergrund eines nur sehr bescheidenen jährlichen Ankaufsetats wird hierüber im Staatsarchiv Darmstadt immer von Fall zu Fall entschieden.

So auch bei den umfangreichen fürstlichen Korrespondenzen, die auf der Auktion 149 des Antiquariats Hartung & Hartung in München auftauchten und sofort aufhorchen ließen, da so umfangreiches Material nur

äußerst selten in den Handel gelangt. Ein erster Hinweis auf diese Dokumente erfolgte dankenswerterweise durch das Landesarchiv Baden-Württemberg.

Neben einem Stammbuch der Elisabeth von Preußen („Prinzessin Karl“, 1815–1885) wurden weitere drei bemerkenswerte Positionen mit Bezug zum Haus Hessen-Darmstadt angeboten. Ein Blick in den aufwändig gestalteten Auktionskatalog bestätigte, dass es sich um Unterlagen handelte, die man in erster Linie im Staatsarchiv Darmstadt suchen würde. Dies gilt zum einen für die rund 110 Briefe der Markgräfin Amalie von Baden (1754–1832) an ihre Tochter und spätere Großherzogin von Hessen und bei Rhein, Wilhelmine (1788–1836), aus den Jahren 1823–1827 – fast alle Briefe aus den





Erbprinzessin Wilhelmine im Jahre 1805, kurz nach Ihrer Eheschließung mit Ludwig (II.) (HStAD R 4 Nr. 36253)

Jahrgängen davor sind im Staatsarchiv vorhanden –, und zum anderen für die 147 Briefe und Billetts der ersten Großherzogin von Hessen, Luise (1761–1829), an ihre Schwiegertochter Wilhelmine, die einen Zeitraum von 1803 bis 1829 abdecken. Selbst das dritte interessante Briefkonvolut, 25 Briefe der Großfürstin von Russland, geborene Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Darmstadt (1755–1776), an ihre Schwester Amalie, die bereits oben genannte spätere Markgräfin von Baden, dürfte man entweder im Generallandesarchiv Karlsruhe vermuten oder wiederum im Staatsarchiv Darmstadt, wo im Großherzoglichen Familienarchiv ein Hauptteil des Briefnachlasses Amalie von Badens verwahrt wird (Bestand D 23).

Wurden die Dokumente vielleicht aus dem Haus- und Familienarchiv entwendet?

Wurden die Dokumente vielleicht aus dem Haus- und Familienarchiv entwendet? Eine Recherche in den eigenen alten Findmitteln und Ausleihbüchern begann. Es gab keinen Hinweis darauf, dass die Briefkonvolute jemals Bestandteil des Familienarchivs gewesen waren, keinen Hinweis auch auf eine frühere Einsichtnahme

und eine mögliche unrechtmäßige Entwendung aus dem Familienarchiv, das auf der Liste der national wertvollen Archive in Hessen steht¹ und unter besonderen staatlichen Schutz gestellt ist.²

Also blieb nur die Bitte an den Auktionator, den anonymen Einlieferer dazu zu bewegen, die Positionen aus der für den 4. Mai 2021 angesetzten Auktion zurückzuziehen und separat mit dem Staatsarchiv eine Ankaufsumme auszuhandeln. Da sich dies nicht realisieren ließ, war die Zeit des Mitbietens auf die interessantesten Stücke, zu denen das oben erwähnte Stammbuch nicht gehörte, gekommen.

Hausintern wurde eine Obergrenze für alle drei Konvolute festgesetzt, die jeweils mit 500 bzw. 600 € aufgerufen wurden. Weiterer Handlungsspielraum ergab sich dankenswerterweise durch eine finanzielle Zusage der Hessischen Hausstiftung. Eine Absprache mit dem Landesarchiv Baden-Württemberg ließ erwarten, dass von dort aus keine Gebote abgegeben wurden.

Das Großherzogspaar Ludwig und Luise um 1814 (HStAD, R 4 Nr. 18304 GF)



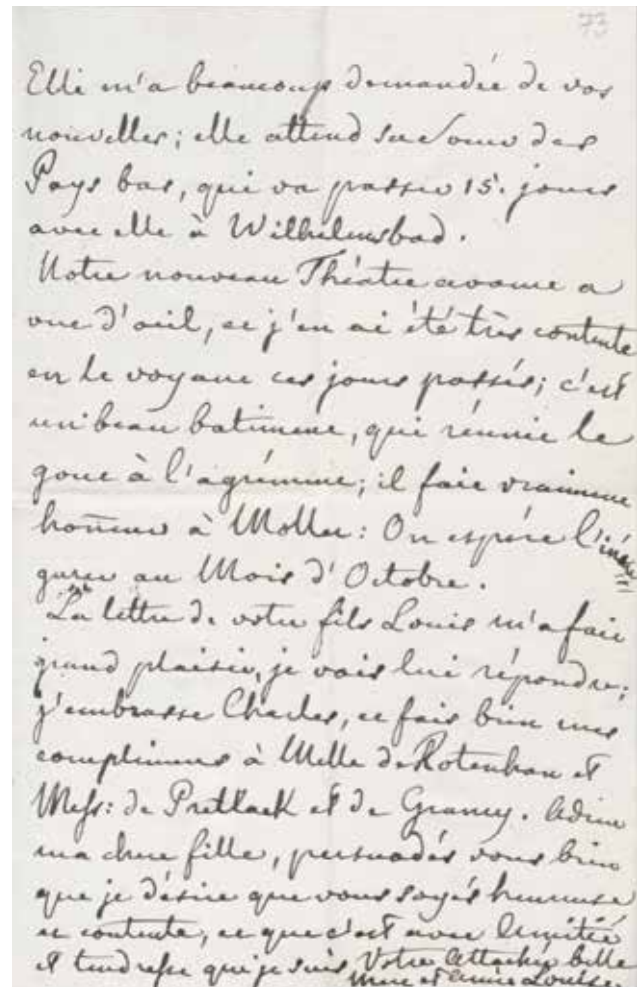
Auf die Briefe wurden aber viele Interessenten aufmerksam – nicht zuletzt aufgrund der ausführlichen Würdigung im Katalog und der Werbung auf der Homepage des Auktionshauses. Insbesondere die Briefe von Wilhelmine waren durch ausführliche Regesten im Katalog bereits vorbildlich erschlossen. So war der Teilnehmer- und Bieterkreis an der Auktion, an der das Staatsarchiv nach vorheriger Anmeldung und Registrierung telefonisch mitbot, größer als gedacht. Als die drei Positionen zum Aufruf kamen, wurden die Aufrufpreise rasch überboten und die Preise schnellten in die Höhe. Schließlich wurden die Briefe Amalies für 2000 € versteigert, die von Luise für 3700 € und die vergleichsweise wenigen Schreiben von Wilhelmine für 4200 €. Auf jeden Zuschlag kamen noch 28 % Aufgeld.

Dem Staatsarchiv gelang es, die priorisierten Briefe Luises an ihre Schwiegertochter Wilhelmine zu ersteigern; die anderen beiden Konvolute gingen in den Besitz des Berliner Antiquariats Thomas Mertens über. Von diesem erwarb das Landesarchiv Baden-Württemberg im Juli die Briefe Amalies, so dass auch dieses Konvolut Eingang in ein öffentliches Archiv fand.

■ Inhalt der Briefe

Schon eine erste Sichtung der durchweg auf Französisch geschriebenen Briefe Luises deuten auf ein zugewandtes gutes Verhältnis, das beide Frauen seit der Verlobung Wilhelmines mit Luises Sohn Ludwig (II.) im Jahre 1803 pflegten, und über das bislang verlässliche Quellen nicht vorhanden waren. Man schenkte sich gegenseitig Aufmerksamkeiten, lud sich ein, redete über die Theateraufführungen, über Kleiderfragen und über die Gesundheit des Großherzogs, mit der es nicht zum Besten stand. Den Theaterneubau des Jahres 1819 in Darmstadt charakterisierte Luise als ein schönes Gebäude, das Geschmack mit Genuss verbinde und Moller wirklich alle Ehre mache. Luise selbst sagte so manche Verabredungen wegen Unpässlichkeiten ab, litt sie doch unter Kopfschmerzen und Sehschwäche. Die Unterschriften unter den Briefen wie „votre tendrement attachée belle Mere et Amie Louise“ aus dem Jahr 1823 bezeugen das fortdauernde Wohlwollen der Großherzogin gegenüber ihrer Schwiegertochter auch nach der Geburt unehelicher Kinder mit dem Reisestallmeister Auguste von Senarclens-Grancy (1794–1871) ab 1821. Obwohl Politik nur eine untergeordnete Rolle in den Briefen spielt, wurde doch auf die Schlacht bei Jena und Auerstedt 1806 eingegangen und auch auf die Rolle des Prinzen Emil in den napoleonischen Kriegen, zu dem beide Frauen ein sehr wertschätzendes Verhältnis pflegten.

Die vom Staatsarchiv erworbenen Briefe, die teilweise auf auffällig verziertem und buntem Briefpapier



Über den Neubau des Darmstädter Hoftheaters, Brief vom 31. August 1819 (D 4 Nr. 798)

geschrieben wurden, sind mittlerweile digitalisiert und stehen der Forschung unter Signatur D 4 Nr. 798 für eine weitere Auswertung nun zur Verfügung.

Die Gegenbriefe Wilhelmines an Luise sind im Übrigen noch verschollen. Wer weiß, ob auch diese vielleicht eines Tages auf einer Auktion angeboten werden.

Rainer Maaß, Staatsarchiv Darmstadt

1 Vgl. http://www.kulturgutschutz-deutschland.de/DE/3_Datenbank/Archive/Hessen/_function/liste_node.html (letzter Aufruf am 7. Juli 2021). Eingetragen unter Nr. 00701.

2 Gesetz zum Schutz von Kulturgut (Kulturgutschutzgesetz – KGSG), in Kraft getreten am 6. August 2016. In § 40 Absatz 1 verbietet es das „Inverkehrbringen von Kulturgut, das abhandengekommen ist, rechtswidrig ausgegraben oder unrechtmäßig eingeführt worden ist“ und legt der Person, die Kulturgut in Verkehr bringt in § 41 die Verpflichtung auf, „zuvor mit der erforderlichen Sorgfalt zu prüfen“, ob das Kulturgut beispielsweise abhandengekommen ist.

■ Lost Generation

Der angehende Maler Hans Ernst Heusohn (1897–1915)

Graphiken, die wie Art Déco der Zwanziger Jahre wirken und vor 1914 entstanden – im Nachlass des Malers Hans Ernst Heusohn im Staatsarchiv Darmstadt sind solche Entdeckungen zu machen.

Zu den vielen jungen Künstlern, die im Ersten Weltkrieg einen sinnlosen ‚Heldentod‘ starben und ihr Talent nicht entwickeln konnten, zählt auch Hans Ernst Heusohn. Wann und wo er starb, ist bekannt: am 25. Juli 1915 an der Ostfront in Hrubieszów in Polen. Er selbst hat den Ort am Tag seines Todes in der Bleistiftskizze ‚Reservestellung im Walde‘ festgehalten. Nur wenig später flammte der Kampf auf, und Heusohn fiel als einer der ersten. Der junge Mann, Jahrgang 1897, zählte zur Generation der vom Krieg am schwersten Betroffenen, die zwischen 1890 und 1900 geboren worden waren und bereits im Jünglingsalter oder in jungen Jahren fielen, darunter viele bekannte Künstler des Expressionismus wie August Macke und Franz Marc. Hans Ernst Heusohns Talent war noch im Entstehen begriffen, als er der Materialschlacht des Ersten Weltkrieges zum Opfer fiel.

■ Ein kurzes Leben

Hans Ernst Heusohn wurde am 16. September 1897 als Sohn von Heinrich Heusohn (1859–1929), Prokurist in einer lithographischen Kunstanstalt in Hanau, und seiner zweiten Ehefrau Ottilie Endler (1871–1928), geboren. Unter den Vorfahren der Mutter waren seit Generationen Musterzeichner und Ziseleure gewesen. Schon frühzeitig wurde die künstlerische Begabung des kleinen Hans Ernst sichtbar und offenbarte sich in seinen zahlreichen Frühwerken. Während eines Ferienaufenthaltes auf dem Bauernhof der Großeltern in Wenings bei Gedern im Vogelsberg entstanden im Juli 1912 vierzehn Bleistiftzeichnungen und drei Aquarelle, auch zwei Ölbilder, von Wenings und Umgebung. Auch ein Blick in die Küche des großelterlichen Hofes in Wenings wird gewährt.

Bereits ein Jahr später beschäftigte sich Hans Ernst Heusohn als Fünfzehnjähriger mit Werbegrafik und plakativen grafischen Arbeiten (30 Zeichnungen in Tusche und Wasserfarben), die – vom Jugendstil beeinflusst – bereits in Richtung Neue Sachlichkeit bis hin zum Art Déco tendierten. Anstatt seiner bisher bevorzug-



Hans Ernst Heusohn: Porträt, 1912 (HStAD Best. R 4 Nr. 41848 UF)

ten Bleistiftzeichnungen und Aquarelle wandte sich Heusohn nun einer neuen Technik und einem neuen Stil zu. Gerade im Grafischen zeigt sich sein außeror-

*Jugendstil, Neue Sachlichkeit,
Art Déco*

dentliches Talent zur abstrahierenden Darstellung und zur geschickten Kombination mit Schriftelementen, seine Fantasie und deren Umsetzung in griffige Szenen (HStAD Best. R 4 Nr. 41903). Mode, Werbung, Tanz (R 4 Nr. 41917 UF, 41909), Automobile (R 4 Nr. 41915), Zigaretten (R 4 Nr. 41911) – die Moderne – werden the-



Hans Ernst Heusohn: „Tango“. Tanzendes Paar, 1913 (HStAD Best. R 4 Nr. 41917 UF)



Hans Ernst Heusohn: „Tango“. Tanzende Paare, 1913 (HStAD Best. R 4 Nr. 41909)



Hans Ernst Heusohn: Werbung für ABC-Zigaretten der Firma A. Batschari, 1913 (HStAD Best. R 4 Nr. 41911)



Hans Ernst Heusohn: Werbung für Kaiser-Café (HStAD Best. R 4 Nr. 41903)

matisiert. Offensichtlich sah Heusohn seine berufliche Zukunft in der Gebrauchsgrafik, mit der er sich stark beschäftigte.

Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges besuchte er das Königliche Gymnasium in Hanau. Wie viele junge Männer stürzte er sich mit drei seiner älteren Brüder in den patriotischen Taumel des aufziehenden Krieges und meldete sich am 6. August 1914 freiwillig zu den Thüringischen Ulanen in Hanau, wechselte dann zur Infanterie. Zunächst Gefreiter an der Front in Frankreich, beförderte man ihn nach der bestandenen Abiturprüfung am 1. Juli 1915 zum Leutnant der Reserve und schickte ihn nach Polen ins Feld. Auch im Krieg zeichnete er fast täglich – nun seine Kameraden und die fremde Landschaft (R 4 Nr. 41876, 41853).

Nicht einmal achtzehnjährig fiel Hans Ernst Heusohn am 25. Juli 1915 an der Front bei Hrubieszów in Russisch-Polen, zuvor waren bereits zwei seiner Brüder dem Krieg zum Opfer gefallen. Sein Maltalent konnte der junge Heusohn durch seinen frühen Tod nicht in vollem Umfang entfalten. Auch sein hinterlassenes Werk ist nur noch fragmentarisch überliefert, da der Großteil seiner Zeichnungen, Aquarelle und Ölbilder

im Zweiten Weltkrieg im Haus seiner Schwester in Hanau durch Bomben vernichtet wurden.

Heusohns Werk wurde in drei Ausstellungen gewürdigt: einer kleineren am 9. März 1986 im Heusohn-Museum Büdingen und vom 10. Dezember 1989 bis 14. Januar 1990 einer größeren im Museum Hanau, Schloss Philippsruhe, kuratiert von Rainer Zimmermann. Anlässlich des Jubiläumsjahres ‚675 Jahre Stadtrechte für Wenings‘ im Oktober 2011 wurde ein Teil seines Werkes in der Moritzburg in Wenings ‚Hans Ernst Heusohn – Bilder aus Alt-Wenings‘ ausgestellt. In



Hans Ernst Heusohn: Porträt des Musketers Ellenbrand, 1915 (HStAD Best. R 4 Nr. 41853)

dem seit 2020 im Hessischen Staatsarchiv Darmstadt verwahrten Nachlass Bestand O 59 Heusohn Nr. 9 ist der Katalog der Hanauer Ausstellung und ein Verzeichnis der ausgestellten Bilder überliefert.

Der Nachlass ist in der Online-Datenbank Arcinsys unter Bestand O 59 Heusohn erfasst und das künstlerische Werk in die Bildersammlung Bestand R 4 integriert und digitalisiert.

Eva Haberkorn, Staatsarchiv Darmstadt

Fotos aus dem Kriegsgefangenenlager Kassel-Niederzwehren

Neuzugang im Kasseler Stadtarchiv

Das Kasseler Stadtarchiv konnte Anfang Januar 2021 ein Fotoalbum aus dem Besitz von Dr. Josef Faltin erwerben, das als Erinnerungstück an seine Zeit im Kriegsgefangenenlager Kassel-Niederzwehren zusammengestellt worden war.

Im Ersten Weltkrieg war bei Niederzwehren ein Kriegsgefangenenlager errichtet worden. Einen Zeitzeugenbericht findet man im Tagebuch des Kasseler Schülers August Wiedemann: „Durch die vielen Kämpfe in Frankreich, Belgien und Rußland hatten wir eine große Anzahl Gefangene gemacht. Diese wurden nun in Gefangenenlagern untergebracht. Auch in der Nähe meiner Heimatstadt wurde ein solches eingerichtet. Bei Niederzwehren, zwei Stunden von Kassel wurde gleich nach Beginn des Krieges ein Gefangenenlager gebaut. Von weiten konnte man es schon sehen, da es auf einer Anhöhe liegt. Dieses Gelände lag nämlich früher brach. Das Gefangenenlager war vorläufig nur für 20.000 Gefangne eingerichtet. Später wurde es für 30 Tau-

send eingerichtet. Das ganze Gefangenenlager ist mit einem dreifachen Zaun umgeben, von dem der mittelste Nachts elektrisch geladen war, damit kein Gefangener nachts sich von dem Lager heimlich entfernen kann. Da es an Arbeitskräfte mangelte, mußten [sie] das Bauen des Zauns selbst besorgen“.¹

Die Gefangenen mussten auch ihre Baracken selber bauen. Da immer mehr Kriegsgefangene ins Lager verlegt wurden, mussten immer mehr Baracken gebaut werden, so dass das Lager bald einer kleinen Stadt

Fußballspiel im Kriegsgefangenenlager (Stadtarchiv Kassel E 4 Nr. 0.562.357, Fotograf: Carl Strauss)





Russische Kriegsgefangene beim Kartenspielen (Stadtarchiv Kassel E 4 Nr. 0562.339, Fotograf: Carl Strauss)

glich. Diese „Stadt“ war aber mit einem Zaun umgeben, der von Landsturmmännern bewacht wurde. Viele der Gefangenen mussten bei Kasseler Firmen und Fabriken arbeiten, ein Teil wurde auch innerhalb des Lagers beschäftigt. Wiedemann gibt zum Lagerleben folgende Beschreibung ab: „Die Kost der Gefangnen ist sehr gut. Sie bekommen genau dasselbe Quantum Brot, als unsere Soldaten. Sonntags bekommen sie sogar Fleisch. Für die Künstler [...]eibende [sic!] Soldaten ist besonders Sorge getragen. Besonders für die Bildhauer und Musikkünstler. Die Gefangnen geben sogar Konzerte, und unterhalten so ihre Kameraden. Selbst für die Maler und Bildhauer hat man gesorgt und man hat ihnen besondere Räume eingerichtet, in denen sie ihre Kunst betreiben können. Es ist sogar eine Büchersammlung für sie eingerichtet wurden, sodaß für die Unterhaltung der Gefangnen genug gesorgt wird. Damit nun auch die Gefangnen mit ihren Angehörigen in Verbindung stehen können, so ist es ihnen auch gestattet, Briefe nach Hause zu senden. Daraus sehen wir, daß es unseren Gefangnen in Deutschland nicht schlecht geht.“²

Die medizinische Dissertation des kriegsgefangenen Arztes im Lager Niederzwehren, Marie-Joseph-Pierre Dautrey, über die Fleckfieberseuchen³ beschreibt das Lagerleben in der „Stadt aus Leinen und Brettern“ hingegen aus direkter Sicht und damit anders als der Schüler Wiedemann, der das Lagerleben nur durch Erzählungen und allenfalls von Fotos her erahnen konnte.

Die schlechten Lebensumstände der Kriegsgefangenen sowie die Enge und mangelnde Hygiene führten zum Massensterben unter den Kriegsgefangenen und Wachen an Flecktyphus, der 1915 eingeschleppt worden war. Allerdings existieren kaum bildliche Darstellungen aus dem Lagerleben. Im Fotobestand Eberth gibt es drei Bilder, die im Kontext zum Kriegs-

gefangenenlager stehen. Das Bekannteste ist dabei das Bild des Wachtpostens mit geschultertem Gewehr am Kriegsgefangenenlager.⁴ Im zweiten Bild ist, etwas unscharf, das Lager aus der Ferne zu sehen.⁵ Das interessante dritte Bild zeigt russische Kriegsgefangene, die in der Kohlenstraße in Kassel Richtung Lager marschieren und die von vielen Schaulustigen beobachtet werden.⁶ Stumme Zeugnisse des Kriegsgefangenen-schicksals bilden auch der englische Soldatenfriedhof auf der Höhe vor Rengershausen und eine vom Stadtarchiv Kassel angelegte Liste derjenigen, die im Lager verstorben sind.⁷



Fotoalbum des Dr. Josef Faltin (Stadtarchiv Kassel E 4)

Zum Kriegsgefangenenlager Niederzwehren werden noch heute eine ganze Reihe von Karten mit Fotos des Kasseler Photographen Carl Strauß angeboten, der offensichtlich ungehindert Zugang zum Lager hatte.⁸ Das genannte Album beinhaltet insgesamt 51 s/w-Ansichtskarten der von Carl Strauß angefertigten Aufnahmen unterschiedlichen Inhalts. Es wurde dem Kasseler Stadtarchiv Anfang Januar 2021 angeboten und stammt aus dem Besitz von Dr. Josef Faltin, der 1915 im Kriegsgefangenenlager Kassel-Niederzwehren in der Verwaltung beschäftigt war und sich so ein Erinnerungsstück an seine Zeit in Kassel zusammengestellt hat. Er war Lehrer, wurde dann zum Kriegsdienst eingezogen und leistete seinen Dienst u.a. im Kriegsgefangenenlager in Niederzwehren ab.⁹

Die im Album überlieferten Aufnahmen stammen von Carl Strauß und liegen im Stadtarchiv nun erstmals in einer breiten gesammelten Form vor. Man sieht Soldaten vor ihren Unterkünften, beim Waschen, beim Sport, bei allgemeiner Lagerarbeit oder beim Ausruhen. Es lassen sich einzelne Nationalitäten und Truppengattungen anhand der Uniformen unterschei-

den. Klar erkennbar sind z. B. bei den Franzosen die roten Uniformhosen, die noch bis zum Kriegsausbruch getragen und erst später ausgetauscht wurden.¹⁰ Das gleiche gilt für die russischen Soldaten, zu erkennen an den reithosenähnlichen Beinkleidern und der typischen Schlupfjacke, der sog. „Gymnastiorka“ mit Stehkragen und steifen Schulterklappen. Auch finden sich die übergroßen Brotbeutel, die den russischen Soldaten als Tornister dienten.¹¹ „Exotisch“ für den Fotografen erschienen die französischen Kolonialtruppen, die er ebenfalls ablichtete.



Französischer Kriegsgefangener (Stadtarchiv Kassel E 4 Nr. 0562.368, Fotograf: Carl Strauss)

Auch die Lagerausstattung lässt sich rekonstruieren, denn Strauß fertigte auch Aufnahmen verschiedener Verwaltungsgebäude und des Lazarett, teilweise mit Innen- und Außenansichten, an. Die Aufnahmen erscheinen allerdings teilweise gestellt, quasi „ansichtskartenwürdig“ für die Öffentlichkeit und damit als ein Propagandamittel, das zeigen sollte, dass das Lagerleben nicht schlecht und der Genfer Konvention gemäß organisiert war. Hieraus dürfte auch der Schüler Wiedemann seine Einblicke gezogen haben. Wie steht

es mit dem Dokumentationswert? Geben sie, wie Matthäus in seinem Beitrag feststellt, nichts Entscheidendes zum Lagerleben wieder?¹²

Die Kompaktheit des Foto-/Ansichtskartenalbums der vorher nur in Einzelfällen bekannten Ansichtskartenserie von Carl Strauß ist von ganz besonderem Wert. Die Einblicke, die das Album gewährt, sind beeindruckend, egal ob die Szenen gestellt sind oder nicht. Es lassen sich vielfältige Schlüsse und weiter Forschungsansätze daraus ziehen bzw. ableiten, die helfen, den Gesamtkomplex „Erster Weltkrieg in Kassel“ noch genauer einordnen zu können.

Stephan Schwenke, Stadtarchiv Kassel

1 Stadtarchiv Kassel S 3, Nr. 613, S. 14. Die Schreibfehler sind vom Original übernommen.

2 Ebd., S. 15.

3 Marie-Joseph-Pierre Dautrey: Deux Épidémies de Typhus exanthématique des Camps de Prisonniers d'Allemagne, Langensalza, Kassel 1915, Nancy 1919. (Übersetzung Hanna Poloschek, Svenja Brand), Vgl. Eine Stadt der Gefangenen und Sterbenden. Das Lager Niederzwehren und ein Kriegsverbrecherprozess, in: Wolfgang Matthäus (Hrsg.): Heimatfront. Kassel und der Erste Weltkrieg. Ein Beitrag zum 1100-jährigen Jubiläum der Stadt (Schriften der WERKSTATT GESCHICHTE an der Albert-Schweitzer-Schule Kassel, Heft 9), Kassel 2012, S. 76–131.

4 Stadtarchiv Kassel, Fotobestand, Nr. 0.552.251.

5 Stadtarchiv Kassel, Bestand E1 P Militär- und Kriegswesen 1914–1918, Nr. 0.556.545.

6 Stadtarchiv Kassel, Bestand E1 P Militär- und Kriegswesen 1914–1918, Nr. 0.556.553.

7 Stadtarchiv Kassel, Bestand A 4.415, Nr. 1594.

8 Carl Strauß, (1871–1925), unterhielt in der Leipziger Straße 15 ein Fotoatelier. Bekannt wurde er u. a. dadurch, dass er im Auftrag der städtischen Wohnungsinspektion die Wohnverhältnisse in der Altstadt fotografisch dokumentierte. Stadtarchiv Kassel A 3.33.2, Meldekartenbestand. Vgl.: Wolfgang Kemp und Floris Neusüss (Hrsg.): Kassel 1850 bis heute. Fotografie in Kassel – Kassel in Fotografien, München 1981, S. 23.

9 Die gesamte Lebensgeschichte wurde von seinen Nachkommen zusammengestellt und als Ergänzung zum Album dem Stadtarchiv ebenfalls überlassen.

10 Laurent Mirouze, Stéphane Dekerle: Die französische Armee im Ersten Weltkrieg. Ausmarsch 1914. Bd. 1: Uniformierung – Ausrüstung – Bewaffnung, Wien 2007.

11 Andrew Mollo, Pierre Turner: Armee-Uniformen des Ersten Weltkrieges, 1978. Die große Anzahl an russischen Gefangenen, die auf den Fotos zu erkennen sind, sind als Resultat der für Russland verloren gegangenen Schlacht bei Tannenberg zu sehen, bei der über 95.000 russische Soldaten in Gefangenschaft gerieten.

12 Matthäus (wie Anm. 3), S. 86.

■ Frankfurter Spuren im Archiv der Evangelischen Frauenhilfe in Deutschland

Der Bestand Evangelische Frauenhilfe in Deutschland (EFHiD) im Archiv der deutschen Frauenbewegung (AddF) in Kassel ist fertig erschlossen und online recherchierbar. Während der Erschließung fanden sich unerwartet deutliche Spuren hessischer Kirchengeschichte.

Die Evangelische Frauenhilfe wurde 1899 unter der Schirmherrschaft von Kaiserin Auguste Viktoria als „Frauenhilfe des Evangelisch-Kirchlichen Hilfsverein“ gegründet. Zusammen mit dem Deutschen Evangelischen Frauenbund (DEF) und der Evangelischen Frauenarbeit in Deutschland (EFD) war sie eine der bedeutendsten Akteurinnen der konfessionellen Frauenbewegung des 20. Jahrhunderts. Die Archive dieser Frauenverbände befinden sich im AddF in Kassel. Von 2020 bis 2021 wurde der Bestand EFHiD im Rahmen eines Teilprojektes des vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend geförderten Digitalen Deutschen Frauenarchivs (DDF) erschlossen und steht nun zur Nutzung bereit. Insgesamt umfasst der Bestand einen Umfang von ca. 45 Regalmetern. Die Laufzeit erstreckt sich von 1912 bis 2016. Das entstandene Findbuch ist über die Homepage des AddF (<https://www.addf-kassel.de>) einsehbar.

Der größte Teil des Bestandes Evangelische Frauenhilfe bildet die Zeit nach 1945 ab. Durch einen Bombenschaden im Zweiten Weltkrieg und den Befehl zur Räumung der Zentrale der Evangelischen Frauenhilfe in Potsdam zugunsten der sowjetischen Militärs im August 1945 ging ein erheblicher Teil des Archivs der Frauenhilfe verloren. Von den wenigen Akten, die aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts überliefert sind, wurden 20 digitalisiert. Sie sind seit Sommer 2021 über den Verbundkatalog „META“ (<https://meta-katalog.eu/>) online einsehbar. Bemerkenswert ist, dass rund die Hälfte dieser Akten aus der Evangelischen Frauenhilfe in Hessen-Nassau und Frankfurt a. M. stammen und die dortigen Entwicklungen der 1930er Jahre abbilden. Im Folgenden sollen sie genauer vorgestellt werden.

Die digitalisierten Akten liefern einen interessanten Einblick zur Positionierung der konfessionellen Frauenverbände hinsichtlich der innerkirchlichen Verwerfun-



Faltblatt Helft den Müttern! ca. 1933 (AddF, Sign.: NL-K-34; 2–3)

gen im Rahmen des Kirchenkampfes sowie zur Regionalgeschichte der konfessionellen Frauenverbände auf dem Gebiet der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau. In der Weimarer Republik gab es fünf hessische Landeskirchen, über deren Zusammenschluss seit Mitte der 1920er Jahre beraten wurde. 1933 schlossen sich die südhessischen Kirchen Hessen-Darmstadt, Nassau und Frankfurt a. M. zusammen, während sich die nordhessischen Landeskirchen Hessen-Kassel und Waldeck 1934 zur Evangelischen Kirche von Kurhes-

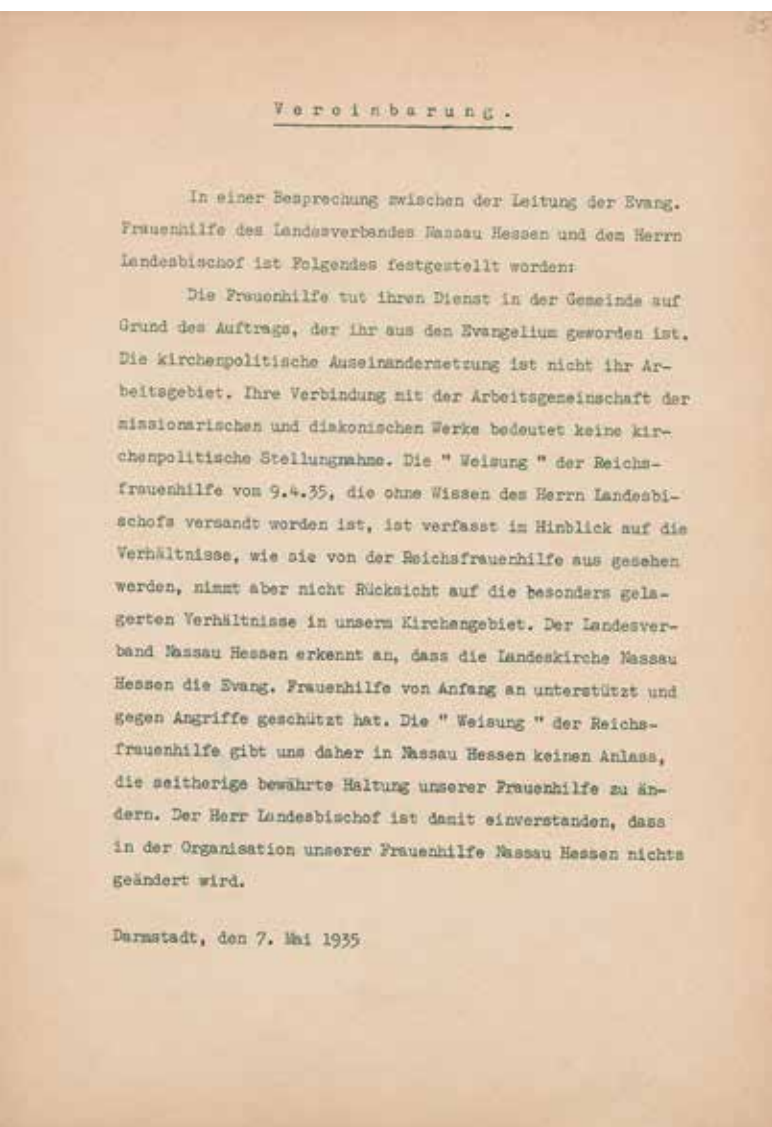
sen-Waldeck vereinigen. Sowohl in der Landeskirche Hessen als auch in der Landeskirche Nassau hatten sich bereits vor dem Ersten Weltkrieg Regionalorganisationen der Evangelischen Frauenhilfe gegründet. Im Frühjahr 1933 löste sich der Stadtverband Frankfurt a.M. vom nassauischen Bezirksverband und schloss sich als selbstständiger Frauenhilfsverband direkt der Zentrale in Potsdam an. Dennoch arbeiteten alle drei Verbände ab Dezember 1933 unter der Führung der Offenbacher DNVP-Politikerin Julie Heraeus (1873–1950) eng zusammen. Es gab aber auch immer wieder Phasen, in denen die drei Verbände ihre Eigenständigkeit betonten. Die Akten bilden dieses Spannungsfeld zwischen dem Streben nach Autonomie und Kooperation deutlich ab. Überschattet wurden die hessischen Organisationsfragen von der Machtübernahme der Nationalsozialisten und dem Kirchenkampf (AddF, NL-K-34; 3–2).



Blanko-Mitgliedskarte der Evangelischen Frauenhilfe, ca. 1933 (Sign.: NL-K-34; 2–5)

Der Gesamtverband der Evangelischen Frauenhilfen stand der nationalsozialistischen Machtübernahme zunächst positiv gegenüber. Er passte seine Organisation, Satzung und Terminologie den nationalsozialistischen Verhältnissen an. Allerdings sah sich der Verband auf allen Ebenen zunehmenden Gleichschaltungsbestrebungen des NS-Regimes ausgesetzt und wurde in den Kirchenkampf, der Auseinandersetzung zwischen Deutschen Christen und Bekennender Kirche, hineingezogen. Die Glaubensbewegung Deutsche Christen war 1932 von nationalsozialistischen Theologen gegründet worden. Sie strebten die Errichtung einer systemkonformen, gleichgeschalteten Reichskirche an. Mit der Gründung der Deutschen Evangelischen Kirche als Reichskirche im Juli 1933 kam sie diesem Ziel bedeutend näher. Aus Widerstand zu dieser Reichskirche formierte sich die Bekennende Kirche. Sie trat für die Freiheit des Bekenntnisses und gegen den Machtanspruch des Staates in kirchlichen Belangen ein.

Aufgrund zunehmender Eingriffe der Reichskirche in die Belange der bisher autonom organisierten Frauenverbände kam es im Herbst 1934 zum Bruch zwischen Frauenhilfe und der Reichskirche. Als sich die Reichsfrauenhilfe am 5. November 1934 der Arbeitsgemeinschaft der diakonischen und missionarischen Werke und Verbände anschloss, positionierte sie sich dadurch eindeutig auf Seiten der Bekenntnisfront, ohne sich der Bekennenden Kirche organisatorisch zu unterstellen. Dies setzte die Regionalorganisationen der Frauenhilfe unter Zugzwang. Sie mussten sich entscheiden, ob sie dem Kurs der Reichsfrauenhilfe oder der Leitung der Reichskirche folgen wollten. In Hessen-Nassau und Frankfurt führte dies zu heftigen Diskussionen und Auseinandersetzungen. Kathinka Platzhoff (1896–1981) machte im April 1935 in einem Brief an den Leitenden Pfarrer des Frankfurter Stadt-



Vereinbarung der Evangelischen Frauenhilfe Hessen Nassau mit der Kirchenleitung, 7. Mai 1935 (AddF, Sign.: NL-K-34; 3–1)

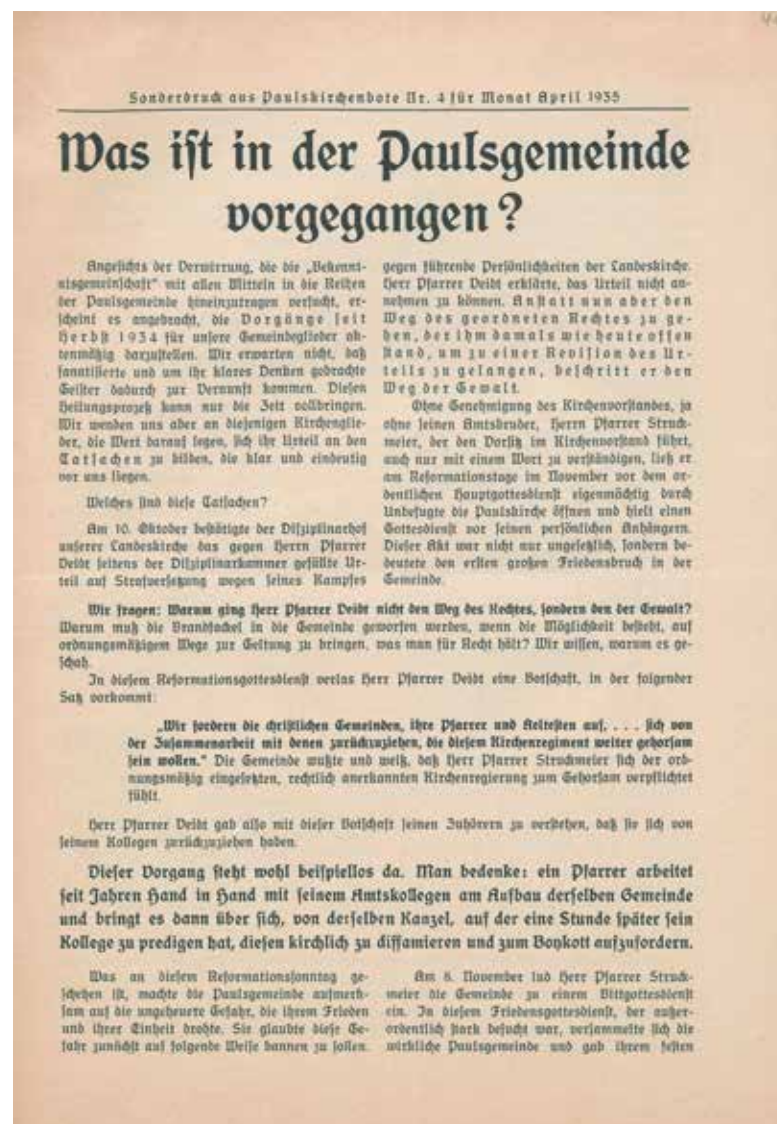
verbandes Ernst Nell deutlich, dass sie den Vorsitz des Stadtverbandes der Evangelischen Frauenhilfe im Oktober 1934 nur unter der Voraussetzung übernommen habe, dass sowohl die Reichsfrauenhilfe als auch der Stadtverband selbst die Überparteilichkeit im Kirchenkampf wahren würden. Weiter berichtete sie von „stürmischen Sitzungen“ und einer drohenden Spaltung der Frauenhilfe. Aus diesem Grund sah sie sich dazu veranlasst, von ihrem Amt zurückzutreten. Zwar konnte Ernst Nell sie zunächst von diesem Entschluss abbringen, doch zum 1. Juli 1934 legte sie ihr Amt endgültig nieder, ohne dass ihre Nachfolge geklärt war (AddF, NL-K-34; 3-1).

Am 7. Mai 1935 gelang es Julie Heraeus im Auftrag der drei südhessischen Frauenhilfen, ein wichtiges Abkommen mit der Kirchenregierung in Darmstadt zu treffen. Dieses sollte die bestehende Organisation sichern, während der Verband sich im Gegenzug dazu verpflichtete, sich nicht kirchenpolitisch zu betätigen (AddF, NL-K-34; 3-1). Trotzdem sah sich die Frauenhilfe staatlichen Repressalien ausgesetzt. Vielfach wurden die Frauen in den Gemeinden vor die Entscheidung gestellt, sich entweder für die NS-Frauenschaft oder für die Evangelische Frauenhilfe zu engagieren (AddF, NL-K-34; 6-3 und NL-K-34; 3-2). Nachdem die Kirchenregierung in Darmstadt die Vereinbarung mit der Frauenhilfe am 9. Februar 1938 gekündigt hatte, war die Frauenhilfsarbeit noch stärkerem Druck ausgesetzt als zuvor (AddF, NL-K-34; 3-2). In der Folge konzentrierte sich die Arbeit bis 1945 verstärkt auf die Bibelarbeit, zumal die Veranstaltungen der Frauenhilfe ab 1939 „eindeutig kirchlichen Charakter tragen“ mussten. „Weltliche Veranstaltungen“ waren nicht länger erlaubt. Dazu zählten u. a. „Ausflüge, gemeinsames Kaffeetrinken, Nähkurse und Verlosungen“ (Auszug aus den Mitteilungen der Reichsfrauenhilfe, ca. 1939, AddF, NL-K-34; 6-1, S. 21).

Auch in den einzelnen Gemeinden kam es zu Diskussionen, Spaltungen und Auflösungen. Ein prominentes Beispiel ist die Gemeinde der Paulskirche im Frankfurter Stadtzentrum. Der Pfarrer der Gemeinde, Karl Veidt, war bereits seit 1929 bekennender Gegner des Nationalsozialismus und gehörte schon 1933 zu den führenden Persönlichkeiten im Pfarrernotbund. Im Herbst 1934 wurde er von der Kirchenleitung gemäßregelt und strafversetzt, weigerte sich aber, die Gemeinde zu verlassen. Nach einigem Hin und Her wurde er im Herbst 1935 wieder als Pfarrer der Paulskirche eingesetzt. Diese Vorgänge führten zu einer Spaltung der Frauenhilfsgruppe der Paulsgemeinde. Während ein Teil der Frauenhilfe ihre Solidarität zu Pfarrer Veidt ausdrücken wollte und die Frauenhilfe

offiziell aufzulösen versuchte, führte ein anderer Teil die Arbeit fort und nahm für sich in Anspruch die offizielle Frauenhilfsgruppe der Paulsgemeinde zu sein (AddF, NL-K-34; 2-6).

Neben den kirchenpolitischen Verwerfungen lässt sich anhand der digitalisierten Akten auch das Alltagsgeschäft des Frankfurter Stadtverbandes nachvollziehen. In den Akten befinden sich u. a. Korrespondenz, Listen von Frauenhilfsgruppen in Frankfurt, Rundschreiben an angeschlossene Vereine, Finanzunterlagen und Protokolle von Sitzungen des Stadtverbandes. Arbeitsfelder der Frauenhilfe waren die gemeindliche Frauenarbeit, Frauenbildungsarbeit und der Mütterdienst. Insbesondere über die Zuständigkeiten in der Mütterarbeit gab es allerdings immer wieder Auseinandersetzungen. Die NS-Frauenschaft und das Deutsche Frauenwerk betrachteten die Mütterarbeit als ihre Auf-



Was ist in der Paulsgemeinde vorgegangen? Sonderdruck aus Paulskirchenbote Nr. 4, April 1935 (AddF, Sign.: NL-K-34; 2-6)

Frankfurt a.M., 1.2.1937
Turmstr.21

Lieber Bruder Brandmeyer!

Ihr Schreiben vom 19.1.1937 habe ich zur Stellungnahme dem Arbeitsausschuss des Stadtverbandes vorgelegt. Ich bin beauftragt, Ihnen Folgendes mitzuteilen:

1.) In unserer Landeskirche Nassau-Hessen bestehen nach wie vor 3 selbständige kirchliche Frauenhilfsverbände: Hessen, Nassau und Frankfurt, die nach ihrer satzungsmässigen Grundlage ganz verschiedener Struktur sind. Daran ändert die Tatsache nichts, dass die Leiterin der evang. Frauenhilfe in Hessen gleichzeitig die kommissarische Leiterin der Frauenhilfe im Bezirk Wiesbaden ist.

2.) Die 3 Frauenhilfsverbände bilden unter Wahrung ihrer völligen Selbständigkeit eine Arbeitsgemeinschaft zur gemeinsamen Vertretung ihrer Belange bei den landeskirchlichen Behörden und den Parteistellen im Gau. Aus persönlichem Vertrauen ist Frau Heraeus diese Vertretung übertragen worden. Irgendeine schriftliche oder statutarische Festlegung der Rechte und Pflichten dieser Vertretung bzw. der Frauenhilfsverbände ihr gegenüber gibt es nicht. Ueber alle vorkommenden Fragen wurde von Fall zu Fall eine Verständigung erzielt.

3.) Der Stadtverband der evang. Frauenhilfe Frankfurt a.M. lehnt bei dieser Rechtslage die Entgegennahme von "Anweisungen" durch die Leiterin der Arbeitsgemeinschaft ab.

4.) Er ist im Interesse der einheitlichen Ausrichtung evangelischer Frauenarbeit bereit, alle über die örtlichen Verhältnisse hinausgehenden Fragen und Runderlasse der Reichsfrauenhilfe nur nach Rücksprache und Verständigung mit der Leiterin der Arbeitsgemeinschaft zu erledigen.

5.) Er hält die Zusage der Wiederherstellung des direkten Briefverkehrs mit der Reichsfrauenhilfe für eine selbstverständliche Folgerung der Rechtslage.

6.) Diese bisher bewährte Zusammenarbeit hat zu keinerlei sachlichen Differenzen geführt. Es liegt kein Grund vor, sie zu ändern.

7.) Eine offene oder verschleierte Aufgabe der Selbständigkeit unseres Stadtverbandes liegt zur Zeit nicht im Interesse der Befriedung des kirchlichen Lebens in unserer Landeskirche.

Mit herzlichem Gruss!

Ihr

Brief des Frankfurter Stadtverbandes an den Leitenden Pfarrer der Reichsfrauenhilfe Adolf Brandmeyer, 1. Februar 1937 (AddF, Sign.: NL-K-34; 3-2)

gabe und stellten die eigenständige Mütterarbeit der Evangelischen Frauenhilfe daher in Frage. Es gelang den Verbänden Hessen und Nassau aber, z. B. die Trägerschaft über die Müttererholungsheime in Trautheim und Eppstein nicht nur im Nationalsozialismus zu behalten, sondern bis in die 1980er Jahre fortzuführen.

Wer mehr erfahren möchte ist herzlich eingeladen, die digitalisierten Akten im META-Katalog einmal selbst zu durchstöbern oder im Essay über die

Evangelische Frauenhilfe in Deutschland im Digitalen Deutschen Frauenarchiv (<https://www.digitales-deutsches-frauenarchiv.de>) zu schmökern.

Charlotte Pissors, Archiv der deutschen Frauenbewegung, Kassel

■ „Die behandeln das Zeug wie Kartoffeln“

Die Beseitigung von Kampfstoffen auf dem Gelände des Frankfurter Flughafens in den 1980er Jahren

Bei der Beantwortung einer Anfrage, die das Staatsarchiv Darmstadt erreichte, stieß ein Mitarbeiter des Staatsarchivs auf spannende Akten über die Kampfmittelräumung am Frankfurter Flughafen, die vor Ort für großes Aufsehen sorgte.

Es ist kein Geheimnis, dass in Deutschland auch heute noch unzählige gefährliche Überreste der Weltkriege in den Böden lagern. Die zahlreichen Bombenentschärfungen, die in Ballungsgebieten z.T. tausende Menschen betreffen, beweisen dies jedes Jahr wieder. Welche Flächen in welchem Umfang belastet sind und wie groß die Flächen insgesamt sind, ist allerdings schwer einzuschätzen, da die Erfassung und Beseitigung Ländersache ist und nicht einheitlich erfolgt. Allgemein ist aber davon auszugehen, dass das Land Brandenburg mit mehr als 350.000 Hektar am schwersten betroffen ist. Als häufigste Funde werden alle Arten von Granaten, Panzerabwehrgeschosse, Minen, Munition oder Fliegerbomben gemeldet.

Für Hessen ist der Kampfmittelräumdienst (KMRD) im Regierungspräsidium Darmstadt zuständig. Neben der Räumung von Kampfmitteln im Auftrag von Bund, Land, Kommunen oder Privat informiert die Behörde auch über die Kampfmittelbelastung von Baugrundstücken, wertet Kriegsflugbilder der Alliierten aus und erteilt entsprechende Auskünfte. Aber auch die Behörde stößt dabei an Grenzen, und deshalb werden viele Arbeiten im Auftrag des KMRD von privaten Unternehmen durchgeführt, die sich auf die Kampfmittelbeseitigung spezialisiert haben.

Wie eine Aktenserie des Hessischen Staatsarchivs Darmstadt ausweist, untersuchte eine solche Firma 1984 Flächen auf dem Gelände des Flughafens Frankfurt, der aufgrund seiner Nutzung als Fliegerhorst im Zweiten Weltkrieg und der Nähe zu stark bombardierten Städten wie Frankfurt oder Darmstadt Ziel von Bombardierungen war. Dabei stießen die Kampfmittelräumer im Bereich RA 37 A in direkter Umgebung der Flugzeughallen 8 und 9 in der Nähe der US Air Base auf ein unbekanntes Depot. Nach dem Abtransport von Granaten zum Sprengplatz Romrod und der dort

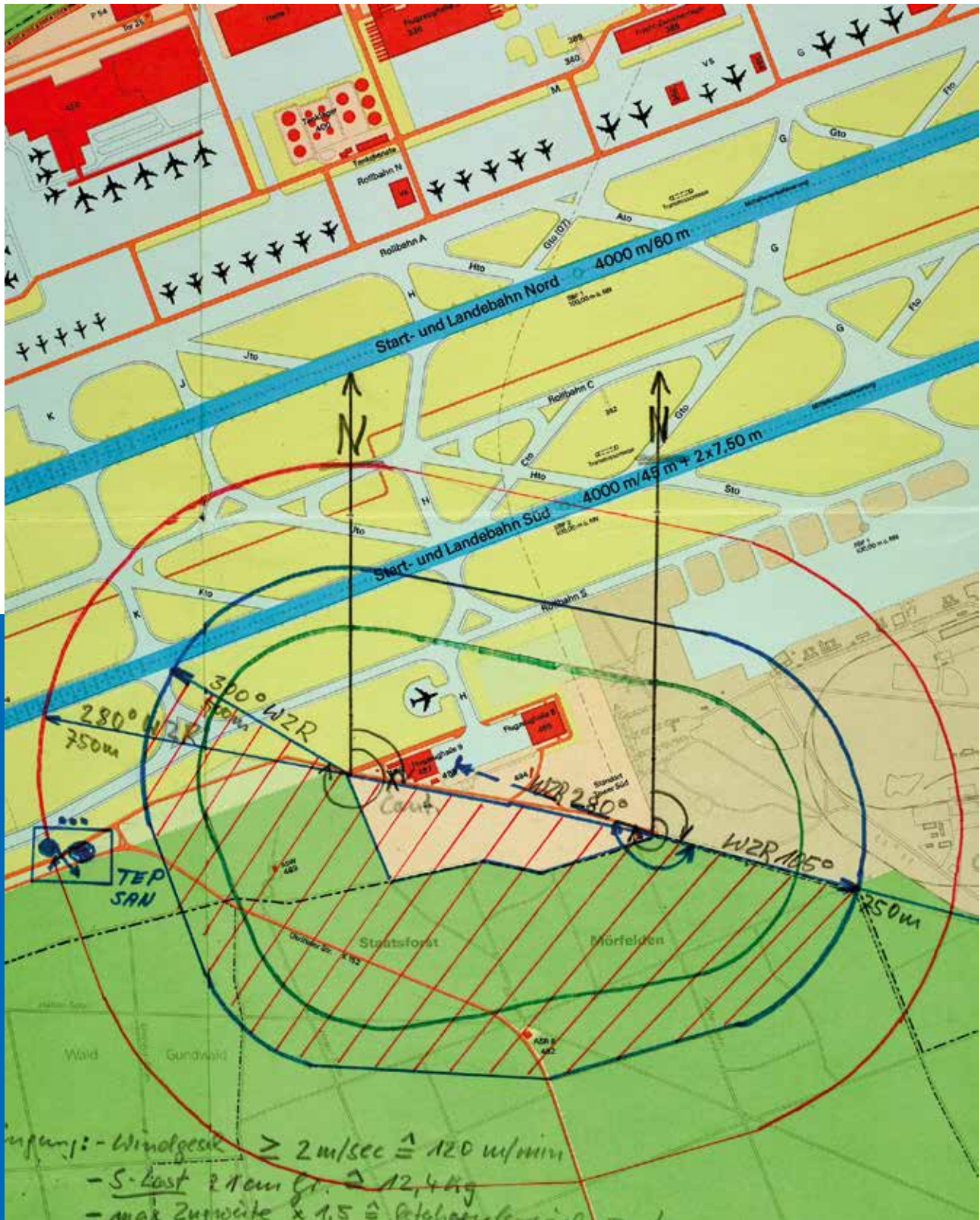
erfolgten Sprengung mussten mehrere Mitarbeiter mit Vergiftungserscheinungen ins Krankenhaus eingeliefert werden, und es stellte sich heraus, dass ein Teil der Granaten die Kampfstoffe „Lost“ (Senfgas, auch „Gelbkreuz“ genannt) oder „Clark“ („Blaukreuz“) enthielt. Im Nachhinein konnte ermittelt werden, dass es sich wohl um Kampfstoffe des kaiserlichen Heeres handelte, die nach dem Ersten Weltkrieg von französischen Besatzungssoldaten gesprengt worden waren.

In der Folgezeit wurde das betroffene Gelände intensiv untersucht und sowohl die Kontamination mit Kampfmitteln als auch mit Giftstoffen festgestellt. Bei Giftgasgranaten aus dem Ersten Weltkrieg wurde zumeist in eine Glasflasche der Kampfstoff eingefüllt, diese Flasche dann in eine Granate eingebracht und bei der Detonation der Granate der Kampfstoff freigesetzt. Bei der Sprengung des Depots in den 1920er Jahren war ein Teil des Giftgases ausgetreten und in den Boden eingesickert, aber nicht alle Flaschen waren dabei zerstört worden. Aufgrund der ausgetretenen Sprengmittel wiederum wies der Boden eine erhöhte Arsenkonzentration auf, wobei das Arsen teilweise auch ins Grundwasser eingesickert war. Eine Gefährdung für die Bevölkerung bestand nicht, aber die Quelle für die Kontamination und das Erdreich mussten dennoch entfernt und fachgerecht entsorgt werden.

Auch die Entsorgung des Giftgases stellte und stellt immer noch eine besondere Herausforderung dar. In Deutschland gibt es seit 1997 mit der bundeseigenen Gesellschaft zur Entsorgung von chemischen Kampfstoffen und Rüstungsaltslasten mbH (GEKA) in Munster (Niedersachsen) nur eine einzige Firma, die solche Kampfstoffe fachgerecht entsorgen kann. In den 1980er Jahren bestand die Firma noch nicht, zum Zeitpunkt der Funde am Frankfurter Flughafen war noch die Bundeswehr direkt in Munster zuständig. Dass eine

solche Anlage gerade dort in der Lüneburger Heide angesiedelt ist, verwundert wenig. Zum einen wurde am Gasplatz Breloh in beiden Weltkriegen Giftgas produziert, zum anderen entsorgten in der Umgebung

britische Besatzungstruppen Reste der deutschen Giftgasproduktion nach dem Zweiten Weltkrieg. Bis heute gehört der dortige Dethlinger Teich zu den am stärksten verseuchten Orten in Deutschland.



Plan des Frankfurter Flughafens mit Eintragung der zu entmunionierenden Flächen (HStAD Best. H 1 Nr. 20170)

Zwar wurde Giftgas flächendeckend nur im Ersten Weltkrieg eingesetzt, aber auch im Zweiten Weltkrieg produzierte Deutschland große Mengen Kampfstoffe, ohne sie aber bei Kampfhandlungen zu verwenden. Zum Zeitpunkt der Funde auf dem Flughafengelände gab es in Munster allerdings noch keine Kapazitäten, um größere Mengen Kampfmittel entsorgen zu können. Die wurden erst im Verlauf des Jahres 1986 aufgebaut. Deshalb mussten die Kampfstoffe zunächst auf dem Sprengplatz Romrod zwischengelagert werden, bevor sie letztlich zur Entsorgung abtransportiert werden konnten.

Bevor die Kampfmittelbeseitigung im Bereich RA 37 A beginnen konnte, berichtete der Spiegel am 2. Februar 1986 über den angeblich sorglosen Umgang mit Giftgas seitens der Behörden und auch der Spezialfirma. Dies führte bei den angrenzenden Gemeinden Mörfelden-Walldorf und Zeppelinheim ebenso zu Verunsicherung, wie auch in der Frankfurter Stadtverordnetenversammlung. Es stellte sich zwar heraus, dass der Bericht des „Spiegels“ übertrieben war, aber damit war die Problematik der Kampfstoffe in der Öffentlichkeit bekannt. Bei einer Ausweitung der Suche auf den an den Flughafen angrenzenden Staatsforst zeigten

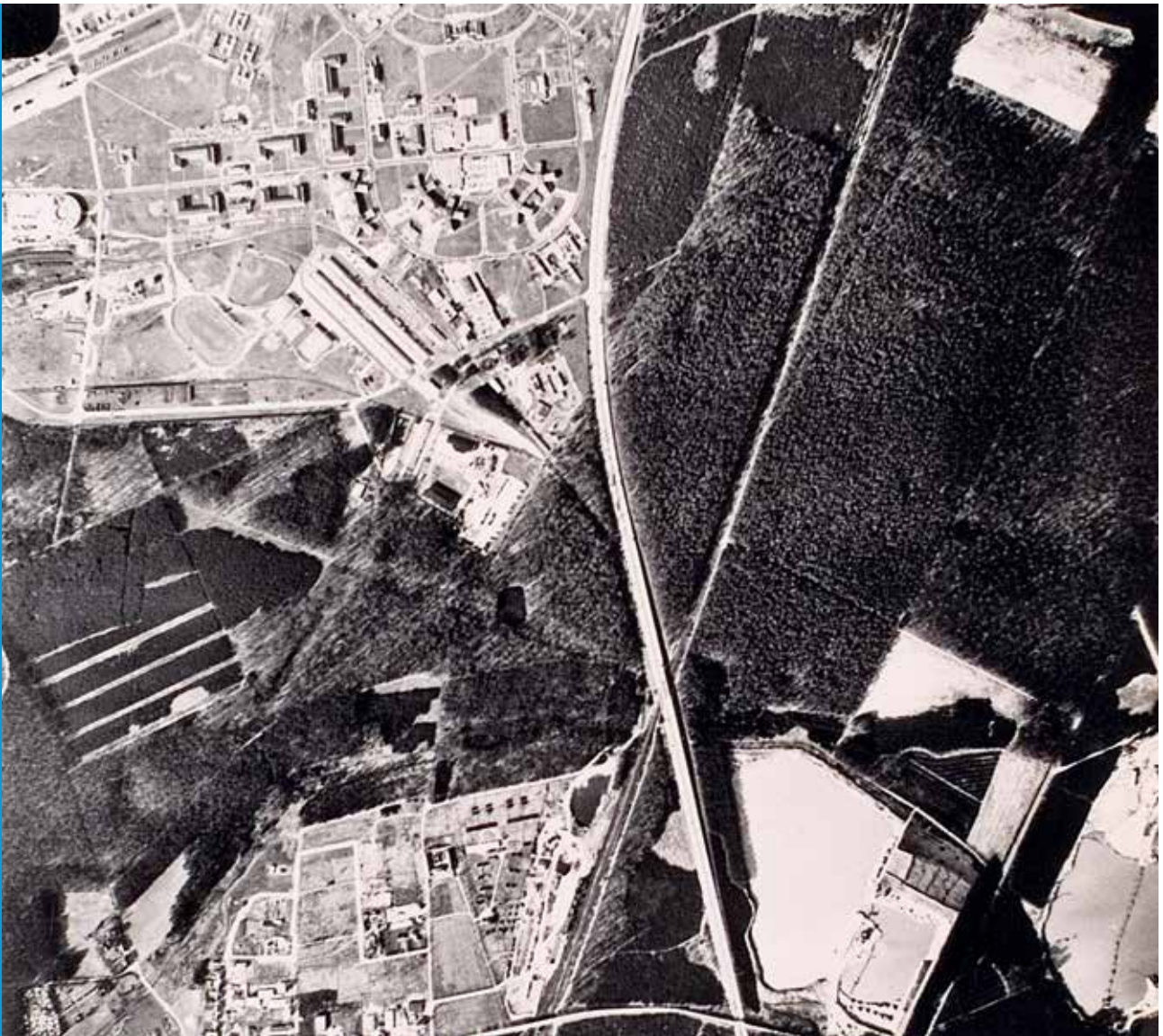
sich dann auch dort bislang unbekannte Kampfmittelreste, aber Giftgas wurde außerhalb der Umzäunung des Flughafens nicht nachgewiesen.

Bei einer Sichtung der Akten wird deutlich, dass der Bericht des „Spiegels“ die Sachlage nur unzureichend wiedergab, denn alle beteiligten Stellen hatten bereits intensiv mit der Planung für den sicheren Umgang mit den Kampfstoffen begonnen. Dies betraf nicht nur die Kampfmittelräumer selbst, sondern auch das Personal in der Flugzeughalle 8, die Mitarbeiter der Air Base und die in der Umgebung wohnenden Zivilisten. Deshalb fanden die Arbeiten nur nachts statt, in der Air Base war für den Notfall eine deutsch sprechende Person für den Telefondienst eingeteilt, und die Okrifter Straße, die von Walldorf zum Flughafen führt, wurde gesperrt.

Die Arbeiten dauerten fast drei Jahre und konnten im Sommer 1989 abgeschlossen werden. Insgesamt waren immer zwischen 13 und 20 Facharbeiter im Einsatz, unterstützt von 50 weiteren Arbeitern im Umfeld, die eine Fläche von ca. drei Hektar räumten. Dabei wurden 844 Granaten (darunter 100 mit Giftgas), 371 Handgranaten (vier mit Giftgas), 7866 Granatzünder und 59.787 Zündladungen gefunden, gesichert und entsorgt. Insgesamt



Flugzeuge mit Tower am Frankfurter Flughafen, 1987 (HStAD Best. R 4 Nr. 14781 UF)



Der Norden Walldorfs mit dem direkt daran angrenzenden Flughafengelände, 1969 (HStAD Best. R 4 Nr. 14800 UF)

mussten elf Tonnen Erdreich mit Spreng- und Kampfstoffresten entsorgt werden, 17 Tonnen Munitionsteile und 47 Tonnen Munitionsschrott. Das Erdreich wurde aufgrund der Arsenbelastung mit Rübenwascherde ausgetauscht. Zusätzlich entsorgten die Kampfmittelräumer auch noch eine 50-kg-Fliegerbombe aus dem Zweiten Weltkrieg. Diese Räumung kostete insgesamt 17 Millionen D-Mark und war so umfangreich, dass in der Zeit keine anderen Projekte in Hessen durchgeführt werden konnten.

Das Erbe des Gaskrieges ist heute weitgehend verschwunden, aber es gibt immer noch Depots mit alten Giftgasgranaten in Deutschland, Belgien, Frankreich und anderen Ländern. Da das Gas auch nach über hundert Jahren immer noch seine tödliche Wirkung entfalten kann, wird die Räumung bekannter Fundstellen und neu entdeckter Depots auch in Zukunft eine wichtige

Aufgabe des Kampfmittelräumdienstes in Deutschland bleiben. Und die Staatsarchive können hierzu mit ihrer Aktenüberlieferung einen Beitrag leisten.

Julian Freche, Staatsarchiv Darmstadt

Quellen:

H 1 Darmstadt, Nr. 20167-20174

■ Eine Entführung macht Geschichte

Neue Buchpublikation zum Riesencodex der Hildegard von Bingen

Selbst historische Fakten, die längst bekannt sind und als „erledigt“ gelten, können bei näherem Hinsehen – sprich: bei gezieltem Blick in die Archivalien – noch in ein völlig neues Licht geraten und sich erst dann in ihrer eigentlichen Tragweite offenbaren. Im besten Fall kann Geschichte neu geschrieben werden. Dies demonstriert ein Buch über eine Episode der Nachkriegszeit, jüngst erschienen bei der Historischen Kommission für Nassau.

„Entführung einer wertvollen Handschrift nach den Westzonen“ – mit dieser Anklage der DDR-Behörden sah sich im Jahr 1950 eine West-Berliner Historikerin

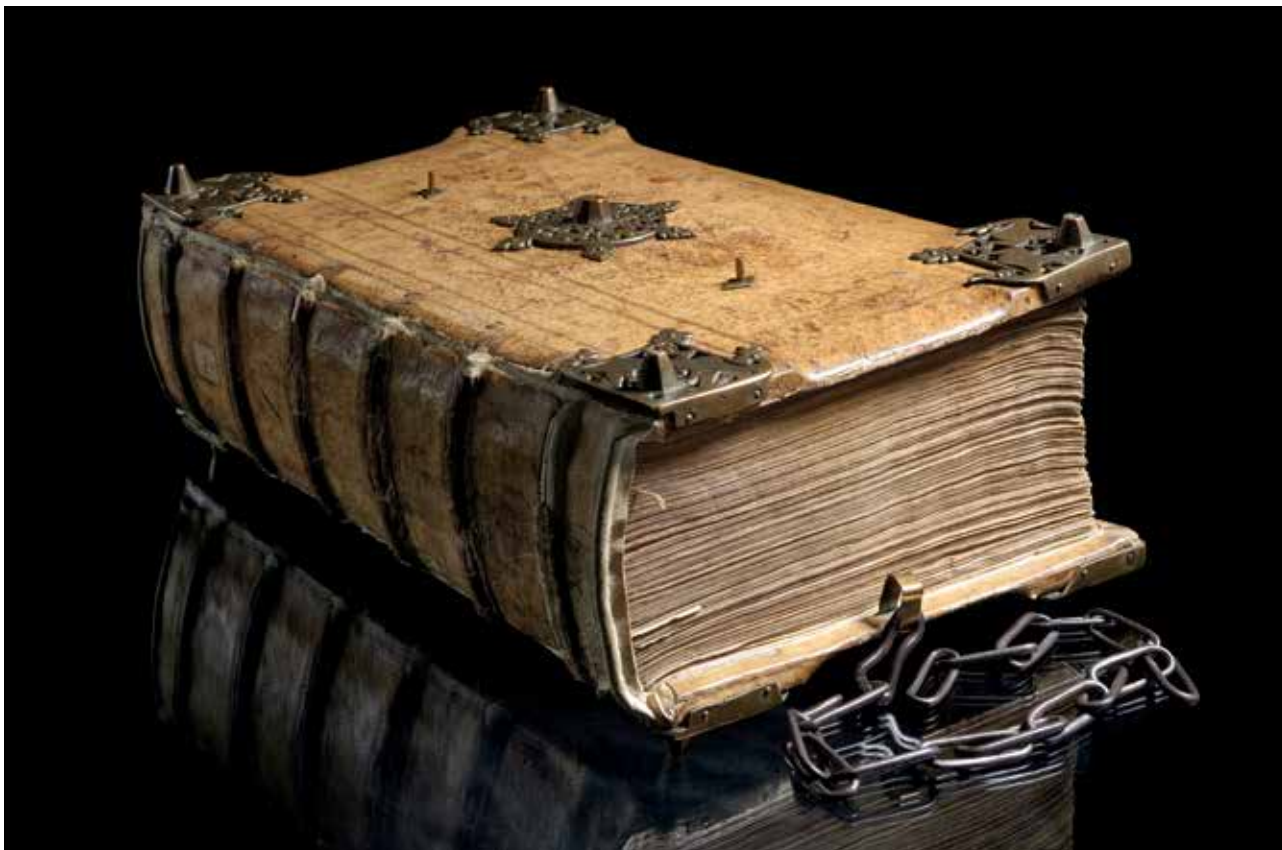
Entführung einer wertvollen Handschrift

konfrontiert. Der Vorwurf war keine Schikane Ost gegen West. Er traf in vollem Umfang zu. Bei der „wertvollen Handschrift“ handelte es sich um keine geringere als den berühmten Riesencodex der Hildegard

von Bingen aus dem 12. Jahrhundert, auch „Codex an der Kette“ genannt. Er drohte zum Streitobjekt einer deutsch-deutschen Staatsaffäre im Kalten Krieg zu werden. Wie konnte es dazu kommen?

Seit der Aufhebung des Rheingauklosters Eibingen 1814 im Gefolge der Säkularisation war der Codex im Besitz der Nassauischen Landesbibliothek in Wiesba-

Der Riesencodex der Hildegard von Bingen aus dem 12. Jahrhundert, auch „Codex an der Kette“ genannt. (Hochschul- und Landesbibliothek RheinMain, Hs. 2. Foto Marcel Schawe)



den (heute: Hochschul- und Landesbibliothek Rhein-Main). Im Zweiten Weltkrieg wurde die Handschrift aus Wiesbaden in das vermeintlich sichere Dresden evakuiert. Das war seit jeher bekannt, und wer mehr wissen wollte, konnte auch erfahren, dass der Codex später durch – nicht näher definierte – „Glücksfälle“ nach Wiesbaden zurückgelangte. Aber noch nie wurde dieses Faktum hinterfragt, nie wurde es wissenschaftlich erforscht und in seinen Details aufgeklärt. Solange die DDR bestand, war es ratsam, nicht allzu viel Aufhebens davon zu machen, denn die Angelegenheit war von hoher politischer Brisanz. Erst jetzt, 75 Jahre nach Kriegsende, 30 Jahre nach dem Ende der DDR, hat ein Zufall die Sache ins Licht gerückt.

■ Eine Kriminalgeschichte

Zutage kam eine schier unglaubliche Geschichte, die mitten hinein in die Nachkriegsjahre im geteilten Deutschland führt. Der Codex hatte das Dresdener Bombeninferno vom Februar 1945 wunderbarerweise unversehrt überstanden, wurde aber nach dem Krieg in der Sowjetischen Besatzungszone festgehalten. Es bestand die akute Gefahr, dass die prominente Handschrift von der Sowjetischen Besatzungsmacht als Kriegstrophäe konfisziert und außer Landes gebracht werden könnte, wie es Zigtausenden von Kunst- und

Kulturschätzen damals widerfuhr. In einer tollkühnen Aktion gelang es jener eingangs erwähnten Historikerin, den Codex von Dresden nach Berlin zu holen und 1948 zurück in den Rheingau zu schmuggeln, zunächst in die 1904 wieder begründete Abtei St. Hildegard, dann weiter nach Wiesbaden. Es war eine lupenreine Entführung.

Margarete Kühn (1894–1986), Wissenschaftliche Mitarbeiterin des ehrwürdigen Instituts „Monumenta Germaniae Historica“ in Berlin, ist die tragische Heldin des Geschehens. Beseelt vom benediktinischen Geist, vollbrachte sie die gefährliche Operation und bewahrte damit den Riesencodex, die unersetzliche Hauptquelle für das Visionswerk der Prophetin und Universalgelehrten Hildegard von Bingen (1098–1179), vor dem drohenden Verlust. Doch damit nicht genug: Um die Entführung zu vertuschen, wurde ein Double präpariert und in die DDR zurückgeschickt – in Zeiten des Kalten Krieges eine unerhörte Provokation. Margarete Kühn flüchtete sich in die Mär von einer Verwechslung. Nur knapp entrannte sie der DDR-Justiz und der Stasi.

Im Verlauf der Ereignisse begegnen uns weitere Menschen, die für den Riesencodex Kopf und Kragen riskierten. Neben Margarete Kühn war es der Leiter der damaligen Nassauischen Landesbibliothek in Wiesbaden Franz Götting (1905–1973), der sich, obwohl hessischer Landesbeamter, zu dem verwegenen Austauschmanöver hinreißen ließ; auch waren es die Nonnen der Abtei St. Hildegard in Rüdesheim-Eibingen, die sich für den Codex ihrer Klosterpatronin in eine – wenn auch vergebliche – Nacht- und Nebelaktion stürzten; und nicht zuletzt war es Fritz Rörig (1882–1952), renommierter Mediävist der Ost-Berliner Humboldt-Univer-

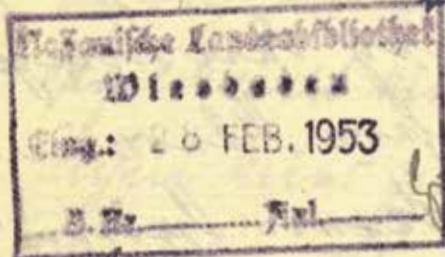
Hinterzimmer-Deal von historischer Tragweite

sität, der sich schützend vor Margarete Kühn stellte und dadurch selbst ins Fadenkreuz geriet. Er war es auch, der zuletzt zwischen Franz Götting im Westen und den Dresdener Behörden im Osten aushandelte, dass der entführte Codex endgültig in Wiesbaden bleiben konnte – ein Hinterzimmer-Deal von historischer Tragweite. Die mitten im Kalten Krieg auf dem kleinen Dienstweg erfolgte Einigung nahm vorweg, was auf der großen politischen Bühne erst 40 Jahre später mit dem deutsch-deutschen Kulturabkommen von 1986 gelingen sollte.

Überraschend viele Quellen, die bislang unbeachtet in Archiven schlummerten, machen es möglich, diese



Margarete Kühn (1894–1986) im Jahr 1947. Gestempeltes Passbild aus der Personalakte (Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, VA-PA, Dr. Margarete Kühn, Fotograf unbekannt)



berlin-Zusammenfassung - Aufsatz
 Linien Nr. 3. v. 25. II. 53.

Herrn Herrn Dr. Götting,

Leider ist die Lage der Westberliner
 Wissenschaftler, die an der Akademie
 der Wissenschaften in Ostberlin arbeiten,
 seit Ende Oktober in ein so bedrückendes
 Medium geraten, daß ich hoffen
 muß, daß mit Aufhebung der
 von mir an Sie für die Befüllung
 des Ringes so dringend notwendigen
 Ringes rasch etwas zu werden.
 Im März wird sich unser Institut
 - das man 180 Wissenschaftler - ver-
 zillen,

verwickelte Dreiecksgeschichte zwischen Wiesbaden, Dresden und Berlin vollständig zu rekonstruieren. Die Dienstakten der damaligen Nassauischen Landesbibliothek (jetzt: Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden Best. 819) bergen das grobe Gerüst der Abläufe, lassen allerdings entscheidende Fragen unbeantwortet und die Geschichte fragmentarisch in der Luft hängen. Daran ändert sich erst etwas, wenn man die Abtei St. Hildegard im Rheingau aufsucht, eine halbe Autostunde von Wiesbaden entfernt, und im dortigen Klosterarchiv auf die Suche geht. Hier ruht der Schatz, der alle Rätsel löst: die Briefe, die Margarete Kühn zwischen 1946 und 1951 an die Nonnen der Abtei schrieb. Nahezu vierzig Briefe liegen verborgen in den teils unverzeichneten Nachlässen der Schwestern Maura Böckeler und Marianna Schrader, zweier namhaft in der Hildegard-Forschung ihrer Zeit tätigen Benediktinerinnen.

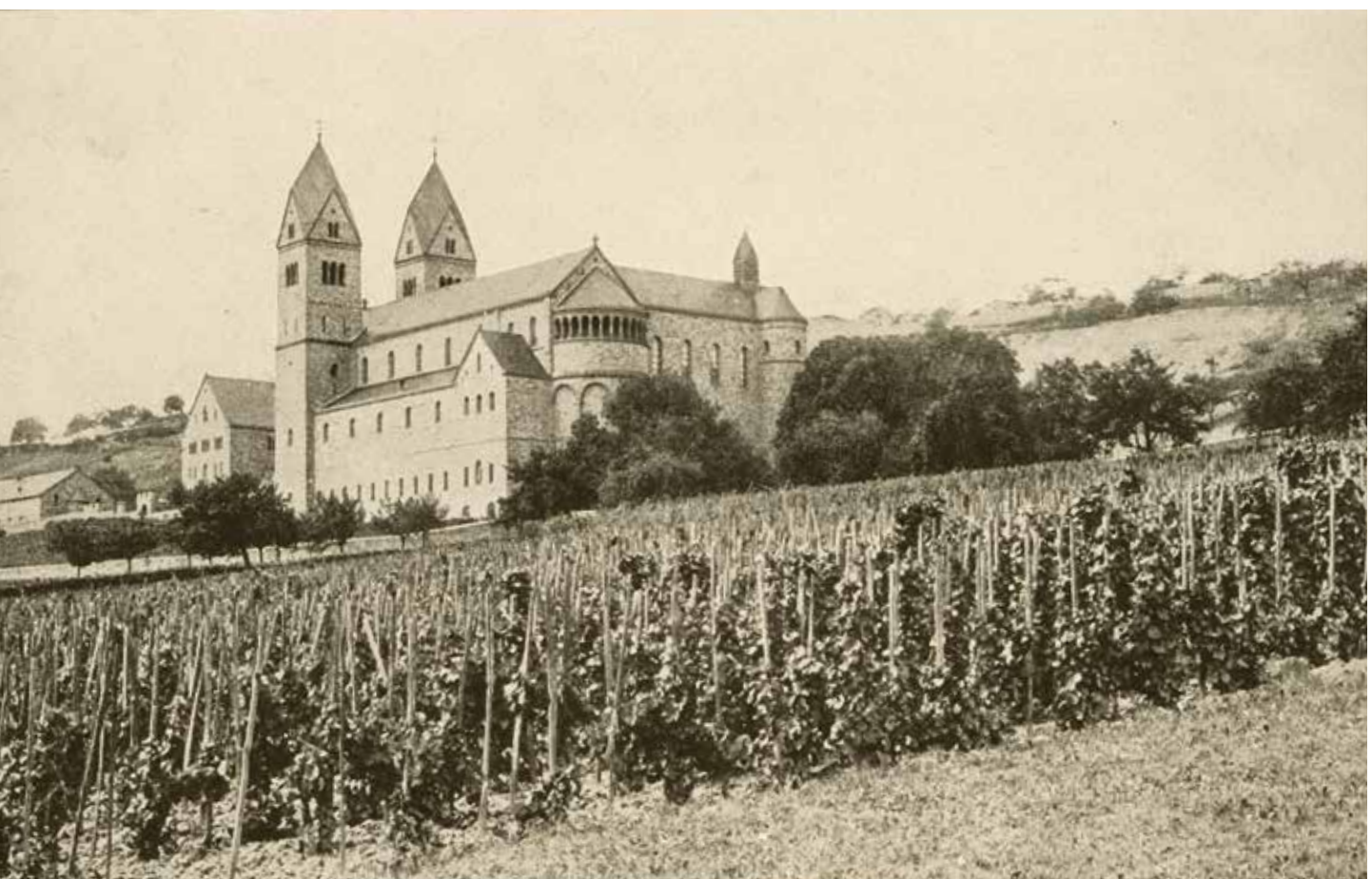
Weitere Funde aus Archiven in Dresden, Berlin und München, auch Quellen aus Privatbesitz tun ein Übriges, um die Riesencodex-Episode in den zeithistorischen Rahmen stellen und mit ihren lebendigen Details nun enthüllen zu können. Bis heute wird der Codex als

Die Benediktinerinnenabtei St. Hildegard in Rudesheim-Eibingen in den 1920er-Jahren (HHStAW Abt. 128/6 Nr. 1414)

kostbarstes Stück der Hochschul- und Landesbibliothek RheinMain in Wiesbaden aufbewahrt.

■ Der Riesencodex und die Forschung

Die unter dramatischen Umständen vollbrachte Rettung lässt sich in ihrer Bedeutung für die Mittelalterforschung erst richtig ermessen, wenn man sich klarmacht, dass der Riesencodex in der Gesamtheit der weit gestreuten Hildegard-Überlieferung eine absolute Sonderstellung einnimmt. Entstanden in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts noch zu Hildegards Lebzeiten, enthält der Codex auf nahezu 500 Pergamentblättern das eigens so zusammengestellte visionäre Werk der Heiligen, dazu ihre Kompositionen und das „Epistolarium“, ihre umfangreiche Korrespondenz mit geistlichen und weltlichen Würdenträgern. Die Textsammlung gilt als das geistige Vermächtnis Hildegards von Bingen, die im Jahr 2012 von Papst Benedikt XVI. zur Kirchenlehrerin erhoben wurde. Als Frau in der männlich dominierten Welt des Mittelalters und eine der wenigen weiblichen Kirchenlehrer erhält ihre geistige Leistung damit umso mehr Gewicht. Vom Riesencodex gab es vor dem Krieg, im Unterschied zu anderen hochrangigen Handschriften des Mittelalters in Deutschland, weder Filmaufnahmen noch eine Gesamtedition. Die schiere Größe des Codex und sein enormer Umfang



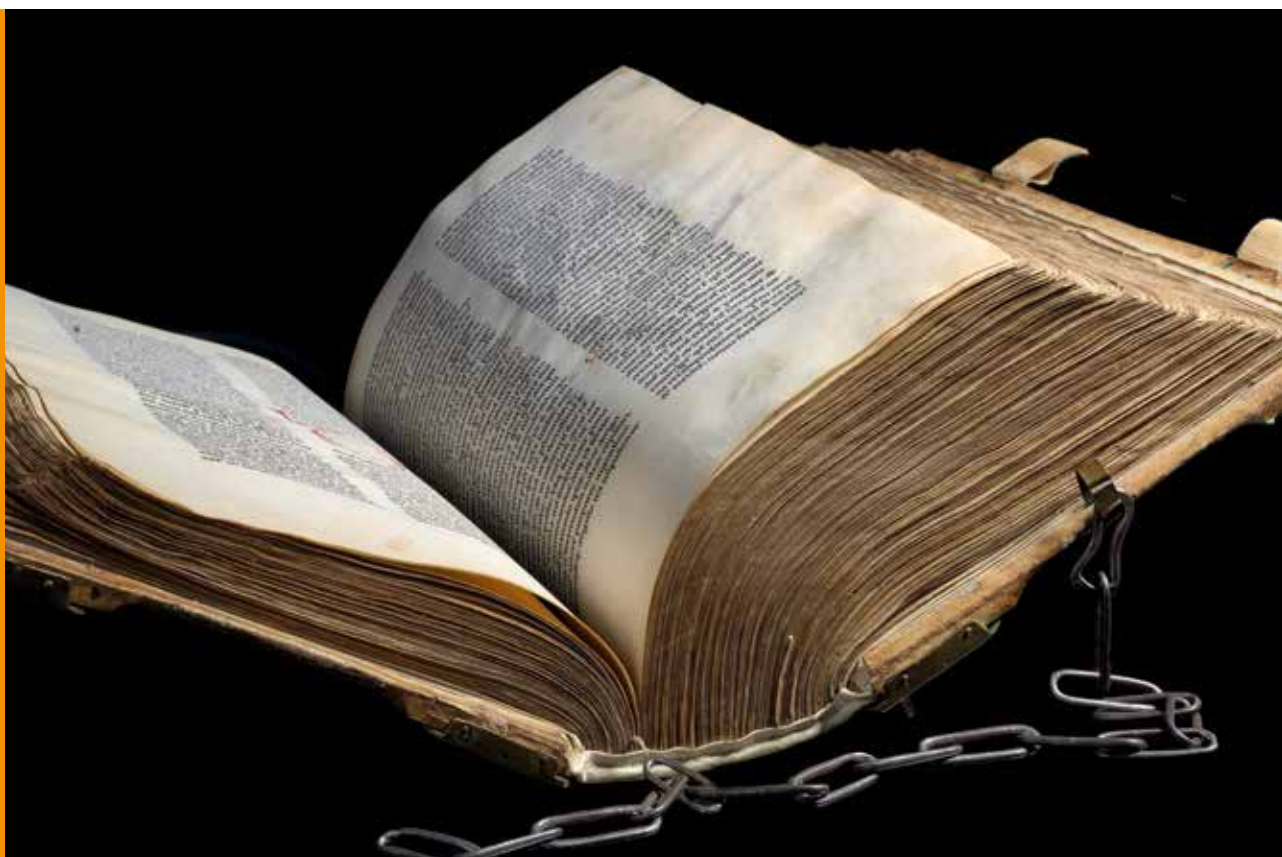
Incipit prima pars libri Scivias.

ECC
C
E
E

Quadrage-
 simo tertio
 tempora
 ul cursus
 mei anno.
 cū celesti
 visioni mag-
 no timore
 & tremula

attentione ihererem. uidi maximum
 splendorē. i quo facta ē uox de celo ad
 me dicens. O homo fragilis. & cinis cineris.
 & putredo putredinis. dic & scribe
 que uides & audis. S; quia timida es
 ad loquendū. & simplex ad exponendū.
 & indocta ad scribendū ea. dic & scribe
 illa n̄ scdm os hominis. nec scdm intel-
 lectū humane adinventionis. nec scdm
 uoluntatē humane compositionis. sed
 scdm id quod ea in celestib; de sup in-
 mirabilib; dī uides & audis. ea sic edis-
 serendo pferens. quemadmodū & au-
 ditor uerba pceptoris sui percipit. ea
 scdm tenorē locutionis illi ipso uolente.
 ostendunt. & percipientē p palat. Sic ergo
 & tu o homo. dic ea que uides & audis.
 & scribe ea n̄ scdm te. nec scdm aliu hominē.
 s; scdm uoluntatē scientis. uidentis. dispo-
 nentis omnia in secretis misterior. suoz.
 Et itūm audiu uocē de celo m̄ dicentē.
 Dic q̄ mirabilia hec. & scribe ea hoc m̄ e-
 docta & dic. **F**actus ē in millesimo cen-
 tesimo quadagesimo primo filii dī ihu
 xpi incarnationis anno cū quadraginta
 duoz. annis. septē q; mensū esse maxi-
 me choruscationis igneū tuū apto ce-
 io uenient. totū cerebrū meū transiit.
 & totū cor totūq; peccatū meū uelut flama.
 n̄ tam ardens. s; calens ita istamant.
 ut sol rē aliquā calefacit. sup qm radios
 suos ponit. Et repente intellectū ex po-
 sitionis libroz. uidelicet psalterii. euan-
 gelii. & alioz. catholicoz. tā ueteris quā

nom testamēti uoluntū sapiebā. n̄
 aut interpretationē uerborū tēctus ego.
 nec diuisionē syllabarū. nec cogni-
 tionē casuū. aut tempoz. habebā.
 Virtutē autē & misterii secretariū
 & admirandā. & uisionū. a puellari
 etate. scilicet a tempore illo cum
 quinquennis cēm usq; ad p̄sens
 temp; mirabili m̄ in me sentia sic &
 adhuc. qd tam nulli hominū excep-
 tis quibēda paucis. & religiosis qui i
 eadē conuersatione uiuebāt. qua &
 ego etiā manifestam. s; interī usq; ad
 id tempus cū illud dē sua grā ma-
 nifestari uoluit. sub quieto silentio
 depresso. Visiones ū quas uidi n̄ eas in
 somnis nec dormientis. nec in frenesi.
 nec corporeis oculis. aut aurib; extero-
 ris hominis. nec in abditis locis percepti.
 s; eas ingulans & circūspecta in pura
 mentē. oculis & aurib; interioris ho-
 minis in aptis locis scdm uoluntatē
 dī accepi. Quod quomodo sit. carnali
 hominū p̄quirere difficile ē. Sed puellari
 meta transacta. cū ad p̄fata etatē.
 p̄fecte fortitudinis puenissē. audiu
 uocē de celo dicentē. Ego lux uiuentis
 & obscura illuminās. hominē quē uo-
 tum & quē mirabitur scdm qd michi
 placuit excussū. in magnis mirabilib;
 transietā antiquoz hominū qui in
 me multa secreta uiderūt. posu. s;
 in terrā strauit illū qd se n̄ erigeret
 in ulla elatione m̄tis suę. Ouidius
 quoq; n̄ habuit in eo gaudiu nec las-
 cū. & nec exercitationē in reb; illis
 que ad mundū p̄tinēt. quia cū de-
 p̄tinae audacia abstaxi. timorē ha-
 bentē. & in laborib; suis pauentem.
 Ipse enī in medullis & in uenis car-
 nis sue doluit. conflictū animū &
 sensū habens atq; multā passionē
 corporis sustinet. ita qd in eo dūter-
 sa securitas n̄ latuit. s; in omnib; cas-
 sis suis se culpabile estimauit. Hā-
 rinas conlus cr̄ circūsepsi. ne mens ipsi



Auf knapp 500 Pergamentblättern enthält der Riesencodex das visionäre Werk der hl. Hildegard. (Hochschul- und Landesbibliothek RheinMain, Hs. 2. Foto Marcel Schawe)

hatten entsprechende Versuche wiederholt versanden lassen. Eine systematische Sicherungsverfilmung des schriftlichen Kulturerbes wird, angestoßen durch die Weltkriegserfahrung, erst seit der „Haager Konvention zum Schutz von Kulturgut bei bewaffneten Konflikten“ von 1954 betrieben. Ohne die geglückte Entführung wäre es höchst ungewiss, ob die auf den 962 Pergamentseiten des Riesencodex niedergeschriebenen Texte und Lieder Hildegards von Bingen heute für die Wissenschaft überhaupt noch verfügbar wären.

So aber kann die heutige Generation forschender Benediktinerinnen in Eibingen den Riesencodex ins Zentrum eines aktuellen Vorhabens stellen. Ein DFG-Projekt der 2019 ins Leben gerufenen St. Hildegard-Akademie betreibt die Herausgabe von Hildegards „Liber epistolarum“, dem „Buch der Briefe“, und zwar primär nach der im Riesencodex vorliegenden, von Hildegard autorisierten Ausgabe letzter Hand.

Auch optisch tritt der Riesencodex jetzt aus dem Dunkel der Vergangenheit hervor. Bisher konnte man die Handschrift noch niemals angemessen abgebildet sehen, nur in alten Schwarzweiß-Fotos, ganz selten in der

Presse oder seit Kurzem als nüchternes Digitalisat zum wissenschaftlichen Gebrauch im Internet. Dank großformatiger Farbaufnahmen von Marcel Schawe ist die neue Publikation auch ein Bildband zur mittelalterlichen Buchkultur geworden, vor allem aber schildert sie den spektakulären Fall einer Buchentführung im Kalten Krieg.

Christiane Heinemann, Historische Kommission für Nassau



Christiane Heinemann:
Der Riesencodex der Hildegard von Bingen. Verschollen – Gefunden – Gerettet. Schicksalswege 1942 bis 1950. Mit einem Anhang: Margarete Kühn und ihre Briefe. 2021. XXII, 226 Seiten, 102 Abbildungen, geb. € 25,-. ISBN 978-3-930221-41-7 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Nassau 94).

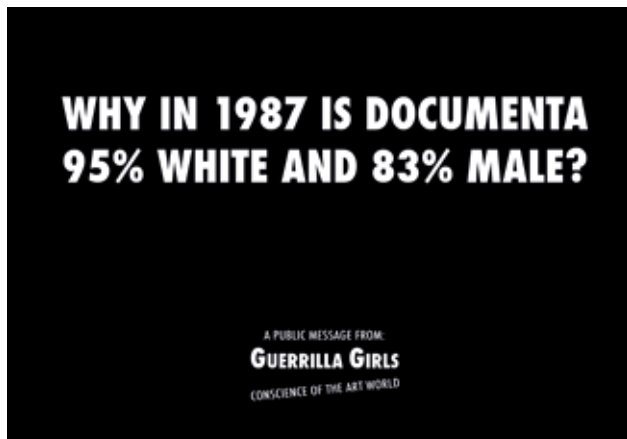
Zu beziehen über den Buchhandel oder die Historische Kommission für Nassau, Mosbacher Straße 55, 65187 Wiesbaden, wiesbaden@hla.hessen.de. Website: www.hiko-nassau.de

■ Hessische Skandale

Neuerscheinung einer Publikation der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung und des Hessischen Landesarchivs

Die Tagung zu Hessischen Skandalen, die in Wiesbaden hätte stattfinden sollen, konnte Corona-bedingt 2020 bzw. 2021 leider nicht stattfinden. Der Tagungsband wird aber Ende 2021 erscheinen.

Die Skandalforschung hat in innovativen Forschungsbereichen wie der Medienwissenschaft und der Kulturwissenschaft in letzter Zeit Konjunktur. Nicht den vermeintlich „skandalösen“ Ereignissen wird dabei die Hauptaufmerksamkeit geschenkt, sondern der Frage nach der Erzeugung des Skandals und nach der Gesellschaft, die diese Skandale ermöglicht. Sozial- und mediengeschichtliche Forschungsansätze bieten einen ganz neuen Blick auf die Vergangenheit und damit auch auf archivische Quellen. Was sagen Archivalien zu Geheimnissen, Moralvorstellungen, Normverletzungen und Skandalen? Welche Wirklichkeit bildet Archivgut



ab? Solche grundsätzlichen Fragen an archivalische Quellen ergeben sich ganz konsequent aus diesen Forschungsansätzen. Der interdisziplinäre Tagungsband lotet damit die Grenzen der Abbildung gesellschaftlich-kultureller Realitäten aus und bietet zugleich neue Perspektiven zur Annäherung an die Geschichte. Der Blick auf Skandale, ihre Erzeugung und ihre Kommunikationskanäle eröffnet neue Perspektiven auf die Geschichte und die Quellen, mit der sie immer wieder aufs Neue (re-)konstruiert werden kann.

Der Band wird durch eher methodische Beiträge der Kommunikationswissenschaftler Christer Petersen und Hans Mathias Kepplinger eröffnet. Anschließend



widmet sich die erste Einheit „Politischen Skandalen“, darunter der Doppellehe Philipps des Großmütigen (Kai Lehmann), dem hessen-kasselischen Soldatenhandel (Holger Th. Gräf), hessischen Skandalen nach 1945 (Pitt von Bebenburg) und Korruptionsskandalen (Jens Ivo Engels). Im zweiten Teil werden „Moralvorstellungen und Skandale“ analysiert: die vergebliche Suche des Hauses Nassau-Siegen nach Öffentlichkeit (Rouven Pons), die kurhessische Mätressenwirtschaft (Karl Murk), die Ermordung der Rosemarie Nitribitt (Christian Steiger) sowie Missbrauchsskandale in der katholischen Kirche (Joachim Werz). Als drittes fällt der Blick auf Kunstskandale anhand des Theaters in Darmstadt (Ursula Kramer), der „documenta“ in Kassel (Birgit Jooss) sowie Filmskandalen der 1920er Jahre (Kai Nowak).

Alexander Jehn, Andreas Hedwig, Rouven Pons (Hrsg.): Hessische Skandale. Medien, Gesellschaften und Normkonflikte, Waldemar Kramer ca. 224 S., durch. vierfarb. Abb., gebunden, 17 x 24 cm. EAN: 978-3-7374-0493-8.

Der Band ist zu beziehen über die Hessische Landeszentrale für politische Bildung, Taunusstraße 6, 65183 Wiesbaden, oder über den Buchhandel.

■ Gretchentragödien

Neuerscheinung eines Buches über Kindsmörderinnen im 19. Jahrhundert

Das neu erschienene Buch „Gretchentragödien. Kindsmörderinnen im 19. Jahrhundert (1770-1870)“ untersucht das Delikt des Kindsmordes als historisches Phänomen und basiert auf Quellen des Staatsarchivs Marburg.



Gabriel von Max (1840–1915): Die Kindsmörderin, 1877 (Hamburger Kunsthalle)

Das Buch erfasst und analysiert den Alltag und die Lebenswelten von einhundert Kindsmörderinnen aus der Zeit von 1770 bis 1870, deren Prozessakten im Hessischen Staatsarchiv Marburg archiviert sind. Die Akten sind erstaunlich umfangreich, die meisten sind ca. 300 Seiten, andere 600 bis 800 Seiten stark. In ihnen spiegeln sich die alltäglichen Lebenswelten der Täterinnen wie in einem Brennglas wider: Ihre familiäre und soziale Situation, ihre psychische und physische Verfassung, ihre schulische Bildung, das Verhältnis zur Dienstherrschaft, zu den anderen Dienstboten, der Nachbarschaft und weiteren Personen im unmittelbaren Lebensumfeld, wie Lehrer, Pfarrer, Geschäftsleute, Händler, Handwerker, Hebammen und Ärzte, deren Aussagen protokolliert sind. Der Stand der Medizin geht aus den Quellen hervor, akribisch geführte Sektionsprotokolle des Kinderleichnams finden sich in fast jeder Akte, außerdem die Ergebnisse der ärztlichen Untersuchung der Täterin nach der stattgefundenen Geburt. Die Rechtslage wird demonstriert, fast immer sind die anwaltlichen Plädoyers enthalten und die Paragraphen erläutert, auf die sich die Justiz bezieht. Die Urteilsbegründung, Begnadigungsgesuche, Revisionen und höchstrichterliche Entscheidungen sind Aktenbestandteile, die eine beredte Sprache sprechen.

Bei dem Untersuchungsgebiet handelt es sich – territorialgeschichtlich gesehen – zunächst um die Landgrafschaft Hessen-Kassel, dann von 1806 bis 1813 um das Königreich Westphalen und ab 1813 um Kurhessen mit den Kriminalgerichten Marburg, Kassel, Eschwege, Fulda, Ha-

nau, Fritzlar. Die Täterinnen kamen sowohl aus dem ländlichen als auch städtischen Milieu. Ebenso breit gestreut war ihre konfessionelle Ausrichtung: lutherischer und reformierter, etliche aber auch römisch-katholisch. Die Akten stellen Zeitdokumente von hohem Rang dar. Sie vermitteln aufregende Einsichten in den Alltag und die Lebenswelten unterer Bevölkerungsschichten und hierbei insbesondere in die Lage lediger Dienstmägde, die, ungewollt schwanger, offenbar keinen anderen Ausweg sahen, als das Neugeborene unmittelbar nach der Geburt zu töten und wegzuschaffen. Das Auffinden der Kindesleiche setzte dann die Ermittlungen in Gang, so dass die Akten fast ausnahmslos mit dem Fund des „corpus delicti“ beginnen.

Die vorliegende Untersuchung schaut also nicht nur auf das Delikt des Kindsmords als juristischen Tatbestand, sondern danach, welche kulturellen und sozialpolitischen Gegebenheiten in der Gesellschaft des 19. Jahrhunderts kontextuell vorhanden waren und wie die Menschen damit umgingen. Was bedeutete Schwangerschaft im 18./19. Jahrhundert, was ungewollte Schwangerschaft oder Verheimlichung der Schwangerschaft? Welche Rituale und Bräuche begleiteten diese „anderen Umstände“, und was erlebten diejenigen Frauen, die sich ihren Zustand nicht eingestehen konnten oder durften? An das Phänomen Schwangerschaft ist das der Mutterschaft geknüpft. Was bedeutete Mutter sein, und wie erging es ledigen Müttern zu dieser Zeit? Einer stattgefundenen Kindstötung ist in fast allen Fällen eine versuchte Abtreibung vorangegangen. Damit steht auch die Abtreibungsdebatte im Raum und kulturgeschichtliche Fragen zu Sexualität und Verhütung. Welche Methoden standen den Frauen und Männern zu Gebote, was wurde unter Abtreibung und Verhütung verstanden, welche Praktiken konkret angewandt?

Das Buch richtet somit seinen Blick auf die sozialen und kulturellen Milieus, auf alltagsweltliche und mentalitätshistorische Zusammenhänge, die Körpererfahrungen der Frauen, die unterschiedlichen Familienkonstellationen, etwa vor dem Hintergrund, dass die ledige Mutter selbst bereits kein familiäres Netz kennengelernt hatte, was als „tradierte Unehelichkeit“ zu fassen ist.

Diese Wahrnehmungen und Erfahrungen der Betroffenen aus ihrer eigenen Sicht zu reflektieren, ihre Alltagswelten anhand mikrohistorisch orientierter Fallgeschichten zu rekonstruieren, um daraus Erklärungsmuster für den Kindsmord abzuleiten, ist von der Forschung bislang nur punktuell geleistet worden. Die



Daniel Chodowiecki (1726–1801): Auspeitschung lediger Mütter, 1782 (Kupferstichkabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden)

vorliegende Abhandlung versteht sich daher als eine Kultur- und Mentalitätsgeschichte des Kindsmords im 19. Jahrhundert, wie sie bislang noch nicht vorliegt.

Vorangegangene Untersuchungen, wie etwa die von Otto Ulbricht (1990, 1995), Wilhelm Wächtershäuser und Karin Stukenbrock (1993) reflektieren den Kindsmord im Zusammenhang mit der Aufklärung und den rechtlichen und wohlfahrtsstaatlichen Maßnahmen der Zeit, die Arbeiten von Herma Klar, Thea Koss oder Nathaly Janho (1999) bearbeiten einzelne Fallgeschichten, ohne jedoch das Phänomen in den oben beschriebenen größeren Rahmen zu stellen oder gar vergleichend zu betrachten. Richard van Dülmen (1991) stellt die Prozesspraxis in den Mittelpunkt seiner Studie; Jürgen Schlumbohm (2012) und Marita Metz-Becker (1997, 2012) sehen ledige Mutterschaft und Kindsmord im Spiegel der um 1800 entstandenen

Accouchieranstalten. Die Historikerin Regina Schulte (1989) analysiert den Kindsmord im Zusammenhang mit Wilderern und Brandstiftern, Dieter Blanke und Günter Jerouschek (2002, 2007) in rechtsgeschichtlicher und kriminologischer Hinsicht, wie auch Kerstin Michalik, deren sozial- und rechtshistorischer Fokus auf dem 18. Jahrhundert liegt (1997). Rebekka Habermas (1999) stellt sehr eindrucksvoll die Prozessakte der Frankfurter Kindsmörderin Susanna Margaretha Brandt vor, ebenso hat Siegfried Birkner (1999) die „Gretchen-Geschichte“ nach den Prozessakten rekonstruiert. Die Akten zu drei weiteren Kindsmordfällen der Goethezeit gab Rüdiger Scholz (2004, 2008) auszugsweise heraus, womit eine hitzige Debatte in der Goetheforschung in Gang kam, deren Ende offenbar noch nicht abzusehen ist. Eine psychologische Interpretation zum Kindsmord findet sich bei Maria Piers (1976), der Kindsmord als Motiv in der Literatur der Sturm- und Drang-Periode noch immer unübertroffen bei Jan Matthias Rameckers (1927).

Für das 19. Jahrhundert aber fehlen zusammenhängende Untersuchungen zum Kindsmordphänomen fast vollständig. Vor diesem Hintergrund war es für die vorliegende Studie ein glücklicher Umstand, dass im Hessischen Staatsarchiv Marburg ein umfangreiches Aktenkonvolut zu diesem Zeitraum überliefert ist; einzigartig in seiner Geschlossenheit in ganz Deutschland.

Durch die hervorragende Aktenlage sowohl zahlenmäßig als auch in ihrem Umfang und der Tiefendimension jedes einzelnen Dokuments, wurde es möglich, das geografische, soziale und kulturelle Milieu der Kindsmörderinnen ins Zentrum der Untersuchung zu stellen. Die Rekonstruktion der Vorstellungen, Wahrnehmungen und Erfahrungen der Täterinnen (und Täter) zeigt das komplexe Bild ihres Alltags, in dem sie durchaus nicht allein standen, sondern in Wechselbeziehung zu Partnern, Nachbarn, Dienstherrschaft, Dienstpersonal, Gesinde und Obrigkeit. Auf Grund von nahezu einhundert Prozessakten wird aufgezeigt, wie es zur ungewollten Schwangerschaft kam, wie sie individuell und von der unmittelbaren Umwelt erlebt und gedeutet wurde und wie Macht und Ohnmacht in den alltäglichen Interaktionen zur Verleugnung, Verdrängung und schließlich zur Tat selbst führten.

Dabei wird die Rolle der akademischen Medizin und der Justiz ebenso erörtert wie die der Kirche und der örtlichen Obrigkeiten. Hätte das Geschehen aufgehalten werden können und wenn ja, wo? Welche Hilfsangebote hätten der Täterin zu Gebote gestanden, warum wurden sie nicht genutzt? Zuletzt wird das

gerichtliche Procedere in Augenschein genommen, die Denunziation, Verhaftung, das Urteil und der Weg durch die Instanzen. Nicht selten starb die überführte Kindsmörderin – obgleich nicht zum Tode verurteilt – in der Haft. Manchen gelang es, eine Begnadigung zu erreichen, aber die meisten mussten das harte Strafmaß hinnehmen, das in einer 15-jährigen Zuchthausstrafe in der Strafanstalt Kassel lag.

Marita Metz-Becker, Marburg

■ Eine Reise in den Orient 1869

Ausstellung historischer Fotografien im Hessischen Staatsarchiv Darmstadt

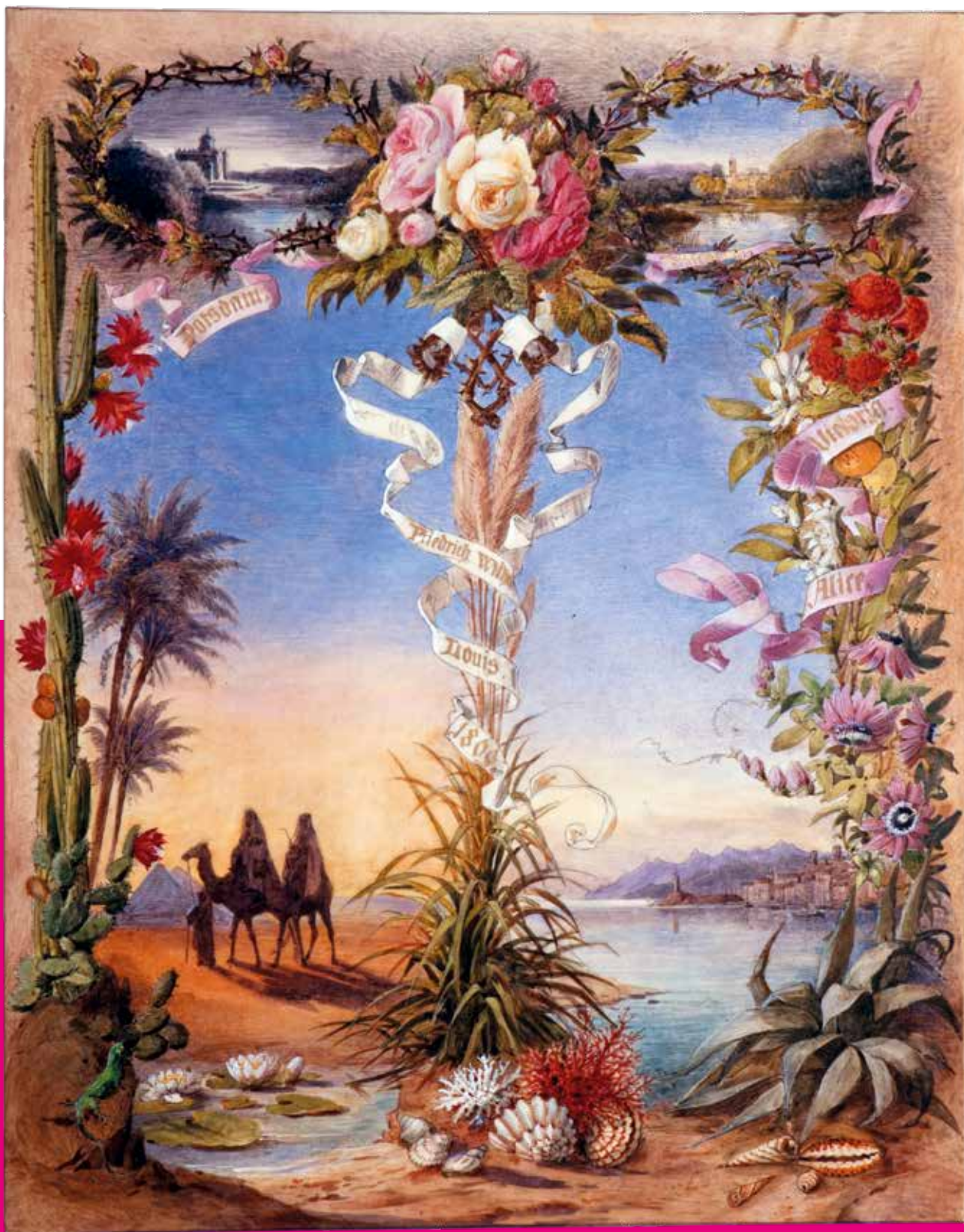
Am 11. Oktober meldete sich das Staatsarchiv Darmstadt nach einer längeren, coronabedingten Pause auch als Ausstellungsstätte zurück. Bis zum 31. Dezember 2021 sind im Foyer des Archivs Fotografien der Orientreise des Prinzen Ludwig von Hessen und bei Rhein zu sehen.

Am 9. Oktober 1869 verabschiedete sich Ludwig Prinz von Hessen und bei Rhein (1837–1892, späterer Großherzog Ludwig IV.) am Bahnhof in Darmstadt von seiner Familie und brach zu einer großen Orientreise auf. Anlass war die Teilnahme an der Eröffnungsfeier des Suezkanals am 17. November im Gefolge seines Schwagers, des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen (1831–1888, späterer Kaiser Friedrich III.) „Ich mache mit Fritz Wilhelm Kronprinz, eine Reise in den Orient“. Der nach zehn Jahren Bauzeit 1869 fertiggestellte Suezkanal verbindet das Mittelmeer mit dem Roten Meer und erspart den Schiffen den Weg um Afrika. Seine Eröffnung war DAS Jahrhundertereignis, geladen waren illustre Gäste.

Zunächst führte die Reise Prinz Ludwig und den Kronprinzen nach Venedig, wo die obligatorische Gondelfahrt nicht ausblieb und Fotos von Ansichten der Stadt erworben wurden. Seiner Frau Alice schrieb Prinz Ludwig „Gestern Abend hatten wir einen feenhaften Anblick auf Gondeln dicht am Ufer mit Chor von Gondolieren, die herrliche Piazzetta, den Campanile u. Umgebung erleuchtet mit bengalischen Licht [...]“ Auch die norditalienischen Städte Bologna – „alle Straßen mit Arkaden“ – und Ravenna wurden besichtigt. Besonders beeindruckt war Prinz Ludwig von den

Panorama von Athen, 1869 (HStAD Best. D 27 A Nr. 57/45)





Allegorie zur orientalischen Reise Großherzog Ludwigs IV. zur Eröffnung des Suezkanals, Titelseite der Hauschronik Ludwigs IV. und seine Ehefrau Alice, 1869 (HStAD R 4 Nr. 17781)

Mosaiken im Mausoleum der Galla Placidia, die später seinem Sohn Großherzog Ernst Ludwig beim Bau des Neuen Mausoleums in Darmstadt als Vorbild dienten.

Mit der Corvette ‚Hertha‘ ging es weiter nach Korfu, wo Kronprinz Friedrich Wilhelm am 18. Oktober seinen Geburtstag feierte, und von dort mit dem österreichischen Lloydampfer ‚Adriatica‘ in den Golf von Korinth nach Athen, das am 23. Oktober erreicht wurde: „Herrliche Aussicht auf die hell vom Mond beleuchtete Stadt“.

Nächstes Reiseziel war Konstantinopel, wohin die Reisegesellschaft mit der Jacht ‚Petrow Pialé‘ auf dem Bosphorus segelte und vom 24. bis 29. Oktober im fürstlichen Palais Beglerbeg Quartier nahm. Auch Kaiser Franz Joseph von Österreich war zu Gast in der Stadt: „wir ritten ans Ufer u. fuhren zu Dampfschiff nach Dolmabagtsché, wo wir dem Kayser v. Oesterreich Visite machten, der Mittags unter großem Salut angekommen. Alle Herren haben türkische Orden erhalten [...]“. In Palästina, dem „gelobten Land“, landeten Prinz Ludwig und Kronprinz Friedrich Wilhelm mit Gefolge am 3. November. Erste Station war Jaffa, dann folgten Jerusalem und Hebron – „als erste Christen nach Ber-



Klagemauer von Jerusalem, 1869 (HStAD Best. D 27 A Nr. 58/13)



Tempelanlage von Karnak, 1869 (HStAD Best. D 27 Nr. 59/6)

tie [Edward VII. von Großbritannien] in die Moschee“ – und natürlich auch Betlehem. Auf dem Schiff ‚Grille‘ fuhr die Reisegesellschaft nach Beirut und Damaskus, besichtigte die gewaltigen Tempelanlagen von Baalbek und landete am 16. November in Port Said, wo die Feierlichkeiten zur Eröffnung des Suezkanals bereits in vollem Gange waren. Vizekönig Ismail Pascha hatte etwa 6000 Personen zu dem Fest eingeladen, an der Spitze die französische Kaiserin Eugenie, eine Verwandte von Erbauer Ferdinand de Lesseps, Kaiser Franz Joseph von Österreich, den preußischen Kronprinzen Friedrich, Prinz Heinrich und Prinzessin Amelie der Niederlande und weitere Ehrengäste. Verfolgt von zehntausenden Menschen durchfuhr am 17. November 1869 ein Konvoi aus 120 Schiffen, angeführt von den Schiffen der europäischen Fürstlichkeiten, erstmals den Kanal bis nach Ismailia, wo es im Anschluss an ein vom Khediven (Vizekönig) gegebenes Bankett Feuer-

werke und Folkloreveranstaltungen in gewaltigem Ausmaß gab. Am 20. November warfen die Schiffe nach erfolgreicher Kanaldurchfahrt ihre Anker in Suez. Die Eröffnungsfeier soll den Khediven gute 20 Millionen Francs gekostet haben.

In seinem Tagebuch beschrieb Prinz Ludwig den Ablauf der Feierlichkeiten.

(16. November) „Früh morgens fahren wir nach Port Said hinein, eine Masse v. Schiffen aller Nationen liegen hier. Alle Augenblicke ertönt Salut. Vizekönig mit 2 Söhnen machte Visite. [...] besuchten Kaiserin Eugenie auf Aigle, Kaiser Franz Joseph auf Greif u. Pz Heinrich u. Pzin von der Niederlande [...]“

Kronprinz Friedrich und Erbgroßherzog Ludwig auf Kamelen, 1869 (HStAD Best. D 27 A Nr. 59/20)





(17. November): „Statt um 7 ging vor 9 Uhr die Eröffnungsfahrt an. 1. Kaiserin, 2. Kaiser, 3–4. Zwei übergroße Schiffe, 5. Grille, 6. Delphin, 7. Pz d. Niederlande [...] Zwischen Sand u. Wasserflächen konnte ich den Canal anfangs sehen. Scharen von Pelikanen und Flamingos auf d. flachen Wassern [...] gingen vor Ismailia vor Anker. Ausblick über großen erleuchteten Stadt. Bei Besuch des Landes zeigte sich dafür ein Zeltlager für etwa 30.000 Menschen. Eine Menge bunter mit Laternen aller Größen erleuchteter Zelte voller Eingeborener. Ständige Musik von je 2 Pauken u. 2 Clarinetten. Märchenhaft zwischen diesem echt orientalischen Leben und Getriebe sich zu bewegen [...]“

(19. November) „Hübscher Anblick der Menge Schiffe der bunten Ufer. Um 2 Uhr ans Ufer. Vicekönig, Kaiserin E., Kaiser F. J., Pzin . Pz d. Niederlande u. Fritz fuhren im verschl. Wagen. [...] Die cosmopolitische Menschenmenge stand an der Straße, auch ein Kamel,

Cheops-Pyramide und Sphinx in Gizeh, 1869 (HStAD Best. D 27 A Nr. 59/24)

Esel u. Pferd. ... Die tanzenden Derwische, deren ruhiges Drehen nicht unangenehm, sondern beruhigt. [...]. Um ½ 11 Uhr fuhren wir an gr. Palast des Vicekönigs, gerade erst erbaut; es sollte Ball sein, war aber bei den etwa 1000 Menschen unmöglich ...“

Nach Abschluss der Feierlichkeiten traten Prinz Ludwig und Kronprinz Friedrich Wilhelm am 21. November ihre Rückreise auf dem Nil an, besichtigten unterwegs die Ruinen von Karnak und Luxor, die Felsengräber der Könige, Theben sowie die Tempel von Philae, und erreichten am 3. Dezember die Stadt Kairo. Natürlich wurden auch die Cheops-Pyramide mit Sphinx in Gizeh und die Stadt der Toten besucht. Zur See fuhr die Reisegruppe mit der ‚Elisabeth‘ über Neapel, Rom und Florenz Richtung Heimat. Am 19. Dezember bestieg



Tempelanlagen von Luxor, 1869 (HStAD Best. D 27 A Nr. 59/14)

Prinz Ludwig die Eisenbahn nach Cannes, wo sich seine Frau Alice, geb. Prinzessin v. Großbritannien und Irland, mit den Kindern aufhielt, und verbrachte dort noch ein paar Tage. Kurz vor dem Neuen Jahr, am 27. Dezember 1869, waren alle wieder zurück in Darmstadt, im Gepäck drei großformatige Fotoalben der ‚orientalischen Reise‘, aus deren reichem Fundus nun ein Teil im Foyer des Staatsarchivs Darmstadt zu bewundern ist.

Eva Haberkorn, Staatsarchiv Darmstadt

Quellen:

Reisealben HStAD, D 27 A Nr. 57/1-77; 58/1-66 und 59/1-69
Tagebuch Prinz Ludwigs HStAD, D 24 Nr. 6/1
Briefe Ludwigs an Alice HStAD, D 24 Nr. 24/5

■ Rhythm Torpedoes und Monuments Men

Abschluss der Ausstellung zum Central Art Collecting Point im Staatsarchiv Marburg

Im September ging die Ausstellung zum „Central Art Collecting Point“ im Staatsarchiv Marburg zu Ende. Sie wurde begleitet durch ein ganz besonderes Rahmenprogramm.

Von April bis September 2021 zeigte das Staatsarchiv Marburg eine Ausstellung zum „Central Art Collecting Point“, der von Mai 1945 bis August 1946 in diesem Gebäude untergebracht war. Hier wurden Kunstwerke, die Museen und andere Kulturinstitutionen oder Privatleute zum Schutz vor Beschädigung und Zerstörung durch Kriegseinwirkungen in Depots wie etwa Bergwerke evakuiert hatten oder die von deutschen Einheiten aus den besetzten Ländern geraubt worden waren, von den Kunstschuttoffizieren der „Monuments, Fine Arts, and Archives Section“ (kurz MFA&A) zusammengetragen, in Kooperation mit den Mitarbeitern des Kunsthistorischen Instituts und des Bildarchivs Foto Marburg unter der Leitung von Richard Hamann katalogisiert, wenn nötig restauriert und fotografiert.

Die Ausstellung nahm die Zuschauerinnen und Zuschauer anhand von Originaldokumenten des Staatsarchivs und des Deutschen Dokumentationszentrums für Kunstgeschichte – Bildarchiv Foto Marburg (DDK – Bildarchiv Foto Marburg) sowie der seinerzeit erstellten erstklassigen fotografischen Dokumentation mit in das Marburg des Frühjahrs 1945. In der Universitätsstadt, die am 28. März 1945 durch amerikanische Truppen eingenommen worden war, fand Walker Kirtland Hancock, Bildhauer und Captain der US Army, in seiner Funktion als Kunstschuttoffizier der MFA&A Mitte April 1945 geradezu ideale Bedingungen vor, den ersten von insgesamt drei „Central Collecting Points“ (CCP) in der amerikanischen Zone einzurichten. Marburg, so stellte er in seinen Memoiren heraus, war zentral gelegen und größtenteils von Kriegseinwirkungen verschont geblieben. Zudem waren dort das Kunsthistorische Institut der Philipps-Universität und das Bildarchiv Foto Marburg, beide unter Leitung von Richard Hamann, untergebracht. Das Staatsarchiv war erst wenige Jahre zuvor, 1938, als moderner Archivzweckbau errichtet worden und bot genügend Platz, zumal das Staatsarchiv selbst seine Bestände ab Sommer 1942 in Außendepots ausgelagert hatte. Auch diese Evakuierung von Kulturgut

in Kriegszeiten macht die Ausstellung zum Thema und stellt sie in den Kontext des Kunstschutzes während der Weltkriege.

Unmittelbar nach dem 8. Mai 1945 wurde das Staatsarchiv von den Besatzungstruppen freigegeben und „off limits“ gestellt (vgl. Archivnachrichten aus Hessen 1/2017, S. 60–62). Hancock veranlasste die Be-



Anlieferung von Gemälden zu Collecting Point (DDK Bildarchiv Foto Marburg, Aufn.-Nr. LA 944/03)



Eugen Fink fotografiert im Staatsarchiv Franz Marcs Gemälde „Hund, Katze, Fuchs“ von 1912 (DDK-Bildarchiv Foto Marburg, Aufn.-Nr. LA 940/38)

seitigung von Schäden, die durch die Bombardierung und die zwischenzeitliche militärische Besetzung im Staatsarchiv entstanden waren, ließ die Magazinräume für eine Einlagerung der Bestände herrichten und leitete schnell Maßnahmen ein, Objekte aus den Depots, die er auf seiner kurz vorher durchgeführten Inspektions tour durch Mitteldeutschland entdeckt hatte, nach Marburg zu verbringen. Diese trafen bereits ab dem 9. Mai im Jubiläumsbau (heute Kunstmuseum) und dem Staatsarchiv ein. Insgesamt gelangten bis Ende April 1946 über 4200 Kunstwerke, über 14.000 Bücher und über 17.500 Regalmeter Akten in den Marburger CCP. An der Katalogisierung arbeiteten neben vom Arbeitsamt vermittelten Kräften auch die Mitarbeiter des Staatsarchivs mit. Gegebenenfalls notwendige Restaurierungsarbeiten wurden von Provinzialkonservator Friedrich Bleibaum und seinem Team vorgenommen. Die kunsthistorische Inventarisierung und fotografische Dokumentation – in der Ausstellung eindrücklich durch zeitgenössische Karteikarten, den Nachbau einer fotografischen Szene sowie durch eine Auswahl der in den

CCP Marburg und Wiesbaden untergebrachten Gemälde und Skulpturen dokumentiert – wurden durch das Institut für Kunstgeschichte und Foto Marburg umgesetzt.

Die Fülle bedeutender Kunstwerke in Marburg – Werke von Caspar David Friedrich, Auguste Renoir, Vincent van Gogh, Paul Gauguin oder Franz Marc – bot Studierenden der Kunstgeschichte in Seminaren, die u.a. auch im Staatsarchiv abgehalten wurden, einmalige Erfahrungen anhand der Originale. Auch einem breiten Publikum wurden in insgesamt zwölf Ausstellungen in Staatsarchiv und Universitätsmuseum die Werke bekannt gemacht. Dabei verfolgte man neben der Möglichkeit, die Kunstwerke im Original genießen zu können, auch einen pädagogischen Auftrag. Ziel der Ausstellungen war es, wie es in einem Artikel in der „Marburger Presse“ vom 16. November 1945 hieß, den Beweis zu erbringen, „daß die Kunst nicht nur eine Trösterin im Leid, ein Ansporn zur höchsten Leistung ist, sondern auch eine völkerverbindende und versöhnende Macht. Wären unsere Staatsmänner in gleicher Weise Künstler gewesen wie die Meister der Werke, die wir hier vor Augen sehen, so wäre der Welt all die Unruhe, die Qual, das Elend erspart geblieben, in dem wir jetzt seufzen und deshalb um so freudiger nach dem Rettungsanker uns sehnen, der unser Glücksschiff im Bereich des Geistes verankert.“

Besondere Lebendigkeit erhielt die Ausstellung durch Exponate, die von ehemaligen Schüler Helfern zur Verfügung gestellt wurden. Karlheinz Schade und Walter Otto unterstützen als Fünfzehnjährige die Arbeit im CCP und hielten auch in späteren Jahren Kontakt zu Walker Hancock. Neben Ausweisdokumenten aus der unmittelbaren Nachkriegszeit und Schriftverkehr mit Hancock war als besonderes Stück eine Bronzeskulptur zu sehen, die Hancock von Otto angefertigt hatte.

Nach einem guten Jahr war der Marburger Collecting Point Geschichte: Nachdem bereits im Spätsommer 1945 im Wiesbadener Landesmuseum ein weiterer Collecting Point eingerichtet worden war, der größere Lagerkapazitäten aufwies, wurden ab Frühjahr 1946 alle Kunstwerke aus den insgesamt vier hessischen Sammelstellen (darunter Bad Wildungen und Offenbach) dorthin verbracht. Offiziell wurde der „Marburg Central Collecting Point“ am 17. August 1945 aufgelöst.

75 Jahre später wurde sehr lebendig am Originalschauplatz des Geschehens der Geschichte gedacht. Die Ausstellungseröffnung konnte am 21. April 2021

leider nur als Videoformat umgesetzt werden; im Sommer und zum Abschluss im September wurden die „Monuments Men in Marburg“ hingegen vielen Interessierten „live“ nahegebracht. Das Staatsarchiv wagte

Zwei neue Freiluft-Formate

trotz der Einschränkungen durch die Corona-Pandemie zwei neue Freiluft-Formate im Rahmenprogramm der Ausstellung, die auf begeistertes Interesse bei der Bevölkerung stießen: Zum einen fand an drei Abenden hintereinander, vom 1. bis 3. Juli 2021, ein Open-Air-Kino in Zusammenarbeit mit dem örtlichen Marburger

Kino Cineplex und dem Sommer-Wanderkino Hessen statt. Gezeigt wurde der Film „Monuments Men“ von und mit George Clooney aus dem Jahr 2014, der die Suche der Kunstschützer nach geraubten und verborgenen Objekten thematisiert. Das Event lockte trotz vereinzelter Regenschauer an jedem Abend (coronabedingt nur) rund 90 Zuschauerinnen und Zuschauern in den Innenhof, der sonst der Öffentlichkeit nicht zugänglich ist; viele nutzten die Gelegenheit, sich vor dem Film auch die Ausstellung anzuschauen. Anlässlich des Endes der Ausstellung spielten auf dem Vorplatz des Staatsarchivs am Sonntag, 12. September

Freiluftkino im Innenhof des Staatsarchivs Marburg





Die Rhythm Torpedoes am Tag der offenen Tür vor dem Staatsarchiv Marburg

2021 – dem Tag des offenen Denkmals – die „Rhythm Torpedoes“ mit Rock’n’Roll der 1950er Jahre auf. Ein Jeep aus den 1940er Jahren vervollständigte das amerikanische Flair am Friedrichsplatz. Neben Musik, kühlen Getränken und Leckerem vom Grill nutzten die meisten der rund 250 Besucherinnen und Besucher auch die Gelegenheit, die Ausstellung anzuschauen oder an Führungen durch Ausstellung und Gebäude teilzunehmen.

Katrin Marx-Jaskulski / Constanze Sieger, Staatsarchiv Marburg

Zur Ausstellung ist in der Schriftenreihe des Staatsarchivs Marburg als Band 39 eine reich bebilderte Begleitpublikation erschienen.

Marco Rasch: Das Marburger Staatsarchiv als Central Collecting Point mit Beiträgen von Tanja Bernsau, Susanne Dörler, Sonja Feßel, Iris Lauterbach und Katrin Marx-Jaskulski, Marburg 2021, 10,- €.

Erhältlich im Staatsarchiv Marburg bzw. Bestellungen bitte an: marburg@hla.hessen.de

■ Beuerle-Kanons in Bild und Ton

Ein Werkstattbericht

Der langjährige Singwart im Christlichen Sängerbund Herbert Beuerle hat eine große Anzahl von Kanons hinterlassen. Diese wurden nun in einer Ausstellung der Deutschen Digitalen Bibliothek veröffentlicht.

Das Landeskirchliche Archiv Kassel hat im Sommer 2021 eine Online-Ausstellung „Der Kosmos in den Kanons des Herbert Beuerle“ vorbereitet, die in DDB-studio, dem Ausstellungsprogramm der Deutschen Digitalen Bibliothek, virtuell zu besuchen ist.

Die Vorgeschichte: Das Archiv konnte zwischen 2010 und 2013 als Depositum den Nachlass von Herbert Beuerle mit 2848 Kompositionen von seinen sechs Kindern übernehmen. Dekan i.R. Christian Hilmes, der Herbert Beuerle in einem Kirchenmusikaus-

schuss im Landeskirchenamt aktiv und persönlich kennengelernt hatte und seit zwanzig Jahren ehrenamtlich im Archiv wirkt, hat in dreijähriger Detailarbeit alle Kompositionen im Archiv verzeichnet. Die unveröffentlichten Kompositionen – das war etwa ein Viertel – wurden von Archivmitarbeiter Thomas Gothe digitalisiert. Bereits ab Herbst 2014 sind diese Erschließungsarbeiten digital zugänglich – über das „archivportal-d.de“.

Kanon: „Die besten Menschen auf der Erde“, 1986

1002

1.
Die besten Menschen auf der Erde,

2.
das sind die Hirten und die Pfaffen,

3.
die Hirten und die Pfaffen.

Text: Volkslied. Kanon für 3 Stimmen: Herbert Beuerle 1986.

[Nr. 270]



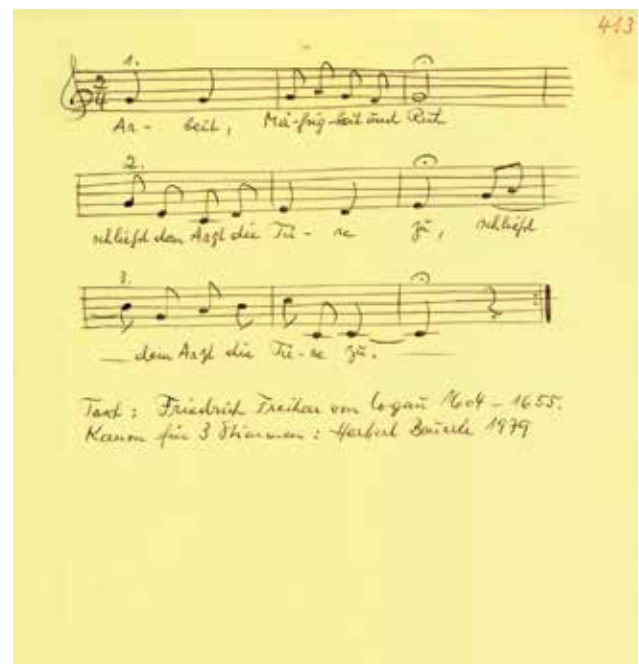
Herbert Beuerle

Herbert Beuerle (1911–1994) war von 1952 bis zu seinem Ruhestand Kantor im Burckhardthaus Gelnhausen und langjähriger Singwart im Christlichen Sängerbund. Sein Einfluss als Chorleiter und Ausbilder von ehrenamtlichen Chorleitenden war groß. Beuerle hatte eine besondere Begabung, in der Gemeinde und auch auf Kirchentagen viele für das Singen zu begeistern. Nicht zuletzt dafür komponierte er Kanons, die gleichzeitig musikalisch gehaltvoll und gut zu singen sind. Neben zahlreichen Instrumental- und Kirchenliedkompositionen – genannt sei hier nur „Herr, deine Güte reicht, so weit der Himmel ist“ (EG 277) – hat er knapp neunhundert Kanons geschaffen. Wo andere eine Grußkarte schreiben, hat er einen Kanon komponiert.

Mit dem Ausstellungstool DDBstudio präsentiert die Kultur- und Wissenseinrichtung Landeskirchliches Archiv ihre Objekte in virtuellen Geschichten neu. Aus den gut 200 unveröffentlichten Kanons wählte Kuratorin Bettina Wischhöfer sechzehn meist drei- und vierstimmige Kanons aus, die zwischen 1958 und 1992 entstanden sind. In den Miniaturen vertonte Beuerle Alltagssituationen (Tür zu!) wie auch Lebensweisheiten (Un wat mer net im Kopp hät). Teils stammten auch die Texte von Beuerle, teils griff er auf Redensarten, Aphorismen oder Epigramme zurück.

Da in die Ausstellung auch Audio-Dateien eingebunden sind, wurde der Kantor und Kirchenmusikdirektor Bernd Geiersbach angefragt, ob er in dem kleinen, feinen Kooperationsprojekt die besagten 16 Kanons einsingen könne. Corona hat die Entscheidung positiv beschleunigt, Geiersbach und alle zwölf angefragten Sänger*innen hatten – nach langer Chorpause – große Lust, mitzumachen. Und die aktuelle Inzidenzlage erlaubte Proben ohne Maske in der Stadtkirche Wolfhagen. Die Aufnahme der Kanons hat am 7. Juli 2021 stattgefunden, an einem wunderschönen Sommerabend, der allen Beteiligten in Erinnerung bleiben wird.

Musikalisch geleitet und begleitet von Geiersbach haben neben ihm gesungen: Anne Petrossow, Yvonne Schmidt-Volkwein, Monika Günther, Pe Kreuter, Renate Walprecht, Dorothee Heidtmann, Christoph Knatz,



Kanon: „Arbeit, Mäßigkeit und Ruh“, 1979

Peter Heidtmann-Unglaube, Werner Don und Klaus Kreuter, der auch die Abschrift der Autographen besorgte. Als Tontechniker wirkte Matthias Kranz. Monika Günther kannte Beuerle übrigens von den Borkumer Familien Sing-Freizeiten, die dieser in den 1970er und 1980er Jahren durchführte.

Die virtuelle Ausstellung in der Deutschen Digitalen Bibliothek ist seit Mitte Oktober 2021 in Bild und Ton unter dem Link <https://ausstellungen.deutsche-digitale-bibliothek.de/beuerle-kanons/> abrufbar.

Bettina Wischhöfer, Landeskirchliches Archiv Kassel

■ Dokumentationszentrum für die Wirtschaftsgeschichte

Das Hessische Wirtschaftsarchiv als Partner für Wirtschaft und Wissenschaft

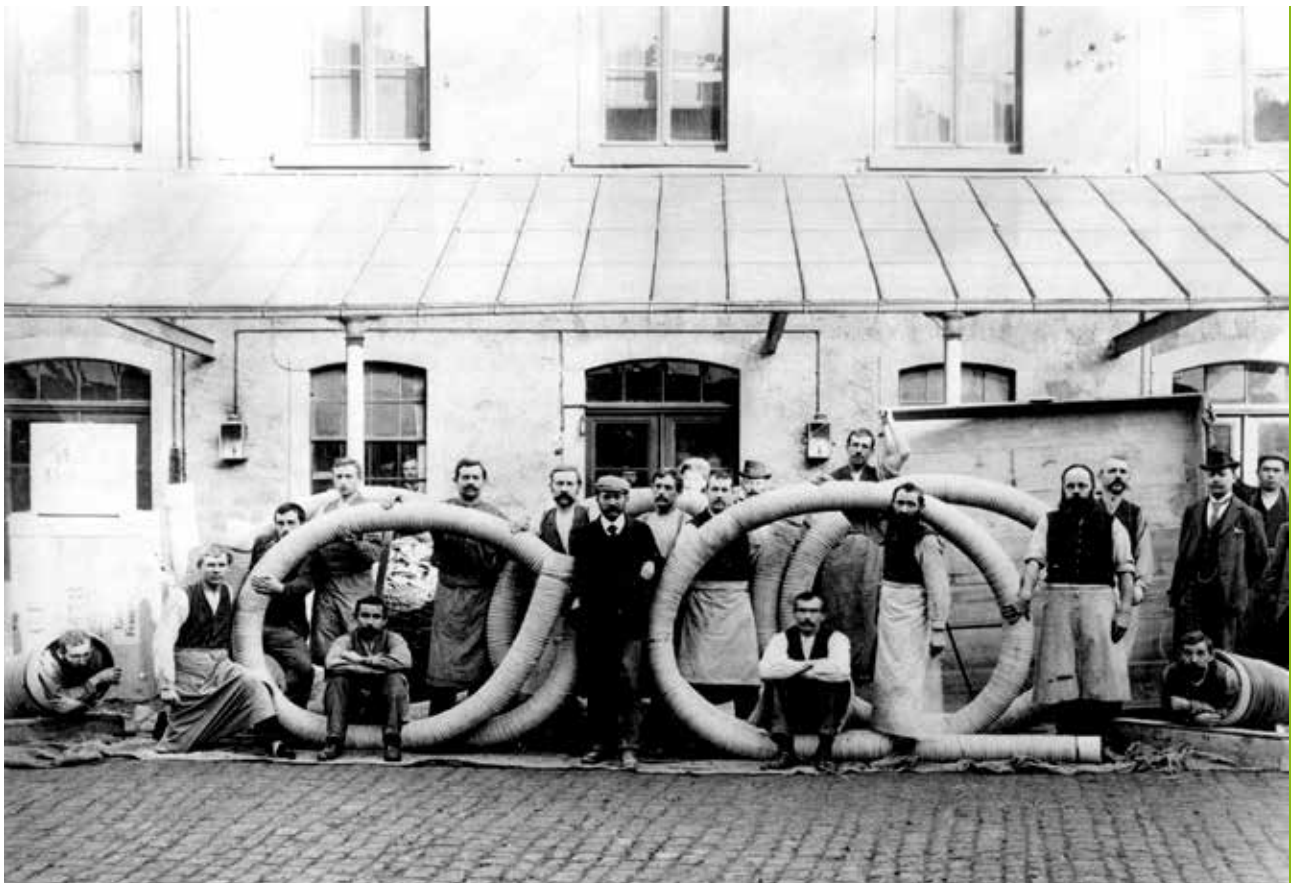
Seit 1. Mai 2021 leitet Dr. Ingo Köhler als Nachfolger von Dr. Ulrich Eisenbach das Hessische Wirtschaftsarchiv e.V. in Darmstadt. Im folgenden Beitrag entwickelt er seine Perspektiven für die nächsten Jahre.

Es mangelt nicht an Szenarien, die uns täglich in den Medien den Wandel der Wirtschafts- und Arbeitswelt vor Augen führen. Ob Globalisierung, Strukturwandel, Nachhaltigkeit oder die Umwälzungen der Digitalisierung – all diese Phänomene werden ganz für die Gegenwart vereinnahmt, sind in ihrer Entwicklung aber historisch tief verwurzelt. „Strukturwandel war immer“ lautete die fast beruhigende Botschaft, die Wirtschafts- und Unternehmenshistorikern und -historikerinnen dem Alarmismus entgegenstellen. In der Fachsprache ist das planvolle „Management of Change“ längst zum geflügelten Begriff geworden. Gleiches

gilt für die „Resilienz“. Die Widerstandsfähigkeit eines Unternehmens gegenüber Krisen, so die Vorstellung, erhöht sich durch Innovativität, Flexibilität und eine gelebte Unternehmenskultur, welche die Mitarbeitenden motiviert und Sinn stiftet.

Aus diesem bunten Narrativ des Wandels lassen sich einige Ableitungen für die zukünftige Arbeit des Hessischen Wirtschaftsarchivs vornehmen. Zunächst sei dar-

Veritas AG, Gelnhausen: Arbeiter und Angestellte aus der Produktion von Gummischläuchen, um 1905 (HWA Abt 1000 Nr. 5165)



auf hingewiesen, dass die regionalen Wirtschaftsarchive selbst Kinder eines Strukturwandels sind. Ihre Gründung erhielt Anfang des 20. Jahrhunderts maßgebliche Impulse aus dem Industrialisierungsprozess, der verdeutlichte, wie gesellschafts- und geschichtsprägend die Wirtschaft auf Wachstum und Wohlstand, Arbeits- und Alltagskultur einwirkt. Diese Wirkung hat sich im modernen Kapitalismus noch verstärkt, was sicherlich dazu beitrug, dass seit den 1980/90er Jahren in nahezu allen Bundesländern solche Spezialeinrichtungen entstanden, oft getragen durch die öffentlich-rechtlichen Kammern der Wirtschaft. In Hessen gründete sich das Wirtschaftsarchiv 1992 als gemeinnütziger Verein in Darmstadt. Unter der Leitung seines im Frühjahr 2021 ausgeschiedenen Gründungsdirektors, Dr. Ulrich Eisenbach, entstand ein starkes Fundament. Der Fundus umfasst heute rund 10.000 lfd. Meter an Akten, Fotos, Materialsammlungen und Nachlässen von weit über zweihundert Unternehmen, Verbänden und Persönlichkeiten der Wirtschaft nebst einer bedeutenden Fachbibliothek von Firmen- und Wirtschaftsschriften.

Eissalon in Frankfurt am Main, 1960 (HWA Abt. 1000 Nr. 19165)

In den Beständen des HWA lassen sich die Spuren des Strukturwandels leicht finden. Als Nachfolger in der Geschäftsführung führte mich meine erste Aktenübernahme auf ein großes Werksgelände, das nach über einhundert Jahren von der nun international besetzten Konzernspitze aufgegeben wird. Sich durch leere Produktionshallen zu einer prall gefüllten Aktenkammer vorzuarbeiten, ließ die Aufgabe, wirtschaftliche Kulturgüter zu bergen, kurzzeitig als schnödes

Regionales Spiegelbild des globalen wirtschaftlichen Wandels

Zusammenfegen der Scherben des Strukturwandels erscheinen. Tatsächlich geht ein nicht geringer Teil der Bestände des HWA auf mittlerweile verschwundene oder am Wandel gescheiterte Unternehmen zurück. Gleichwohl sind es in der Mehrzahl weiterhin überaus lebendige, vor allem mittelständische (Familien-)Unternehmen, die auf den Service des HWA zurückgreifen, um ihr historisches Gedächtnis zu bewahren. Dies mag ebenfalls beruhigen. Wenig überraschend erscheint,





dass die Übernahmen jüngeren Datums vermehrt von Firmen des Dienstleistungssektors stammen. Es finden heute die Überlieferungen von Speditionen, Touristikunternehmen, Marketing- oder Unternehmensberatern ihren Weg ins Archiv, wo sie nun neben die für die Wirtschaftsregion typischen Branchen Maschinenbau, Bergbau, Energie und Chemie, Optik und Finanzwesen treten. Auch in dieser Hinsicht bietet das HWA ein regionales Spiegelbild des globalen wirtschaftlichen Wandels.

Diesen Wandel als Service- und Kooperationspartner der Geschichts- und Wirtschaftsforschung zu dokumentieren, bildet einen ersten programmatischen Eckpunkt für die zukünftige Arbeit des HWA. Gerade die Zugänge der Resilienzforschung und des „Managements of Change“ bieten die Chance, einen historischen Beitrag zur Analyse gegenwärtig diskutierter Problemstellungen zu leisten. Wie gingen Wirtschaftsakteure in vergangenen Krisen vor? Welche Strategien förderten tatsächlich die betriebliche Widerstandskraft, oder welcher politischen Rahmensetzungen bedarf es, um Gründungs- und Innovationsimpulse zu setzen? Der Vorteil der Unternehmensgeschichte ist, aus der Retrospektive nicht nur das Verhalten der Akteure im Zusammenspiel zu beobachten, sondern auch ihren Erfolg bemessen zu können – ein Blick, der den Ge-

Cassella Farbwerke Mainkur AG: Transport eines Computers mit Lkw und Flaschenzug, um 1966 (HWA Abt. 214 Nr. 60357)

genwartswissenschaften fehlt. Das Wirtschaftsarchiv bietet den Ort, an dem diese Erfahrungen gesammelt und zugänglich gemacht werden.

Eine weitere Säule bildet die Geschichtsvermittlung. Hier gilt es einerseits, die Praktiker in Unternehmen, Kammern und Verbänden für den Nutzen der Archivarbeit zu sensibilisieren. In Zeiten, in denen die Hyperindividualisierung den sozialen Kitt innerhalb von Unternehmerfamilien, Belegschaften, Liefer- oder Kundenbeziehungen aufzulösen droht, kann die Geschichtsarbeit einen sinnstiftenden Gegenpol bieten und mittels „History Marketing“ zur Image- und Identitätsbildung beitragen. Der Einsatz archivalischer Quellen in der schulischen und universitären Lehre sowie für alle Formen der „Public History“ kann helfen, das Wissen über die Spielregeln des Ökonomischen zu verbreiten. So wird es leichter, den heutigen Wirtschaftswandel zu verstehen. Als erfahrener Unternehmenshistoriker, der bei seinen Stationen u.a. in Bielefeld, Bochum, Göttingen und Washington D.C nicht zuletzt einige Archiv- und Ausstellungsprojekte für C&A, die Wintershall AG, Volkswagen oder die Dresdner Bank begleitet hat, ist dieses Zusammenspiel zwischen dem



Illert & Ewald KG, Großdruckerei und Lithographische Anstalt, Steinheim a.M.: Mitarbeiter an der Kopiermaschine, 1965 (HWA Abt. 188 Nr. 25104)

archivalischen Bewahren, der forschungsorientierten Geschichtsvermittlung und gesellschaftsorientierten Bildungsarbeit ein besonderes Anliegen.

Das HWA wird in Zukunft seinen Fokus auf die Nutzen- und Nutzerorientierung legen. Hierzu gilt es, sich selbst weder dem augenscheinlichen Wandel im Medienverhalten der Nutzerinnen und Nutzer, noch dem technischen Wandel im Dokumenten- und Datenmanagement zu verschließen. Wie in Archiven allerorten steht damit eine Erweiterung der Möglichkeiten zur Online-Recherche und die Einbindung in digitale Archivinformations- und Bibliothekssysteme auf der Agenda. Als genuine Service-Agentur der Unternehmen, Kammern und Verbände wirkt sich der Trend zur digitalen Wirtschaft allenfalls mit einer kleinen Verzögerung auch auf die Archivarbeit aus. Um ein konkretes Beispiel zu nennen: Schon seit Mitte der 1990er Jahre werden die zur späteren Verwahrung im HWA vorgesehenen Zweitschriften der hessischen Handelsregister nur noch in digitaler Form produziert. Daher müssen die Anforderungen der Langzeitarchivierung konkret

und zwangsläufig schon in den heutigen digitalen Archivierungs- und Löschkonzepten der IHKs und Unternehmen eingebettet sein. Das HWA braucht digitale Kompetenz, um mit „Born Digital“-Einheiten umzuge-

Steigende Nachfrage der Digital Humanities

hen und zugleich die steigende Nachfrage der „Digital Humanities“ in den Geschichts- und Wirtschaftswissenschaften durch eine schrittweise Digitalisierung der Bestände nachzukommen. Hier werden die Herausforderungen des Strukturwandels auch im Archivwesen spürbar. Es bleibt eine spannende Aufgabe, heute die Grundlagen zu legen, um auch morgen noch als Schnittstelle zwischen Wirtschaft, Wissenschaft und Öffentlichkeit agieren zu können.

Ingo Köhler, Hessisches Wirtschaftsarchiv

■ Kurgeschichte digital

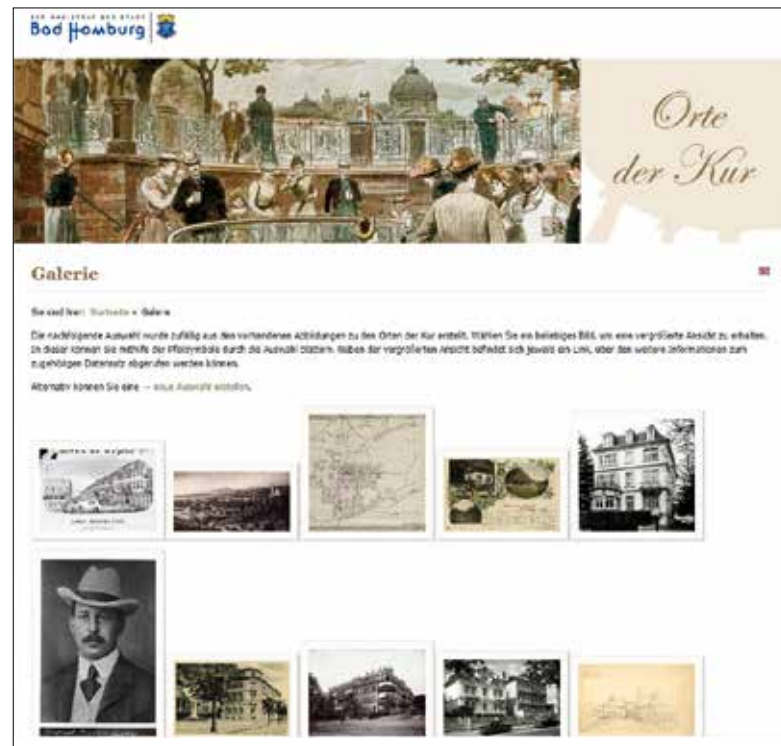
Drei Lagis-Module zur Historie des Kur- und Modebades Bad Homburg vor der Höhe

Die Stadt Bad Homburg besitzt bis heute eindrucksvolle Zeugnisse ihrer Geschichte als internationales Kur- und Modebad des 19. Jahrhunderts. Die wesentlichen Quellen zu dieser Zeit machen inzwischen drei Datenbanken zugänglich: die „Orte der Kur“ (2013), das „Digitale Gebäudebuch“ (2016) und die „Homburger Kur- und Badelisten“ (2021). Sie sind in Zusammenarbeit des Stadtarchivs Bad Homburg und des Hessischen Landesamtes für geschichtliche Landeskunde in Marburg entstanden.

Das Projekt begann im Verlauf eines Prozesses, der Ende Juli 2021 mit der Verleihung des Weltkulturerbetitels an die „Great Spas of Europe“ endete. Diese Entscheidung in der 44. Sitzung des Welterbekomitees rückt den Stadttypus des Kur- und Modebades mit internationalem Publikum, wie er im 19. Jahrhundert v.a. in Böhmen und am mittleren Rhein zu finden war, wieder stärker in den Fokus öffentlicher Wahrnehmung.

Auch in Hessen gibt es mit Wiesbaden und Bad Homburg Orte, die zu dieser besonderen Erscheinungsform einer Kurstadt gehörten. Beide waren auch mehrere Jahre lang Teil der „Great Spas“, schieden jedoch im Mai 2016 im Zuge einer Reduzierung der Gruppengröße aus. Eine intensive Erforschung der Kurgeschichte Bad Homburgs wurde zunächst durch die Mitarbeit an der Bewerbung um den Welterbetitel angestoßen. Dabei stand immer im Fokus, dass die Investitionen in die Forschung nachhaltig, d.h. nicht an den Erfolg der Bewerbung geknüpft, sondern auch außerhalb dieser Vorgänge nutzbar sein sollten. In diesem Sinne wurde in Grundlagenforschung zu Stadttypus sowie zu den Gebäuden der Kurstadt und ihrer Gästeschar investiert.

Alle drei Online-Datenbanken sind in das Landesgeschichtliche Informationssystem (www.lagis-hessen.de) eingebunden und dadurch mit anderen Modulen wie den „Historischen Ortsansichten“ oder den „Historischen Bilddokumenten“ vernetzt. So lassen sich „auf Knopfdruck“ Bezüge zu anderen hessischen Kurorten herstellen. Zudem sind die behandelten Objekte mit dem Katalog des Hessischen Bibliotheks- und Informationssystems (HeBIS) verlinkt, was eine schnelle und gezielte Literaturrecherche erlaubt.



■ „Orte der Kur“

Der Innenstadtbereich Bad Homburgs ist bis heute durch die Geschichte als Kur- und Modebad des 19. Jahrhunderts geprägt. Dieses außergewöhnliche städtebauliche, architektonische und historisch-kulturelle

Entwicklungsgeschichte des historischen Erbes der Kur

Erbe wird durch das Internet-Angebot „Orte der Kur“ sichtbar gemacht. Darin ist eine digitale Karte mit einer Datenbank verknüpft, in der kurze Texte zur Geschichte von Stätten der Kur- und Badekultur – ergänzt um

historische und aktuelle Ansichten, Pläne und Angaben zur einschlägigen Literatur – bereitgestellt werden. Dabei wurden auch abgegangene Bauwerke sowie Um- und Neubauten berücksichtigt. Die Anwendung vermittelt dem Nutzer damit auch die Entwicklungsgeschichte des historischen Erbes der Kur innerhalb der modernen Stadt.

Aufgenommen wurden zum einen Gebäude und Institutionen, die in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dem Kurbetrieb in medizinischer bzw. gesellschaftlicher Hinsicht stehen, also neben dem Kurhaus, den Brunnen oder Kliniken auch die Spielbank, die Hotels und Kurvillen. Zum anderen wurden auch Stätten aufgenommen, die den Kurbetrieb infrastrukturell ermöglichten, etwa das Gaswerk, der Bahnhof, Dampfwäschereien oder Fotoateliers. Die mehr als 150 behandelten Örtlichkeiten stellen einen repräsentativen Querschnitt dar, der jederzeit ergänzt werden kann.

Für die Recherche wurden verschiedene Zugänge eingerichtet: Das Tool ermöglicht, Bereiche wie die Infrastruktur der Kurstadt zu untersuchen sowie eine Galerie mit Abbildungen von Objekten oder eine Zeitleiste zur Baugeschichte zu wählen. Mit dem Recherchewerkzeug „Nach Orten der Kur suchen“ können einzelne Institutionen oder Adressen in den Blick genommen werden. Jeder dieser Zugangswege führt zu Datensätzen, die über die Lage des betreffenden Objekts, seine Bau- und Nutzungsgeschichte Auskunft geben.

■ „Digitales Gebäudebuch“

Aufbauend auf das Tool „Orte der Kur“ liefert das „Digitale Gebäudebuch“ detaillierte Informationen zu rund 700 Haupt- und fast 1200 Nebengebäuden. Die Auswertung von Archivgut im Hessischen Hauptstaatsarchiv Wiesbaden und im Stadtarchiv Bad Homburg macht die Bau-, Besitz- und Nutzungsgeschichte in der Blütezeit der Kur nachvollziehbar. Angaben zu Immo-



digitales gebäude buch

Einfache Suche

Sie sind hier: Startseite » Einfache Suche » Promenade » Treffer 5 von 333

← < > >

Kaiser-Friedrich-Promenade 69, Hauptgebäude (ab 1883 Ritter's Park-Hotel)

→ Basisdaten | Abbildungen | Gebäudebeschreibung | Kontraktenbücher | Bauakten | Weitere Angaben | Personen und Firmen | Gästelisten | Nachweise

Basisdaten	
ID	27
Anschrift heute	Kaiser-Friedrich-Promenade 69, Hauptgebäude (ab 1883 Ritter's Park-Hotel)
Anschrift historisch	Untere Promenade 23 Kaiser-Friedrich-Promenade 69 (bis 1891) Kaiser-Friedrich-Promenade 69 und Kisseleffstraße 13 (Seitenflügel) (ab 1891) Kaiser-Friedrich-Promenade 69-71 (ab 1898) Kaiser-Friedrich-Promenade 69-75 (ab 1909)
Häusernamen	Ritter's Park-Hotel (ab 1883)
Namen in Kurlisten	Ritter's Park-Hotel (1883-1918) Ritter's Park-Hotel und Villa (1900-1901)
Typ	Hauptgebäude
Lage anzeigen	Orthofoto Liegenschaftskarte ATKIS 1:10.000
Kunstgeschichtliche Bewertung	neutral / nicht bewertet
Baubeschreibung	Die 1883 zum Hotel und Restaurant umgebaute Kaiser-Friedrich-Promenade 69 ist das älteste "Kernstück" eines sich schrittweise von bis 1909 vergrößernden Gebäudekomplexes, der "Ritter's Park-Hotel" bildet. 1891 wurde das markante Eckhaus mit dem benachbarten Gebäude Kisseleffstraße 13, dem vormaligen Hotel Anglais vereinigt. 1898 kam das ebenfalls benachbarte Gebäude Kaiser-Friedrich-Promenade 71 hinzu. Schließlich erwarb der Eigentümer des Park-Hotels, Conrad Ritter, 1909 die beiden Häuser Kaiser-Friedrich-Promenade 73 und 75. Der Komplex "Ritter's Park-Hotel" umfasste damit ab 1909 insgesamt vier vorher unabhängig voneinander errichtete Gebäude. Vgl. auch die Baubeschreibung des bis 1991 fertiggestellten Nachfolgebaus.

lienpreisen, Mieterträgen und Brandversicherungswerten vermitteln zudem ein präzises Bild des lebhaften Immobilienmarktes und der beträchtlichen Wertsteigerungen. Skizzen und Pläne sowie Beschreibungen zum Aussehen, zur Raumaufteilung und der Ausstattung der Gebäude erlauben einen Blick in das „Gehäuse der Kur“. Ergänzt wird dieses Angebot durch aktuelle fotografische Ansichten und kurze architekturgeschichtliche bzw. denkmalpflegerische Bewertungen. Mit der Verknüpfung unterschiedlicher gebäudebezogener Informationen bietet das „Digitale Gebäudebuch“ eine bislang einmalige Grundlage für die sozial- und wirtschaftstopografische Stadtgeschichtsforschung und unterstützt die Arbeit der Baudenkmalpflege.

Die Informationen im „Digitalen Gebäudebuch“ basieren auf der systematischen Auswertung von drei Quellengruppen:

1. Städtische Bauakten: Sie entstanden ab den in den 1840er Jahren im Zusammenhang mit der zunehmenden Regulierung des Bauwesens durch die landgräfliche Regierung in der boomenden Kurstadt.

2. Städtische Kontraktenbücher: In sie wurden Abschriften von Verträgen über Immobiliengeschäfte eingetragen. Sie liefern detaillierte Beschreibungen der Immobilien und Informationen über Käufer und Verkäufer sowie die erzielten Preise und ermöglichen so Untersuchungen über Quartiersentwicklung und Immobilienspekulation.

3. Gebäudebeschreibungen der preußischen Katasterverwaltung: Sie enthalten Informationen zur Beschaffenheit und zum Umfang der Gebäude. Zusammen mit den ebenfalls angegebenen Miet- bzw. Brandversicherungswerten dienen sie zur Festlegung der zu zahlenden Gebäudesteuer. Diese flächendeckende Bestandsaufnahme aus dem Jahr 1907 stellt eine einzigartige Quelle zum Baubestand dar, denn es wurden nicht nur die Raumstruktur, sondern auch die Nutzung und Ausstattung der Wohn- und Nebengebäude beschrieben (z.B. Nutzung zu gewerblichen oder privaten Zwecken, Beheizbarkeit der Zimmer, Ausstattung mit sanitären Anlagen).

Den raschen Einstieg in das „Digitale Gebäudebuch“ eröffnet die „Einfache Suche“ (Volltextsuche). Das leistungsstärkste Recherchewerkzeug ist die „Erweiterte Suche“. Sie ermöglicht, unterschiedliche Merkmale in Kombination zu untersuchen (z.B. das Auftreten bestimmter Baumaßnahmen in einem zu wählenden Zeitraum). Weitere Zugänge sind eher grafisch orientiert, so z.B. eine Karte, eine Zeitleiste oder eine Schlagwortwolke.

Jeder Datensatz ist unter der Rubrik „Gästelisten“ mit der Online-Datenbank „Homburger Kur- und Badelisten“ verlinkt.

■ „Homburger Kur- und Badelisten“

In dieser Online-Datenbank wurden die im Stadtarchiv Bad Homburg archivierten Gästelisten, die 1834 bis 1918 von der Kurverwaltung in Form gedruckter Broschüren veröffentlicht wurden, digital erschlossen. Sie verzeichnen die in einem bestimmten Hotel oder einer Privatunterkunft übernachtenden Personen und deren Ankunftsstermine, Herkunftsort oder -land, Standeszugehörigkeit, Beruf und eventuell. mitreisende Familienangehörige oder Dienerschaft. Damit bieten sie einen Spiegel des mondänen Treffpunkts der damaligen internationalen gesellschaftlichen Eliten.

The screenshot shows the web interface for the 'Homburger Kur- und Bade-Listen' database. At the top, there is a logo for 'Bad Homburg' and the title 'HOMBURGER Kur- und Bade-Listen'. Below the title, there is a search bar and navigation options. The main content area displays a search result for 'Johore, von, Seine Hoheit, Sultan (1890)'. The result includes a table with personal details and a portrait of the Sultan.

Zur Person	
ID	326640
Name	Johore, von
Anrede	Seine Hoheit
Titel	Sultan
Adresse	4.9.1890-6.9.1890 <small>Gen. selbst Zeitraums</small>
Herkunft (Quellenangabe)	Sultanet Johor (Maleische Halbinsel)
Abufo	Johor Bahru, Malaysia, Geonames ID 17172752
Anmerkungen	Person: Abu Bakar von Johor (1833-1895)

Below the table, there is a portrait of a man in a military-style uniform with a turban, identified as Sultanet Johor.

Während sich die Tools „Orte der Kur“ und „Digitales Gebäudebuch“ in erster Linie der Topografie und dem Baukörper der Stadt widmen, wendet sich die Datenbank „Homburger Kur- und Badelisten“ den Kurgästen selbst zu. Die Kurlisten wurden zunächst in Excel-Tabellen erfasst, wodurch eine Sammlung von rund 550.000 Einträgen mit fast fünf Millionen Einzelinformationen entstand, die durch Historiker am Hessischen Landesamt für geschichtliche Landeskunde überprüft und für Forschungsfragen sowie für interessierte Nutzer*innen zuverlässig handhabbar gemacht wurden. Vor allem die rund 20.000 sachlich oder orthografisch unterschiedlichen Ausprägungen von Berufsbezeichnungen und die etwa 27.000 unterschiedlichen Schreibungen von Ortsnamen wurden

einer sorgfältigen Konsolidierung unterzogen. Zudem wurden die Namen zahlreicher prominenter Kurgäste mit Datensätzen der Gemeinsamen Normdatei (GND) der Deutschen Nationalbibliothek verknüpft, womit zusätzlich ein bedeutendes Maß an Kompatibilität zu externen Wissensressourcen gewährleistet ist. Die Online-Bereitstellung der Kurlisten erfolgt in Verbindung

mit den Digitalisaten des Originals sowie effizienten Recherchewerkzeugen und Visualisierungsmöglichkeiten von Suchanfragen.

Die Zugänge zur Datenbank ermöglichen sowohl gezielte Recherchen („In den Kur- und Badelisten suchen“) als auch eine eher explorativ orientierte Be-

Homburger Fremden-Liste.

№ 48.

Ausgegeben am 7. August 1872.

Die Liste erscheint während der Monate Januar bis Mai sowie November und December wöchentlich 1 mal;
während der Sommermonate wöchentlich 1 bis 4 mal.

Angekommene Fremden

vom 3. bis 6. August 1872.

A. In Gasthäusern.

Adler.
Kräger, Frau Regierungsrath mit Fräulein Tochter, Gotha.
Newton Scott mit Fam., Paris.
Gorb, M., Mainz.
Schöneweg, Heidelberg.
Seidenberger, Kfm., Schwetzingen.
Lewis, A. C., Rtr., New-York.
Gutmann, E., Kfm., Stuttgart.
Koski, Frau, Frankfurt.
le Roi, Mde. n. Sohn u. Dsch., Paris.
Wollner, Stadtgerichts-Rath, Berlin.
Netscher, Rtr., Haag.
Netscher, P., Marine-Cadett, Helder.
Heinzelmann, P., Student, Würzburg.
Diruf, Frau Dr., Kissingen.
Dyck, M. van, Amsterdam.
Badischer Hof.
Economides, Chevalier S. N., Privatsekretär S. Maj. des Königs von Griechenland, Athen.
Economides, Polybe S., Rtr., Athen.
Raffalovich, Baron, Russland.
Knottentutt, S. mit Fam., Dordrecht.
Dean, Henry.
Dean, Mrs. u.
Dean, Charles, England.
Märzsohn, B. u. Gattin, Rüsselsheim.
Haas, Edward u.
Haas, Mrs., New-York.
Falkson, F., Berlin.
Senarches, D. J. u.
Petitpoint, L., Genf.
Hôtel Bellevue.
Huart, Adolph, Prp., Strassburg.
Evans, Dr. mit Dsch., Paris.
Dietze, Mitglied d. Deutschen Reichstags, Berlin.
du Flon, P. V., New-York.
Gajewski, von, Posen.
Wielzuskowski, Graf, Posen.

Lewy, Rtr., London.
Coddington, G., New-York.
Hilton mit Bdg., New-York.

Hotel Bergère.

Robinson, Rtr. u. Gattin, England.
Beardwell, M. D., London.
Tailor, J., London.
Byham, J., London.
Thomson u. Gattin Cincinnati.
Taylor, Miss, Cincin.ati.
Menott, J. B. u. Frau, Wiesbaden.

Europäischer Hof.

Leyn, Miss, London.
Humborn, Mde., Amsterdam.
Eckstein, Mde., Amsterdam.
Parish, Lieutenant, Darmstadt.
Delvé, Ed., Kfm., Belgien.
Sluzar, Victor, Privat., Krakau.
Cohn, Part., Hamburg.
Roeder, B., Rtr., Berlin.
Cahn, Rtr., Wien.

Stadt Frankfurt.

Todd, Rtr., New-York.
Ralfs, Rtr., New-York.
Groos, Frdr., Langenaubach.
Moor, Pauline, Langenaubach.
Pletz, Hermine, Langenaubach.
Möller, Frau, Kleinschmalkalden.
Möller, Fräulein, Kleinschmalkalden.

Hessischer Hof.

Gorska, Mde. Olga de, Paris.
Grinelli, Chevalier L., Florenz.
Vignini, Odoardo, Florenz.
Izer, L. D., Rtr. n. Gattin u. Tochter, Amsterdam.
Schieffer u. Frau, Düsseldorf.
Cope, Mrs. u. Sohn, England.
van Embaen, Dr. J. A., Advocat n. Frau u. Tochter, Amsterdam.
Falderen, v., Lieutn., Berlin.
Hugguist, Mrs. G. u. Tochter, London.

Grätzmacher, C., Berlin.
Desanges, Rtr. u. Gattin, London.
Sommer, Kfm., Cöln.
Lang, Kfm., Hamm.

Vier Jahreszeiten.

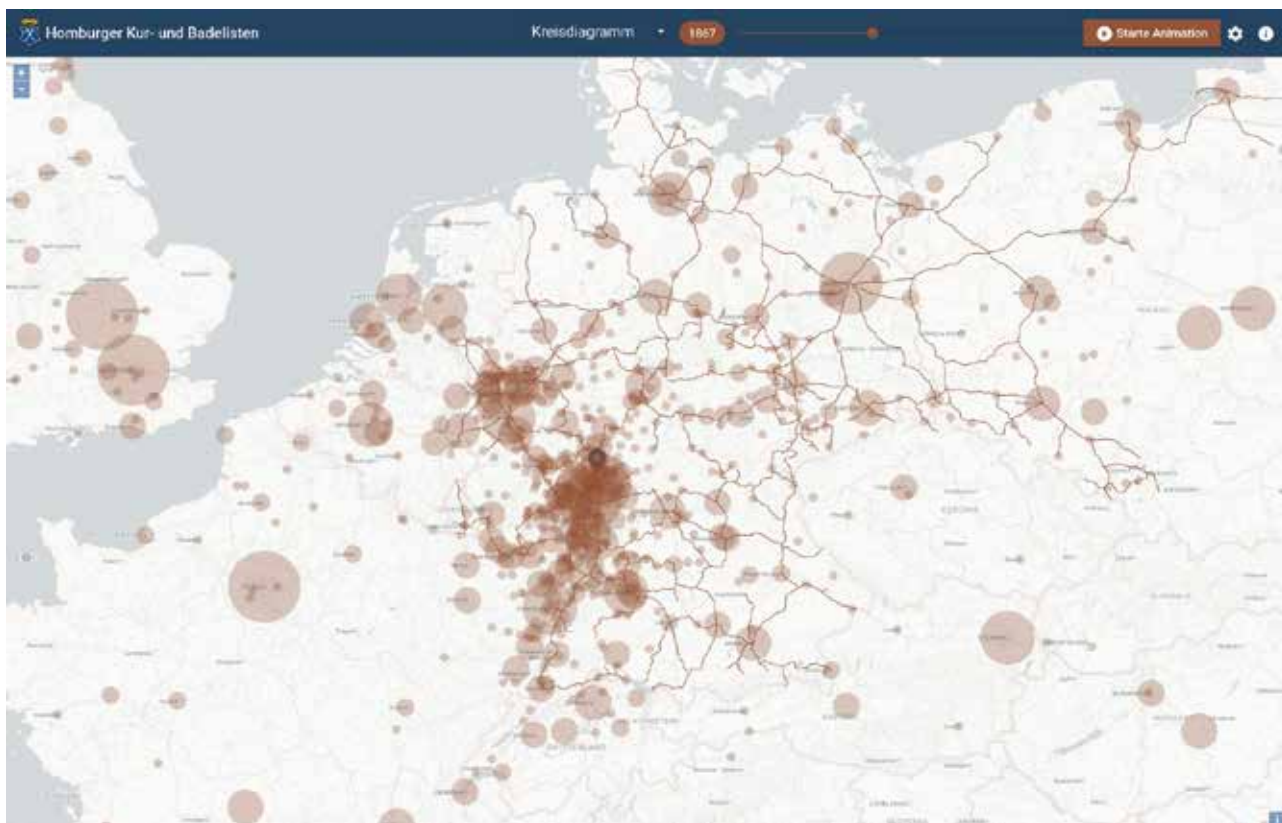
San Marco, Se. Gnaden der Herzog v. San Marco, Ihre Gnaden die Frau Herzogin von, m. Fam., Gefolge u. Dschft., Neapel.
Schinely u. Fam., Ohio.
Aspelin, Schweden.
Formann, Alex., Schottland.
Missier, Advocat, Bucharesth.
Vengohisch, Banquier, Paris.
Schmidt, Bucharesth.
Donald, John, London.
Christino, Hamburg.
Perigal, Dr., Edinburgh.
Radali, Fürst, Italien.
Farquharson, London.
Lemine, Oberstlieutn., London.
Liebrecht, Ruhrort.

Nassauer Hof.

Hammel, Philipp, Färber und Sohn, Braubach.
Schmoll, E., Architekt, St. Johann.

Royal Victoria-Hotel.

Finlay, Henry, Rtr., Irland.
Clapp, E. u. Fam., New-Orleans.
Spiry, F., London.
Maise, R. S. u. Gattin, New-Orleans.
Higgins, Miss, New-Orleans.
Hamblin, Capt., New-York.
Müller, H., London.
Cauré, N. u. S., London.
Dashwood u. Mrs., England.
Pelton, D., Rtr. u. Fam., New-York.
Colemann, L. u. Gattin, Boston.
Colemann, Miss, Boston.
Billings, Miss, Boston.
Moorhead, Capt., London.



schäftigung mit dem aufbereiteten Material („Die Kur- und Badelisten erkunden“). Neben der „Einfachen Suche“ (Volltextsuche) ermöglicht die „Erweiterte Suche“ auch hier, unterschiedliche Merkmale in Kombination zu untersuchen, so etwa die Herkunft der Gäste in einem bestimmten Hotel oder Zeitraum.

Unter „Die Kur- und Badelisten erkunden“ bietet die Rubrik „Die Welt zu Gast in Homburg“ eine interaktive Weltkarte, die Auskunft über die Herkunft der Kurgäste gibt. Dabei kann durch eine Zoom-Funktion der Blick auch auf einzelne Regionen und Länder gerichtet werden; zudem ist es möglich, einzelne Jahre anzusteuern.

Mode, Mieder, Mundwasser

Unter „Zahlen zum Projekt“ sind Grafiken zu finden, die auf einer Auswertung der Gesamtdatenbank beruhen. „Die Quellen im Faksimile“ erlaubt eine Betrachtung der Kurlisten selbst. Die Galerie „Kurgäste im Portrait“ wird durch die Anreicherung der Datenbank mit Normdaten ermöglicht, so dass mithilfe von Semantic Web-Technologie automatisiert die Portraits einzelner Kurgäste in das Angebot eingebunden werden. Über den Menüpunkt „Mode, Mieder, Mundwasser“ werden die in den Kurlisten veröffentlichten Annoncen als Quelle für die materielle Kultur des Kurbetriebes, des Konsums und des Freizeitverhaltens seiner Gäste ausgewertet.

Die Bereitstellung dieser Quellen und Instrumente bietet bislang einmalige Möglichkeiten zur Erforschung der Sozialgeschichte der Kur und der Netzwerkbildung der internationalen Eliten in Politik, Wirtschaft und Kultur sowie zum Zusammenhang zwischen den Konjunkturen des Kurbetriebes und der Zusammensetzung der Kurgäste mit der topografischen und baulichen Entwicklung der Stadt.

Astrid Krüger, Bad Homburg vor der Höhe

Links zu den Online-Datenbanken:
<https://www.lagis-hessen.de/de/odk>
<https://www.lagis-hessen.de/de/dgb>
<https://www.lagis-hessen.de/de/klhg>
<https://www.bad-homburg.de/online-datenbanken>

Die Autorin bedankt sich ganz herzlich bei den Projektbeteiligten Niklas Alt, Stefan Aumann, Simon-Alexander Göllner, Holger Th. Gräf, Heike Purucker und Kai Umbach für ihre Beiträge zu diesem Text.

■ Normdaten im Hessischen Landesarchiv

Erprobung von Verfahren zur Anreicherung der Erschließungsdaten in Arcinsys

Normdaten erleichtern die Auffindbarkeit von Personen, Orten und anderen Entitäten im Archivgut. Sie ergänzen die reine Wortsuche, indem sie eindeutig bestimmbare Entitäten referenzieren. Das Hessische Landesarchiv (HLA) und das Hessische Landesamt für geschichtliche Landeskunde (HLGL) erproben Verfahren, um die vorhandenen Erschließungsdaten effizient mit Normdaten zu verknüpfen.

Wer in Arcinsys das Suchwort „Neustadt“ eingibt, erhält Treffer zu einer Reihe von Orten mit diesem Namen. Effektiver wäre eine Suche nach einem bestimmten Ort Neustadt, wenn man nicht wortbasiert, sondern über einen eindeutigen Identifikator suchen könnte. Solche Identifikatoren bieten z. B. die Normda-

Nicht nur bessere Recherchierbarkeit, sondern auch eine größere Sichtbarkeit

tensätze der Gemeinsamen Normdatei (GND), die bei der Deutschen Nationalbibliothek gepflegt werden. Damit lässt sich Neustadt/Westerwald (GND: 4801521-0) eindeutig von Neustadt (Hessen) (GND: 7738692-9) unterscheiden.¹ Nun könnte man Orte noch über andere Identifikatoren (z. B. Ortskennziffern) eindeutig identifizieren. Die Normdaten der GND decken aber auch andere Geografika wie Flüsse, Berge, Gebiete etc. ab,

darüber hinaus auch Personen, Schlagworte und andere Entitätstypen. Damit ist die GND sehr gut geeignet, um zu Recherchezwecken inhaltliche Verbindungen zwischen verschiedenen Internetquellen herzustellen. Im Archivwesen wächst in letzter Zeit das Bewusstsein, dass über die Anreicherung von Erschließungsdaten mit Normdaten nicht nur eine bessere Recherchierbarkeit, sondern – durch die Vernetzungsmöglichkeit mit anderen Anbietern – eine größere Sichtbarkeit für die Archivalien erzielt werden kann.²

Das Archivinformationssystem Arcinsys Hessen kann durch die Mitwirkung einer Vielzahl von Archiven inzwischen eine sehr große Datenbasis für derartige Verknüpfungen aufweisen:³ Mittlerweile enthält die Datenbank 9,8 Millionen Verzeichnungseinheiten. Diese wiederum umfassen 55,7 Millionen Einzelbeschreibungen (also Aktentitel, Laufzeitangaben, Enthältvermerke usw.). Die Beschreibungen beinhalten rund zwei Millionen unterschiedliche Wörter und Begriffe, nach denen gesucht werden kann.



Damit Normdaten in Arcinsys angezeigt werden können, wurde im Datenmodell die Möglichkeit der Eintragung von Normdaten geschaffen. Exemplarisch wurden die Ortskarten des Hessischen Hauptstaatsarchivs Wiesbaden mit Ortsnormdaten versehen, so dass die Karten zu Neustadt/Westerwald sowohl mit der GND-Nummer als auch mit der Geonames-ID angezeigt und aufgerufen werden können.⁴

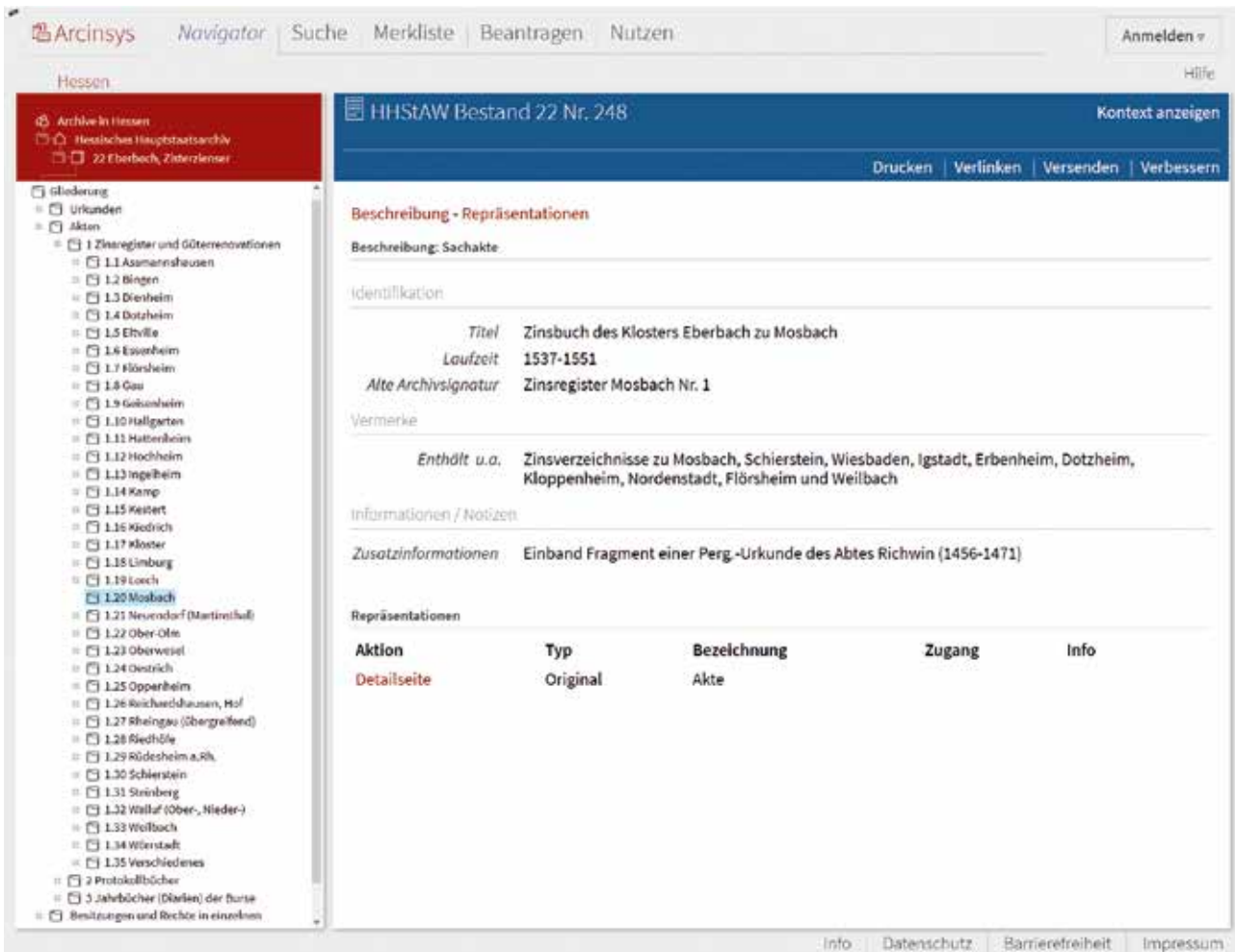
■ Automatisierte Anreicherung mit Ortsnormdaten

Der Einsatz von Normdaten bei der archivischen Erschließung bietet zahlreiche Vorteile. Freilich bindet er auch erhebliche Ressourcen – zumindest dann, wenn ausschließlich manuelle Verfahren zum Einsatz kommen. Bei einer ersten Untersuchung ausgewählter Bestände mit einem Gesamtumfang von 36.000 Verzeichnissen konnte eine durchschnittliche Zahl von einem Geografikum je Verzeichnung ermittelt werden. Führt man sich die Gesamtzahl der in Arcinsys nachgewiesenen Stücke vor Augen, wird schnell deutlich, dass eine retrospektive Anreicherung mit Normdaten nur über weitgehend automatisierte Verfahren bewältigt werden kann. Im Folgenden soll kurz der von HLA und

HLGL in dieser Hinsicht entwickelte Ansatz skizziert werden.

Um die in den Verzeichnissen begegnenden Geografika als entsprechende Entitäten erkennen zu können, bedarf es eines kontrollierten Vokabulars. Ein solches stellt im Rahmen des gemeinsamen Projekts das LAGIS-Modul „Historisches Ortslexikon“ dar. Es verzeichnet knapp 14.000 Siedlungsplätze auf dem Gebiet des heutigen Landes Hessen. Ergänzungen betreffen frühere Landesteile. Für das Anreicherungsverfahren stellt das „Historische Ortslexikon“ einen Webservice bereit, über den Angaben zur Verwaltungsgeschichte sowie verschiedene Identifikatoren – darunter die GND-Nummer – abgerufen werden können. Überhaupt gründet das Anreicherungsverfahren auf einer Koppelung von Webservices verschiedener Anbieter, deren Rückgabewerte von einem dedizierten Programm analysiert und verarbeitet werden (Abb. 1).⁵

Zinsbuch des Klosters Eberbach zu Mosbach (HHStAW Bestand 22 Nr. 248). Ansicht in Arcinsys⁶



Hessisches Landesarchiv | Eval-NER2Auth

Evaluierung: Start » HHStAW Bestand 22 » Nr. 248

|< < Defensetz 1017 von 3957 > >|

Überlieferungskontext

L HHStAW

- L 1 Alles Reich
 - L 1.3 Geistliche und Bildungsinstitute
 - L 1.3.1 Klöster und Stifte
 - L Eberbach, Zisterzienser
 - L Akten
 - L 1 Zinsregister und Güterrenovationen
 - L 1.20 Mosbach

Verzeichnungseinheit

Arcinsys-ID v3804448

Titel Zinsbuch des Klosters Eberbach zu Mosbach

Laufzeit 1537-1551

Enthält Zinsverzeichnisse zu Mosbach, Schierstein, Wiesbaden, Igstadt, Erbenheim, Dotzheim, Kloppenheim, Nordenstadt, Flörshelm und Weilbach

Zuletzt bearbeitet 2020-10-21 14:39:10

Normdaten

Ort, Gemeinde, Landkreis	LAGIS-ID	Geonames-ID	GND-Nummer	Vor Evaluation	Nach Evaluation
<input type="checkbox"/> Wiesbaden, Gem. Wiesbaden (Wiesbaden)	414000000	2809346	4066043-6	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
<input type="checkbox"/> Erbenheim, Gem. Wiesbaden (Wiesbaden)	414000130	2929777	7672537-6	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
<input type="checkbox"/> Mosbach, Gem. Wiesbaden (Wiesbaden)	41400014005	8630197	1064688497	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
<input type="checkbox"/> Dotzheim, Gem. Wiesbaden (Wiesbaden)	414000160	2935414	4469600-8	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
<input type="checkbox"/> Kloppenheim, Gem. Wiesbaden (Wiesbaden)	414000230	2887585	4301691-1	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
<input type="checkbox"/> Igstadt, Gem. Wiesbaden (Wiesbaden)	414000240	2896668	7643116-2	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
<input type="checkbox"/> Nordenstadt, Gem. Wiesbaden (Wiesbaden)	414000250	2862100	4213908-9	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
<input type="checkbox"/> Schierstein, Gem. Wiesbaden (Wiesbaden)	414000270	2839380	4108825-6	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
<input type="checkbox"/> Flörshelm, Gem. Flörshelm am Main (Main-Taunus-Kreis)	436004010	2926120	4017567-4	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
<input type="checkbox"/> Weilbach, Gem. Flörshelm am Main (Main-Taunus-Kreis)	436004020	2812632	4107879-2	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
<input type="checkbox"/> Eberbach, Gem. Eitville am Rhein (Rheingau-Taunus-Kreis)	43900303002	3208037	805130-6	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Ergänzungen (1 Ort je Zeile) — Beispiel: Mainz-Amdneburg#414000510

ERNEUT BESTÄTIGEN

Ausgangsbasis sind Arcinsys-Exporte der zu untersuchenden Bestände. Die in einer jeden Verzeichnung begegnenden Erschließungsfelder werden in einem ersten Schritt an DTA::CAB übergeben, einem im Kontext des Korpusprojekts „Deutsches Textarchiv“ (DTA) entstandenen Dienst.⁶ Die Software wurde ursprünglich für die linguistische Analyse historischer Texte entwickelt. Im Rahmen des hier skizzierten Ansatzes wird sie für die Eigennamenerkennung („Named Entity Recognition“, NER) eingesetzt. Dabei kann über einen sogenannten Analyzer – hier „norm.hgl.geo“ – auf die entsprechend aufbereiteten Daten aus dem Historischen Ortslexikon zurückgegriffen werden.

Mit der Erkennung von Eigennamen ist ein wichtiger erster Schritt getan, dem freilich weitere folgen müssen. Mehr als jeder sechste Ortsname in Hessen begegnet mehrfach, in der Spitze bis zu zwölfmal. Für die Disambiguierung müssen also weitere Untersuchungen angestellt werden, für die auf zusätzliche Webservices zurückgegriffen werden kann. Ein Arcinsys-Dienst

Zinsbuch des Klosters Eberbach zu Mosbach (HHStAW Bestand 22 Nr. 248). Ansicht in der Evaluierungsanwendung

liefert den vollständigen Überlieferungskontext, der erwähnte LAGIS-Dienst die benötigten Identifikatoren und Angaben zur Verwaltungsgeschichte.

Bei der weiteren Verarbeitung werden die ermittelten Kontextinformationen gewichtet und die Normdaten der als jeweils am wahrscheinlichsten identifizierten Orte zugewiesen. Um die Zuverlässigkeit des Verfahrens zu untersuchen, wurde es über eine eigens entwickelte Web-Anwendung evaluiert. Das Sample bestand aus vier Beständen mit den oben erwähnten 36.000 Verzeichnungen.

Abb. 2 zeigt das auch in Abb. 1 wiedergegebene Stück in der Evaluierungsanwendung. Es wird wenig überraschen, dass längst nicht alle Geografika so zuverlässig erkannt wurden wie im vorliegenden Beispiel. Insgesamt konnten rund 82 Prozent der Zuweisungen

durch die Evaluierung bestätigt werden. In jedem Fall lieferte sie wertvolle Erkenntnisse über die Ursachen von Fehlzusweisungen. Die weitere Analyse hat gezeigt, dass diese sich überwiegend einfach beheben lassen.

Angestrebt wird eine Zuverlässigkeit deutlich oberhalb der 90 Prozent.

Angestrebt wird eine Zuverlässigkeit deutlich oberhalb der 90 Prozent. Um solche Werte erreichen zu können, wird das Instrumentarium erweitert. Konkret ist das HLGL derzeit dabei, die Geometrien historischer Territorien und Herrschaften zu ermitteln, um mithilfe geografischer Algorithmen (Punkt-in-Polygon, Distanz) auf weitere Werkzeuge bei der Disambiguierung zugreifen zu können.

■ Weitere Schritte

Das beschriebene Kooperationsprojekt zwischen HLGL und HLA ist nicht die einzige Beschäftigung mit der Frage, wie Normdaten in Arcinsys hinterlegt werden können. Ein weiteres Projekt, das aus einer Transferarbeit an der Archivschule erwuchs, beschäftigt sich mit der Anreicherung von Verzeichnungsdatensätzen mit Personennormdaten. Am Beispiel des Bestands 304 des Hessischen Staatsarchivs Marburg (Ritterschaftliches Stift Kaufungen mit Stift Wetter) wurde erprobt, wie aus verschiedenen Ressourcen – z. B. Stammtafeln des Adels – geeignete kontrollierte Vokabulare erarbeitet werden können.⁷

Angesichts des großen Potentials, das Normdaten bieten, aber auch des damit verbundenen Aufwands, ist die gemeinsame Planung dieses Themengebiets ein Anliegen, das verschiedene Archivverwaltungen zusammenbringt. Ein Workshop der Arcinsys-Partner Hessen, Niedersachsen, Schleswig-Holstein und Bremen, der für November angesetzt war, diente dem Zweck, Ziele des Normdateneinsatzes, Methoden der Anreicherung und Umsetzungen in Arcinsys abzustimmen.

Stefan Aumann, Hessisches Landesamt für geschichtliche Landeskunde

Peter Sandner, Hessisches Landesarchiv

1 Vgl. <https://d-nb.info/gnd/4801521-0> bzw. <https://d-nb.info/gnd/7738692-9>.

2 Vgl. Wolfgang Krauth, Peter Sandner, Sina Westphal: Archivische Erschließung mit Normdaten, in: *Archivar. Zeitschrift für Archivwesen* 73/2 (2020), S. 142–144. Siehe auch https://www.archive.nrw.de/sites/default/files/media/files/Archivar_2020-2_Internet.pdf#page=24

3 Stand: 20. September 2021.

4 Vgl. bzw. <https://arcinsys.hessen.de/arcinsys/llist?nodeid=g90856&page=1&reload=true&sorting=40> – ein Beispiel: <https://arcinsys.hessen.de/arcinsys/detailAction.action?detailid=v488057>

5 Die detaillierte Beschreibung des Anreicherungsverfahrens ist Gegenstand der Verschriftlichung eines Beitrags auf dem 25. Archivwissenschaftlichen Kolloquium. Stefan Aumann: Automatisierte Anreicherung archivischer Verzeichnungseinheiten mit Normdaten, in: Irmgard Christa Becker u. a. (Hrsg.): *Nutzung 3.0 – Zwischen Hermeneutik und Technologie?* Beiträge zum 25. Archivwissenschaftlichen Kolloquium der Archivschule Marburg (in Vorbereitung).

6 Vgl. <https://www.deutsches-textarchiv.de/doku/software#cab> mit weiteren Literaturangaben. DTA::CAB kann auch über ein Web-Formular genutzt werden: <https://kaskade.dwds.de/demo/cab/>.

7 Vgl. Florian Lehrmann: Anreicherung von Findmitteln mit GND-Personennormdaten am Beispiel des Bestandes HStAM, 304 [Transferarbeit an der Archivschule Marburg 2021]. Eine Veröffentlichung in den E-Papers der Archivschule Marburg ist geplant.

8 Vgl. <https://arcinsys.hessen.de/arcinsys/detailAction?detailid=v3804448>.

■ Online-Schutzfristverkürzungsantrag in Arcinsys

Der neue Online-Schutzfristverkürzungsantrag macht es möglich, den ganzen Prozess von der Archivalien-Vorprüfung über die Antragstellung bis hin zur Bescheiderteilung in Arcinsys durchzuführen. Er wurde im vergangenen Jahr im Rahmen der Umsetzung des Onlinezugangsgesetzes (OZG), das zur Bereitstellung des Online-Antragsverfahrens verpflichtet, erarbeitet.

Schutzfristen – eine archivgesetzliche Vorgabe, die Nutzern häufig große Enttäuschungen und Mühen bereitet. Hat man die wichtige Archivalie, die man für seine Forschungsarbeit dringend benötigt, im Archivinforma-

tionssystem Arcinsys entdeckt, zeigt ein kleines rotes Schloss, dass dieses Stück noch Nutzungseinschränkungen unterliegt und man es keineswegs am nächsten Tag im Lesesaal einsehen kann. Oder man erhält Hin-

An das
Hessische Landesarchiv
Abt. Hessisches Staatsarchiv Darmstadt
Karolinenplatz 3
64289 Darmstadt

Der Antrag erfordert sorgfältige und möglichst umfassende Angaben.

Falls der vorgegebene Raum für die geforderten Angaben nicht ausreicht, verwenden Sie bitte ein gesondertes Blatt!

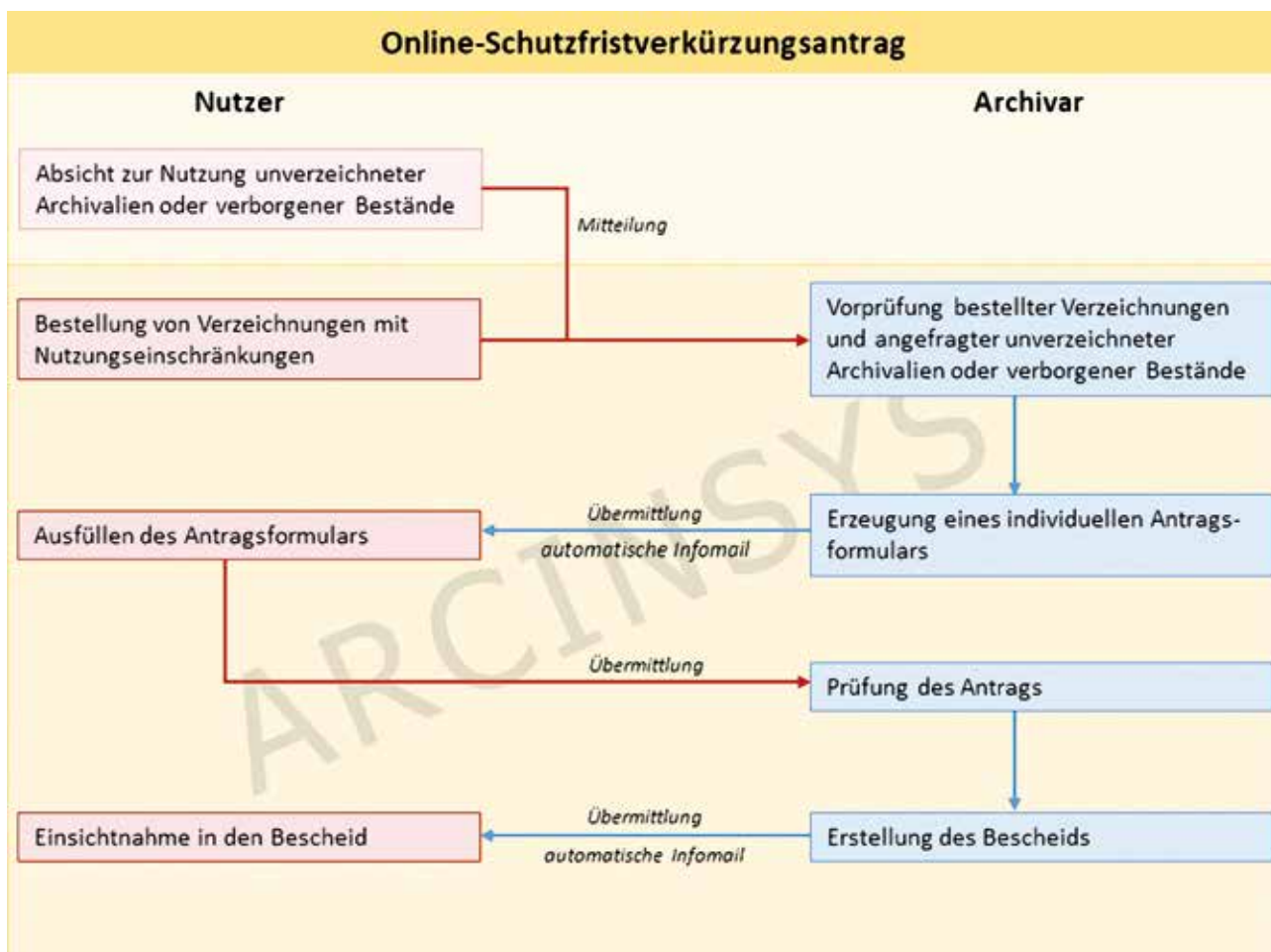
ANTRAG AUF VERKÜRZUNG VON SCHUTZFRISTEN

nach § 13 Abs. 5 des Hessischen Archivgesetzes vom 26. November 2012 (GVBl. S. 458), geändert durch Artikel 14 des Gesetzes vom 5. Oktober 2017 (GVBl. S. 294), bzw. § 12 des Bundesarchivgesetzes vom 10. März 2017 (BGBl. I S. 410), zuletzt geändert durch Artikel 2 des Gesetzes vom 4. Dezember 2018 (BGBl. I S. 2257) und § 5 der Nutzungsordnung für die Hessischen Staatsarchive vom 20. Dezember 2019 (StAnz.Nr. 4, 2020, S. 89–90)

1 ANTRAGSTELLER/IN UND AUFTRAGGEBER/IN:

Antragsteller/in
Vor- und Nachname:
Anschrift (zur Zustellung des Bescheids):
Telefonnummer (für evtl. Rückfragen):
E-Mail-Adresse (für evtl. Rückfragen):
ggf. Auftraggeber (mit Anschrift)*:

Das bisherige, analoge Formular für den Schutzfristverkürzungsantrag



weise auf neue, noch unerschlossene Archivalien oder ganze Bestände, in denen man gerne recherchieren möchte, aber die für die Öffentlichkeit noch nicht freigegeben sind. Die einzige Möglichkeit, die begehrten Informationen doch noch einzusehen, ist das Stellen eines Schutzfristverkürzungsantrags.

Bislang gab es dazu im Hessischen Landesarchiv eine Vorlage in Form eines nicht online ausfüllbaren pdf-Dokuments – oder vielmehr drei, für jede Abteilung eines –, das eine verwirrende Vielzahl von Fragen zum Antragsteller, den gewünschten Archivalien, dem Nutzungsvorhaben und etwaigen Reproduktionen enthielt. Auf Grundlage dieses Dokuments mussten die Nutzer selbst einen Schutzfristverkürzungsantrag formulieren, was oftmals weitere Korrespondenz mit dem Archiv erforderlich machte. Zuweilen stellte das Archiv auch erst bei Prüfung des Antrags fest, dass für die gewünschten Archivalien gar kein Schutzfristverkürzungsantrag erforderlich gewesen wäre, etwa weil die Archivalien aufgrund geänderter gesetzlicher Vorschriften keinen Nutzungseinschränkungen mehr unterlagen, oder weil es sich um Deposita handelte, für die das Hessische Archivgesetz nicht gilt und bei denen der Eigentümer über die Nutzung entscheidet.

Schema zur Bearbeitung des Online-Schutzfristverkürzungsantrags

Nach Abschluss der Prüfung wurde dem Nutzer der Bescheid in Briefform zugeschickt, was für Nutzer und Archivare gleichermaßen beschwerlich war. Zudem waren in Arcinsys, über das die gesamte Nutzerverwaltung im Hessischen Landesarchiv erfolgt, weder für Nutzer noch für Archivare Informationen über gestellte Schutzfristverkürzungsanträge oder Bescheide abrufbar.

Der neue Online-Schutzfristverkürzungsantrag vereinfacht die Antragstellung und -bearbeitung. Wie bisher liegt der erste Schritt beim Nutzer selbst: Er hat Archivalien bestellt, bei denen in Arcinsys noch Nutzungseinschränkungen angegeben sind, oder hat anderweitig Kenntnis von unerschlossenen Archivalien oder Beständen, in denen er recherchieren möchte. Nachdem er das Archiv informiert hat, dass er einen Schutzfristverkürzungsantrag stellen möchte, prüft das Archiv die vorhandenen Bestellungen, korrigiert in Arcinsys eventuell fälschlich bestehende Nutzungseinschränkungen oder klärt ab, ob es sich bei den Archivalien um Deposita handelt. Auf Grundlage dieser

Angaben zum Archivgut Speichern

Zu nutzendes Archivgut, das noch Schutzfristen unterliegt:

Bekannte Signaturen

Die Tabelle zeigt die von Ihnen bestellten Archivalien, für die ein Schutzfristverkürzungsantrag erforderlich ist. Markieren Sie die Archivalien, die Sie in den Schutzfristverkürzungsantrag aufnehmen möchten, mit „Ja“.

in Antrag aufnehmen	Signatur	Aktion
<input checked="" type="radio"/> Ja <input type="radio"/> Nein	HHS:AW, 418, 980	Detailseite
<input type="radio"/> Ja <input checked="" type="radio"/> Nein	HHS:AW, 418, 1133	Detailseite
<input checked="" type="radio"/> Ja <input type="radio"/> Nein	HHS:AW, 410, 45	Detailseite
<input checked="" type="radio"/> Ja <input type="radio"/> Nein	HHS:AW, 410, 61	Detailseite

Unverzeichnete Archivalien mit Schutzfristen

Personalakten der Poststelle Wiesbaden-Ost

Recherche in Beständen

Verborgene Bestände und Verzeichnisse:

HHS:AW Abt. 486

[Zurück](#) [Weiter](#)

Prüfung wird für den Nutzer ein individuelles Antragsformular erstellt, das ausschließlich die Archivalien enthält, für die der Schutzfristverkürzungsantrag gestellt werden muss. Auch unerschlossenes Archivgut oder verborgene Bestände, die der Nutzer gerne einsehen möchte, können hier vermerkt werden. Zudem hat der Archivar die Möglichkeit, weitere Informationen für den Nutzer hinzuzufügen.

Sobald das Formular erzeugt wurde, wird der Nutzer automatisch per E-Mail informiert. Auch wenn kein Schutzfristverkürzungsantrag erforderlich ist, oder wenn der Nutzer sich an den Depositgeber wenden muss, erhält er eine entsprechende Informationsmail.

Über den Menüpunkt „Beantragen“ kann der Nutzer die Seite „Meine Schutzfristanträge“ aufrufen. Sie bietet eine Übersicht über alle offenen Antragsformulare, übermittelten Schutzfristverkürzungsanträge und erteilten Bescheide, die für den Nutzer in Arcinsys Hessen gespeichert sind. Eine Statusspalte informiert über den Bearbeitungsstand; Links führen zu dem jeweili-

gen Antrag bzw. Bescheid, der sich direkt in Arcinsys öffnet.

Die technische Umsetzung des Antragsformulars folgt den Vorschriften der Datenschutz-Grundverordnung und der Archivgesetze der Arcinsys-Entwicklungspartner Hessen, Niedersachsen mit Bremen und Schleswig-Holstein. Um die Antragstellung zu beschleunigen, wurden in Arcinsys bereits vorhandene Daten nach Möglichkeit in die Eingabefelder des Antragsformulars übernommen, etwa Adressaten aus dem Nutzungsantrag, diejenigen bestellten Archivalien, für die ein Antrag erforderlich ist, oder die textlichen Angaben zu unerschlossenen Archivalien und Beständen, in denen der Nutzer gerne recherchieren möchte. Natürlich hat der Nutzer die Möglichkeit, bestimmte Archivalien vom Antrag auszuschließen oder noch weitere Recherchewünsche hinzuzufügen. Anders als der analoge Schutzfristverkürzungsantrag besteht das Online-Antragsformular aus mehreren Seiten mit verschiedenen Fragen nach Maßgabe des jeweiligen Landesarchivgesetzes, die in Abhängigkeit von den zu-

The screenshot shows the Arcinsys web interface. At the top, there are navigation tabs: 'Navigator', 'Suche', 'Merkmale', 'Beantragen', and 'Nutzen'. Below these are links for 'Hessen', 'Meine Nutzungsanträge und -formulare', and 'Meine Schutzfristanträge'. A user profile 'Mustermutzer' is visible in the top right corner. The main content area is titled 'Bescheid zum Schutzfristverkürzungsantrag Nr. 1'. It contains the following information:

- Archiv: HHStAW - Hessisches Hauptstaatsarchiv
- Antrag Nr.: 1
- Schutzfristverkürzungsantrag vom: 24.09.2021 12:49

Bescheid

Bescheid: HESSISCHES LANDESARCHIV – ABT. HESSISCHES HAUPTSTAATSARCHIV WIESBADEN

Schutzfristverkürzungsantrag Nr. 1 vom 14.09.2021
Nutzungsvorhaben: Wiesbadener Postbeamte in der NS-Zeit

NEUER BESCHIED
Sehr geehrter Herr Mustermutzer,
auf Ihren Antrag vom 14. September 2021 ergeht folgender Bescheid:

Zur Durchführung des angegebenen Nutzungsvorhabens verkürze ich die auf dem nachstehend bezeichneten Archivgut noch ruhende Schutzfrist

- HLA, HHStAW Abt. 418 Nr. 900
- HLA, HHStAW Abt. 410 Nr. 45
- HLA, HHStAW Abt. 410 Nr. 61

Diese Schutzfristenverkürzung gilt nur für den angegebenen Nutzungszweck und nur für Sie. Sie kann nicht auf andere Personen übertragen werden. Die Schutzfrist endet mit Eintritt der Bestandskraft dieses Bescheides.

AUFLAGEN
Die aus dem o.g. Archivgut erhobenen Einzelangaben über betroffene Personen oder beteiligte Dritte sind vor unbefugter Kenntniserlangung durch Dritte zu schützen.

At the bottom of the page, there are links for 'Info', 'Datenschutz', 'Barrierefreiheit', and 'Impressum'.

vor gemachten Angaben angezeigt werden. Der Nutzer bekommt somit nur noch die Fragen angezeigt, die für ihn relevant sind, was die Antragstellung erheblich erleichtert. Eine Zwischenspeichern-Funktion ermöglicht es, das Ausfüllen des Antrags zu unterbrechen und später fortzusetzen. Auch die Übermittlung des fertig ausgefüllten Schutzfristverkürzungsantrags an das Archiv erfolgt in Arcinsys. Erst danach sind keine Änderungen am Antrag mehr möglich.

Das Archiv prüft nun in Arcinsys den eingegangenen Schutzfristverkürzungsantrag und erstellt einen Bescheid. Wiederum wird der Nutzer per E-Mail informiert, wenn der Bescheid für ihn abrufbar ist. Er kann ihn nun – ebenso wie den Antrag selbst – in Arcinsys über die Seite „Meine Schutzfristanträge“ aufrufen.

Zusätzlich zu diesen Standardanforderungen gibt es noch einige Zusatzfunktionen. So werden dem Archivar bei der Erstellung des Antragsformulars etwaige Änderungen an den Bestellungen angezeigt, die durch Löschen, Aufhebung der Nutzungseinschränkung oder Erteilung von Nutzungsberechtigungen entstehen können. Zudem ist es möglich, dem Nutzer weitere Antragsformulare für seine Bestellungen zu übermitteln, z. B. wenn er Anträge für zwei verschiedene Themen oder Auftraggeber einreichen möchte, und bereits genehmigte Bescheide können ergänzt werden. Und auch das Widerspruchsrecht des Nutzers wurde be-

rücksichtigt: In diesem Fall kann für den Antrag ein neuer Bescheid erstellt werden.

Der neue Online-Schutzfristverkürzungsantrag in Arcinsys ist seit November im Einsatz.

Dorothee A.E. Sattler, Hessisches Landesarchiv

Digitale Gegenwart auf dem Weg ins Archiv

Ingestprozessmodul erleichtert künftig digitale Übernahmen

Das DIMAG-Ingestprozessmodul, das über fast zwei Jahre in enger Begleitung durch das Digitale Archiv Hessen von einem externen Dienstleister im Auftrag des HLA entwickelt wurde, automatisiert künftig alle Arbeitsschritte, die keine manuelle Eingabe erfordern.



Für die einen ist es ein visionärer Gedanke, für die anderen schlichtweg Erwartungshaltung: Digitale Unterlagen kommen ins Archiv und werden – alles auf Knopfdruck – auf Viren und Schadsoftware überprüft, in ein ewig lesbares Format migriert und in ein digitales Magazin überführt, wo sie dann, wie seit jeher üblich, verzeichnet werden, um im Nachhinein, ebenfalls per simplem Knopfdruck, die Antwort auf jede Forschungsfrage auszuspucken.

Diesem Traum kommt das Hessische Landesarchiv (HLA) nun einen ordentlichen Schritt näher. Das DI-

MAG-Ingestprozessmodul, kurz IPM, das über fast zwei Jahre in enger Begleitung durch das Digitale Archiv Hessen von einem externen Dienstleister im Auftrag des HLA entwickelt wurde, automatisiert alle Arbeits-

Ausweitung der Kapazität des Digitalen Archivs

schritte, die keine manuelle Eingabe erfordern. Was unspektakulär klingen mag, bedeutet eine immense Arbeitserleichterung und damit mittelfristig auch eine Ausweitung der Kapazität des Digitalen Archivs, das den digitalen Übernahmeprozess, den so genannten Ingest, bislang mit zahlreichen kleineren und größeren Tools und Hilfsmitteln für die einzelnen Bearbeitungsschritte bewältigt.

Das IPM ergänzt und ersetzt zugleich einige dieser Tools. Es ist in der Lage, verschiedene, dem Anspruch sogar nach alle Arten von digitalen Unterlagen zu verarbeiten. Das ermöglicht eine Prozesssteuerung, die – je nach Struktur des Zugangs – angepasste Workflows bietet. So können unterschiedliche Archivaliengattungen wie Dateisammlungen, strukturierte Daten aus Datenbanken oder E-Akten zielgerichtet bearbeitet werden. Es sichert die Primärdaten während der gesamten Bearbeitung und gleichzeitig steuert und protokolliert das IPM all diese Arbeitsschritte, die bislang einzeln und teilweise auch durch verschiedene Bearbeiter und Bearbeiterinnen vorgenommen werden. Jeder Schritt und jeder Eingriff auf die Daten bleibt so dauerhaft nachvollziehbar.

Das Ingestprozessmodul kommt zum Einsatz, sobald die Daten vom bisherigen Besitzer – in der Regel eine Dienststelle des Landes, aber auch Körperschaften und Privatpersonen – an das Landesarchiv übermit-

telt wurden. Das geschieht elektronisch, z.B. per Austauschplattform Hessen Drive oder per Datenträger. Abgesichert wird dieser für digitale Unterlagen störanfällige Vorgang über das ebenfalls vom HLA entwickelte Tool des DIMAG-Übergabeassistenten. Lieferungen mit sensiblen Informationen werden darüber hinaus für den Transfer verschlüsselt. Den Startpunkt für das IPM bildet sozusagen eine virtuelle Laderampe im Archiv selbst. Dabei prüft es zunächst, ob die Daten vollständig und virenfrei übermittelt wurden. Es analysiert Format und Datenstruktur, entpackt Container und entschlüsselt etwaige Transportsicherungen, sofern erforderlich. Alles das geschieht vollautomatisch. Anschließend können die Analyseergebnisse eingesehen und eine Ablieferung zurückgewiesen werden, wenn etwa Dateien beim Transport beschädigt wurden oder nicht den vereinbarten Vorgaben entsprechen. Sind keine Hindernisse erkennbar, lässt sich aus dem IPM auch eine Bestätigungsmail an die anbietende Stelle automatisiert generieren.

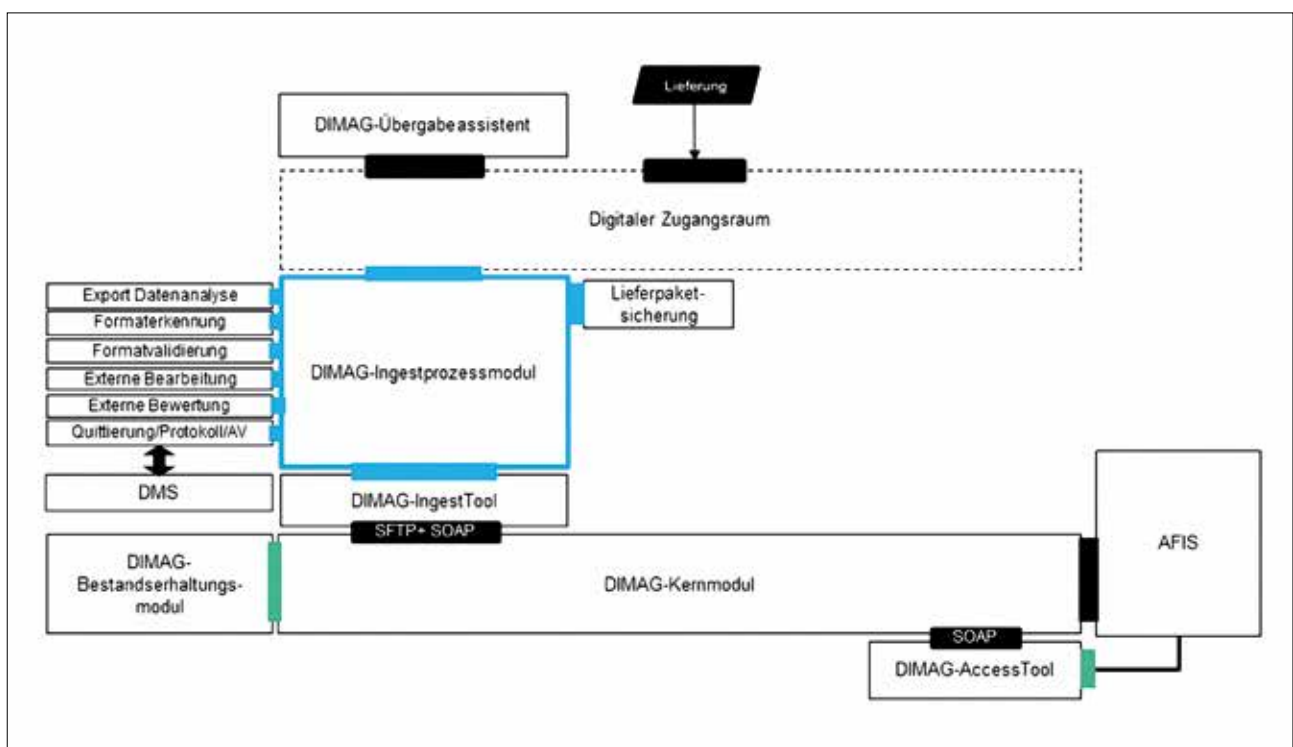
Stellt sich bei der Analyse heraus, dass manuelle Eingriffe durch das Archiv erforderlich sind, geschieht das in einem protokollierten Rahmen. Optional können ein oder mehrere Dateien exportiert und nachbearbeitet werden. Das ist zum Beispiel erforderlich, wenn Dateien in sehr speziellen Dateiformaten geliefert wurden, die vor der Archivierung in ein lesbares Format gewandelt werden müssen. Die betroffenen Dateien werden dann als „vom Archiv bearbeitet“ gekennzeichnet. Stellt sich zudem heraus, dass die Unterlagen vor der Archivierung

nachkassiert oder vorstrukturiert werden müssen, ist das ebenfalls in diesem protokollierten Rahmen möglich. Auch die Ergebnisse der vom IPM vorgenommenen Analysen können zur genaueren Betrachtung exportiert werden. Am Ende des Prozesses gibt das IPM ein strukturiertes Datenpaket (BagIt) aus, das alle Informationen zur weiteren Verarbeitung mit dem DIMAG-Modul IngestTool enthält. Doch erst wenn die Unterlagen mit Hilfe des DIMAG-Moduls IngestTool im Digitalen Magazin vollständig archiviert wurden, werden die Daten im Ingestprozessmodul gelöscht. Das IPM eignet sich in besonderem Maße für die Bearbeitung großer Mengen und soll zur weiteren Arbeitserleichterung fortlaufend weiterentwickelt werden, etwa um den Durchlauf von Standardfällen weiter zu automatisieren.



Innerhalb des DIMAG-Verbunds, dem zwischenzeitlich elf Landesarchivverwaltungen angeschlossen sind, obliegt dem Hessischen Landesarchiv die Verantwortung für den Ingest, also den Weg von der Abgabe di-

Das IPM bildet das Herzstück des künftigen Workflows



The screenshot displays the Ingestmanager interface with a table of project entries. The table has columns for ID, Lieferant (TIN), Erstellungsdatum, Beendigungsdatum, Größe (MB), Dateianzahl, Aktion, Zuweisung, Bestand, and Status. Below the table, there are sections for 'Lieferanteninformationen' and 'Prozesslauf und Parameter'.

ID	Lieferant (TIN)	Erstellungsdatum	Beendigungsdatum	Größe (MB)	Dateianzahl	Aktion	Zuweisung	Bestand	Status
1	004 bagged_NBU_uk	30.07.2021	30.07.2021	0.4881	18				In IP-Bearbeitung
2	HL_004_bag_1102	30.07.2021	30.07.2021	68.2046	39				In Aufteilung
3	HL_004_1102	30.07.2021	30.07.2021	0.4881	18				Analyse abgeschlossen
4	MI 004 bagged_NEU2	30.07.2021	30.07.2021	0.5307	3	Test	8/5/2021	Test	In IP-Bearbeitung
5	HL_004_bag_Aufteilung	30.07.2021	30.07.2021	68.2046	39				In Aufteilung
6	MI 004 bagged_NEU2 2	06.09.2021	06.09.2021	0.5307	3	Test	8/5/2021	Test	In IP-Bearbeitung
7	MI 004 bagged_NEU2 2	06.09.2021	06.09.2021	0.5307	3	Test	8/5/2021	Test	Analyse fertigstellen

Lieferanteninformationen: 004 bagged_NBU_uk

Prozesslauf und Parameter:

Formname: IP01 aktiveren

application/pdf: 160/554

Workflow: Workflow A

Verfügbare Workflows:

gitaler Unterlagen durch eine anbietende Stelle bis zur Tür ins digitale Magazin, dem DIMAG-Kernmodul. Dies beinhaltet in besonderem Maße die Aufgabe, Lösungen für diesen vielschichtigen Prozess für alle Verbundpartner zu entwickeln. Das IPM muss daher als Baustein im DIMAG-Verbund mit allen Modulen kompatibel sein. Es bietet nicht nur den großen Landesarchiven, sondern auch den kommunalen Anwendern Erleichterungen im Praxisalltag. Da das IPM diese Zielgruppe von Anfang an in ihrer Vielfältigkeit im Blick hatte, wurde bei der Entwicklung auf die unterschiedlichen Bedürfnisse der Partnerarchive mit geachtet. Dies hält den potentiellen Anwenderkreis groß, reduziert aber, zumindest in der Anfangsphase, die Möglichkeiten einer Vollautomatisierung des Ingests. Entsprechend muss man das IPM als Mittelweg zwischen der benötigten Flexibilität und der ebenfalls gewünschten Standardisierung der Abläufe betrachten. Bis das Ingestprozessmodul in der nunmehr fertiggestellten ersten Version zum Einsatz kommen und allen Partnern zur Verfügung gestellt werden kann, sollen noch einige kleinere Verbesserungen und qualitätssichernde Anpassungen erfolgen. Für das kommende Jahr ist vorgesehen, das Programm im Regelbetrieb zu nutzen.

Bewerten, übernehmen, verzeichnen, aufbewahren, zugänglich machen. So sieht die Arbeitspraxis in Archiven seit Jahrzehnten aus. Es sollte aus Sicht der Archive keinen Grund geben, von diesen Abläufen bei digitalem Material abzuweichen. Auch die Organisationsstruktur des Hessischen Landesarchivs richtet sich nach diesen Abläufen aus. Sicher wird es noch viele Jahre dauern, bis die Überlieferung der Behörden vollständig in elektronischer Form an die Archive gelangt.

Der Ingestmanager behält den Bearbeitungsstand aller Projekte stets im Blick

Aber der Anteil wächst bereits jetzt kontinuierlich an und wird dies weiterhin absehbar tun. Dabei erweist sich digitales Archivgut als ebenso vielfältig in Form und Herkunft wie analoges. Neben elektronischen Akten und Publikationen der Behörden geht es um Webseiten, Dateisammlungen, Einzeldokumente, Datenbanken, Bilddateien, Filme und zuweilen auch Social Media Accounts. Niemand kann heute sagen, welche Formate und Trends in Zukunft auf uns zukommen. Sehr wahrscheinlich bleiben sie jedoch heterogen in ihrer Regelmäßigkeit, in Umfang, Format, Aktualität und damit auch in den Anforderungen an ihre dauerhafte Archivierung. Um die Flut der Dateien überhaupt bewältigen zu können und neuen oder besonderen Formaten überhaupt angemessen gerecht zu werden, ist möglichst alles zu automatisieren, was regelmäßig anfällt. Die eingangs geschilderte Vision, dass ein digitales Lieferpaket von den Behörden hochgeladen wird und am Schluss viren- und verlustfrei in einem für die Langzeitarchivierung geeigneten Format in einem digitalen Magazin landet, bleibt Orientierungslinie. Auch wenn jedes neue Tool immer nur einen Moment im beschleunigten Entwicklungsprozess digitaler Medien abbilden kann, können sich Archive der Mühe nicht entziehen, Schritt zu halten, um ihren Auftrag und damit ihre Existenzberechtigung nicht zu gefährden. Das IPM zeigt, dass dies erfolgreich gelingen kann.

Nicole Röck, Hessisches Landesarchiv

■ Publikations- hinweis

Sammelband „Zwischen Schuld und Profit. Abwicklung des Weltkonzerns IG Farbenindustrie AG“

Nachdem die Tagung zur IG Farben Corona-bedingt leider ausfallen musste, wird voraussichtlich Anfang 2022 ein Sammelband mit den meisten der geplanten Tagungsbeiträge im Verlag der Historischen Kommission für Hessen erscheinen, herausgegeben vom Hessischen Hauptstaatsarchiv Wiesbaden in Kooperation mit der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung.

Das Archiv der IG Farben im Wiesbadener Bestand 2092 liegt seit Ende 2020 vollständig erschlossen vor. Der Band nähert sich einerseits der archivischen Überlieferung zum ehemals größten Chemiekonzern, andererseits greift er unterschiedliche Aspekte der schwierigen und sich über 60 Jahre hinziehenden Abwicklungsgeschichte auf. Dass dabei die Frage nach Entschädigung ehemaliger Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter eine herausragende Rolle spielt, entspricht auch dem Zuschnitt Bestandes 2092 im Hessischen Hauptstaatsarchiv Wiesbaden.

Der Band soll darüber hinaus zu weiteren Forschungen im Bereich der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften, aber auch der Rechtsgeschichte und lokaler Forschungen anregen.

Impressum

Archivnachrichten aus Hessen
Heft 21/2, 2021
ISSN 1865-2816

Herausgeber:
Hessisches Landesarchiv in Zusammenarbeit mit dem Verband deutscher Archivarinnen und Archivare e. V. / Landesverband Hessen (VdA) und dem Verband hessischer Kommunalarchivarinnen und Kommunalarchivare (VhK)

Sitz der Redaktion:
Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden
Mosbacher Str. 55, 65187 Wiesbaden
Tel.: 0611/881-0; Fax: 0611/881-145

Druck:
Zarbock GmbH & Co. KG, Frankfurt am Main

Redaktion:
Dr. Rouven Pons
Dorothee A.E. Sattler M.A.

Gestaltung, Bildbearbeitung:
wellKOM. Kommunikationsdesign GmbH,
Wiesbaden

Die digitale Version der **archiv**nachrichten aus Hessen finden Sie auf der Homepage des Hessischen Landesarchivs unter www.landesarchiv.hessen.de

Die Abbildungen im Heft stammen, wenn nicht anders angegeben, aus den Beständen der berichterstattenden Einrichtung.

Titelbild:
Erinnerungsbild zur Einweihung der Frankfurter Hauptsynagoge in der Judengasse, 1860 (HStAD Best. R 4 Nr. 24241)



Königliche Schauspiele.
 Die Hugenotten.
 C'est à l'histoire, sur les Trébuchets de Sully, d'après un Essai de M. de Voltaire sur les Trébuchets de Sully, d'après un Essai de M. de Voltaire sur les Trébuchets de Sully.



דבר כי זה השם אשר אבן עזריאל השתמש בו
 כענין והבית עם מעלתו בבית המדרש
 מלפניו בקופה וקטנה מהם על ידו והו' ג' טעם
 זה מילדי וכתבתי עם בנות ביתי ובעלתי
 והיא עם עמי חסדו עם ביתי אשר אבן
 שיהיה אחת היו נאמרת את יחוד אבותיכם ועלם
 עם כבודם וכל קטנים ואחי מידי אבי עם בית
 אשר בספרו וספרת ויהי חסדו רב ויחידו ורחמי
 עשוי בדרך מלחמה וספרת וספרת וספרת
 עם בן יחידים כבודם וספרת וספרת וספרת
 ודע יחידים כבודם וספרת וספרת וספרת
 עם בנים וכל יחידים כבודם וספרת וספרת
 וספרת וספרת וספרת וספרת וספרת וספרת
 וספרת וספרת וספרת וספרת וספרת וספרת
 וספרת וספרת וספרת וספרת וספרת וספרת
 וספרת וספרת וספרת וספרת וספרת וספרת



**Evangelische
 Trübsalhilfe**
 Chplerstraße
 10

